othek
00

2899

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 h. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

10.33.
Staatliche Bibliothek
Regensburg
Hist. pol. III 450/5

77

318

Geschichte Frankreichs

vom

Ursprung der Monarchie

bis

zur Hinrichtung Ludwigs XVI.

Nach den besten Quellen bearbeitet.

GEWERBS-VEREIN.

Fünfter B

Berlin,
bei Gottfried Karl Nauck.
1793.

G 72/1068
Staatliche Bibliothek
Regensburg

Zwey und vierzigste Vorlesung.

Fortgesetzte Regierungs-Geschichte Heinrichs II.

In der Zeit, da Frankreichs Waffen in Italien ohne Glück waren, fiel in den Niederlanden etwas vor, was den Herzog von Guise aus seiner unrühmlichen Lage herausriß, und zu würdigern Geschäften rief. Philipp beschloß, Frankreich da anzugreifen, wo er es am schwächsten zu seyn glaubte, und dadurch der Welt zu zeigen, daß sein Vater, Carl V. sich nicht geirrt habe, indem er das Heft der Regierung seinen Händen überließ. Er brachte in den Niederlanden ein Heer von 50000 Mann zusammen, und vertrauete solches dem Herzoge Emanuel von Savoyen, dem berühmtesten Feldherrn seiner Zeit. Allein nach der ihm eignen Vorsichtigkeit suchte er sich durch eine andre Macht, bey dem Versuche, den er machen wollte,

Frankreich zu demüthigen, Hülfe zu erwerben, und that deswegen selbst eine Reise nach England, wo es ihm leicht gelang, seine Gemahlin Marie, die ihn sehr liebte, dahin zu vermögen, daß sie in der Mitte des Jahrs 1557 Krieg wider Heinrich II. erklären, und 12000 Engländer zu dem Herzoge von Savoyen stoßen ließ.

Dies war freylich dem Vertrage zuwider, den Marie, bey ihrer Vermählung mit Philippen, gegen Frankreich eingegangen war: daß sie bey den Kriegen des Hauses Oesterreich völlig unparteyisch bleiben wollte. Sie konnte deswegen auch auf die Beystimmung, und Hülfe ihres Parlements, nicht rechnen, sondern muste hierbey aus willkührlicher Macht handeln. Der französische Hof war durch die Kosten des italiänischen Kriegs so erschöpft, daß der Admiral Coligny, der in der Picardie Statthalter war, der furchtbaren Macht Philipps nur eine Handvoll Truppen entgegen stellen konnte.

Der Herzog von Savoyen eröfnete den Feldzug mit einem Meisterstreiche, der Philipps Wahl vollkommen rechtfertigte: denn er stellte sich, als wolle er durch Champagne ins Herz des Reichs eindringen, und bewog dadurch den Feind, daß er seine ganze Macht

da

da zusammen zog. Durch viele verstellte Märsche, bey denen bald Rocroy, bald Marienburg, bald Guise bedrohet wurde, erreichte er seine Absicht, Heinrichen irre zu machen, und sobald er sahe, daß ihm sein Kunstgriff gelungen war, flog er mit großer Eile nach der Picardie, und berennte St. Quentin. Der Admiral Coligny glaubte, seine Ehre erfordere es, diesen wichtigen Platz zu behaupten: er warf sich also mit so viel Truppen, als er in der Eil aufbringen konnte, in die belagerte Stadt, sein Oheim, der Connetable Montmorenci aber, rückte mit 28000 Mann zu deren Entsatze an. Weil er sich aber zu schwach fühlte, mit dem Herzoge von Savoyen zum Treffen zu kommen, so bemühete er sich, die Besatzung von St. Quentin zu verstärken. Es wollte anfangs nicht gelingen, endlich wieß ihm der Admiral einen Weg durch einen Morast an, auf den die Belagerer keine Acht hatten, und er rückte hierauf mit seiner ganzen Macht an, um diese Verstärkung zu unterstützen. Der Herzog von Savoyen sahe sich in der ersten Bestürzung, bey dem Ueberfalle des Connetable gezwungen, sich nach dem Quartier des Grafen Egmont zu flüchten, und wären ihm nicht die tapfern englischen Truppen, unter dem Lord Pembrocke zu Hülfe gekommen, so hätte er eine gänzliche Niederlage erlitten.

Des Admirals Coligny Bruder, Andelot, führte den Haufen, der bestimmt war, sich in die belagerte Stadt zu werfen; allein er bewieß dabey mehr Muth, als Klugheit. Seine Leute fielen den Feind mit wüthendem Ungestüm an, geriethen aber bald in Unordnung, und kamen theils im Moraste um, theils wurden sie in Stücken gehauen; nur 500 der verwegensten schlugen sich, samt ihm, durch, und kamen in die Festung. Der Connetable war indeß, im Angesicht eines ihm weit überlegenen Feindes so weit vorgerückt, daß es ihm unmöglich ward, sich mit Sicherheit zurückzuziehen. Der Herzog von Savoyen bemerkte den Fehler, den jener begangen hatte, und stellte seine Leute in Schlachtordnung, um die Franzosen in dem Augenblick anzugreifen, da sie sich zurückziehn würden. Er schickte den Grafen von Egmont, an der Spitze der englischen, und spanischen Reuterey ab, um den Franzosen durch einen engen Weg, den man bisher für unzugänglich gehalten hatte, in die Seite zu dringen, indeß er sie von vorn angriff. Dies brachte sie völlig in Unordnung, und er gewann auf eine entscheidende Art das Feld. Bey 4000 Franzosen blieben auf dem Platze, fast das ganze übrige Fußvolk ward zu Gefangnen gemacht, und alles schwere Geschütz, nebst dem Gepäcke, gieng verlohren. Ein Prinz

vom

vom Geblüte, der tapfre Herzog von Anguien, nebst 600 Edelleuten, lag auf der Wahlstatt, der Connetable war schwer verwundet, und gefangen, mit ihm aber die Herzoge von Montpensier, und Longueville, wie auch der Marschall von St. Andree, und 300 vom französischen Adel. Der Verlust der Spanier hingegen betrug nicht 100 Mann: kurz, der Sieg war so entscheidend, und die Niederlage des französischen Heers so vollständig, daß der Kayser Carl V. als ihm die Nachricht davon in die Einsamkeit seines Klosters gebracht wurde, den Abgeordneten fragte: ob sein Sohn nicht Paris bereits inne hätte?

In der That kam auch bey einem Kriegsrathe, den Philipp gleich nach dem Treffen hielt, der Vorschlag in Betrachtung: ob es nicht rathsamer sey, von St. Quentin weg, und gerad' auf die Hauptstadt los zugehen? Allein der Herzog von Savoyen war aus dem Grunde dawider, daß man denn gar zu viel feste Plätze im Rücken lassen müsse; Philipp beschloß daher, die Belagerung von St. Quentin schärfer zu betreiben. Diese Vorsicht, und des Admirals Coligny tapfre Gegenwehr retteten das Reich, und gaben Heinrichen, so wie seinen Feldherren Zeit, sich von ihrer Bestürzung zu erhohlen. Noch siebzehn Tage lang verthei-

digte Coligny die Festung gegen die vereinigten Kräfte der Spanier, Niederländer, und Britten, bis er endlich an der Bresche überwältigt, und gefangen genommen, die Besatzung aber niedergehauen ward.

Verschiedene andre Festungen hatten das Schicksal von St. Quentin, und die Engländer drangen nun aufs neue in Philippen, auf Paris loszugehn, da die Hindernisse, die ihn bisher abhielten, nun gehoben wären. Allein noch ein mächtigeres kam dazwischen: die vornehmsten des französischen Adels boten dem Könige einmüthig ihr Geld, und ihre Dienste, zu Rettung ihres Vaterlands, an. Sein Heer wuchs bey Laon mit jedem Tage, der Herzog von Guise kam, in eiligen Märschen, aus Italien zurück, und die Schweitzer erklärten sich auch für Frankreich. So wenig auch der Herzog von seinen Thaten in Italien rühmen konnte, ward er doch als der Schutzengel Frankreichs betrachtet, als er zurück kam, und Heinrich erklärte ihn zu seinem Verweser im ganzen Reiche. Die Gefangenschaft, in welcher sein Gegner der Connetable, und dessen Neffe der Admiral, sich befanden, machten dem Herzoge von Guise den Weg zum höchsten Ansehn bey Heinrichs Hofe eben, und er setzte sich in seiner Gewalt beym Heere so fest, daß es jenen seinen Nebenbuhlern,

buhlern, nach ihrer Befreyung, nicht ferner möglich war, ihn daraus zu verdrängen. Hieraus entstanden zwo Partheyen im Reiche, denen die Religion in der Folge zum Vorwand dienen muste, einander zu bekriegen, und eben dieser Anlaß zu bürgerlichem Zwist, der Frankreich bis ans Ende des 16ten Jahrhunderts zerrüttete, war die unglücklichste Folge der Niederlage bey St. Quentin.

Es gelang dem Herzog, auf seinem Rückzuge aus Italien, einen gefährlichen Anschlag zu vereiteln, den ein Unterthan des Herzogs von Savoyen, Nicolas Polvilliers, gemacht hatte, Lyon zu überrumpeln. Dieser hatte 10000 Mann unter dem Vorwande zusammen gebracht, sie in die Niederlande zu führen; plötzlich aber gieng er mit ihnen bey Basel über den Rhein, und, allem Anscheine nach, war sein Vorsatz, Lyon zu überfallen; allein er fand schon zu Bourg in Breße einen Theil von des Herzogs von Guise Truppen, die ihn nöthigten, nach dem Elsaß zurückzugehen.

Heinrich war durch die ungemein großen Kriegssteuern seines Adels in Stand gesezt, das Heer des Herzogs von Guise mit 14000 Schweitzern zu vermehren; auch ein Theil von Philipps deutschen Trup-

pen traten in seine Dienste, weil sie von jenem keinen richtigen Sold erhielten. Die Engländer waren misvergnügt, daß der Herzog von Savoyen nicht vor Paris gegangen war, und weigerten sich, unter Philippen zu dienen, weil sie den stolzen Uebermuth der Spanier nicht ertragen konnten. Unter diesen für Heinrich vortheilhaften Umständen wagte es Philipp nicht, seinen Sieg zu verfolgen, und tiefer in Frankreich einzudringen, sondern schickte sein Heer in die Winterquartiere.

Allein hier war für sie an keine lange Ruhe zu denken; denn der Herzog von Guise sann darauf, etwas wichtiges auszuführen, das den hohen Erwartungen Heinrichs, und des Vaterlandes von ihm entspräche. Er gieng damit um, Calais mitten im Winter anzugreifen, und diesen wichtigen Platz den Engländern zu entreissen; ein Entwurf, der ursprünglich das Werk des Admirals Coligny gewesen seyn soll, der diesen Schlüssel zu Frankreich heimlich hatte besichtigen lassen, und hiernach einen schriftlichen Plan aufgesezt hatte, dessen Ausführung der Herzog mit eben so viel Klugheit, als Glück über sich nahm. Er ließ die französischen Kriegsschiffe und Kaper alle nach der Meerenge bey Dover seegeln, dem Scheine nach auf

die

die englischen Kauffahrer zu kreuzen, ihre Führer aber hatten geheime Anweisung sich zu einem großen Unternehmen bereit zu halten. Ein starker Haufe Truppen zog sich zwischen Ham, und St. Quentin zusammen, und setzte sich darauf bey Boulogne, um, wie es schien, die Einwohner dieser Provinz vor den Plünderungen der Spanier zu decken. Ein andrer, unter dem Herzog von Nevers, zog sich langsam gegen Luxemburg, lenkte die Aufmerksamkeit der Spanier auf diese Seite, wandte aber plözlich um, und stieß zum Herzoge von Guise, der nun an der Spitze einer zahlreichen Macht am ersten Jenner 1558 vor Calais erschien.

Lord Wentworth war damals Befehlshaber dieses wichtigen Platzes, aber mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen, solchen vertheidigen zu können; denn aus einer unverantwortlichen Nachläßigkeit seines Hofes, hatte er nur 700 Mann unter sich, da man die übrigen gegen den Winter abgedankt hatte, weil man glaubte, Frankreich sey zu ohnmächtig, auf ein solches Unternehmen zu denken, und der Ort zu fest durch seine Lage, um im Winter erobert werden zu können.

Es kam alles hierbey auf Geschwindigkeit an, und der Herzog wandte solche mit dem besten Erfolge an.

Mit

Mit dem ersten Angriff trieb er die Engländer aus dem Fort St. Agathe, auch das Fort Newham musten sie, obwohl nach tapfrer Gegenwehr, und mittelst eines rühmlichen Vergleichs, räumen. Diese beyden Forts dekten einen Damm, der mitten in unzugänglichen Moråsten lag, und der einzige Zugang zur Stadt war. Nur das Fort Rysbanck, welches den Hafen bestrich, war jezt noch übrig, und dies eroberten die Franzosen mit stürmender Hand, so daß die Besatzung sich zu Gefangnen ergeben muste.

Als der Herzog Meister vom Hafen war, ließ er eine gewaltige Menge von Schanzkörben aus den Schiffen ans Land bringen, und damit die Moråste ausfüllen, durch welche die Stadt nach der Landseite bedeckt ward. Umsonst wandte Lord Wentworth alles an, die Stadt zu behaupten: er muste, da er nun aus allen Forts, die sie vertheidigten, getrieben, und seine Besatzung bis auf 200 Mann geschmolzen war, sich zu einem Vergleich erbiethen, mittelst dessen Calais, nach einer tapfern Vertheidigung von acht Tagen, in die Hände des Herzogs von Guise übergieng. Nur 150 Mann von der Besatzung erhielten die Freyheit, nach England oder Flandern zurückzugehen; eben dies ward auch den Einwohnern gestattet, doch ohne etwas

mitzu

mitzunehmen, der Lord aber, und die vornehmsten Befehlshaber musten sich zu Gefangnen ergeben.

Der Herzog ließ den Engländern nicht Zeit, sich von diesem harten Schlage zu erhohlen, sondern gieng, um sie aus Frankreich völlig zu vertreiben, vor Guines, den einzigen Ort, der noch zwischen Calais, und andern französischen Plätzen, in den Händen der Engländer war. Lord Grey vertheidigte ihn, mit einer zahlreichen Besatzung, herzhaft, nachdem er aber einen hitzigen Angriff ausgehalten hatte, muste er sich auf gleiche Bedingungen, wie die zu Calais, ergeben. Die Schanze Hames ward hierauf von den Engländern verlassen, und hiermit war, in Monatsfrist, die Eroberung von Calais, mit allen darzu gehörigen Plätzen, vollendet, nachdem dieser Schlüssel zu Frankreich 210 Jahr in Englands Besitze gewesen war.

Diese ruhmvolle That setzte den Herzog von Guise, bey seinen Landsleuten, und dem ganzen Europa, auf einen solchen Gipfel des Ansehens, als tief die Verachtung war, in welche Marie, und ihre Regierung dadurch bey der englischen Nation herabsank. Heinrich besezte die Stadt mit seinen eignen Unterthanen wieder, und versah sie mit einer zahlreichen

Mannschaft, deren Befehlshaber der Herr von Thermes, ein geschickter Feldherr, ward.

Er berief hierauf im Jahr. 1558 eine Versammlung der Stände, um eine Hülfe zur Fortsetzung des Kriegs zu erhalten, fand solche auch sehr willig, ihm drey Millionen französischer Pfunde zu bestimmen. Hierauf trat er mit dem Dauphin die Reise nach Calais an, um seine Eroberung zu besehen, und die Gränze zu untersuchen, hielt auch einen öffentlichen Einzug in die eroberte Stadt.

So sehr diese Eroberung die Prinzen vom Hause Guise hob, so abscheulich waren die Maaßregeln, deren sie sich nun zu bedienen anfiengen, sich in der Gunst Heinrichs unumschränkt zu befestigen. Der Connetable war ihnen im Wege, sie wusten, daß er sie hasse, und seine Eyfersucht, wegen der großen Dienste, die sie dem Reiche neuerlich geleistet hatten, ließ sich nicht verheelen. Um ihn nach, und nach zu stürzen, suchten sie zuerst seinen Neffen, den von Andelot, und den Admiral Coligny, welchen beyden der Connetable sehr zugethan war, obwohl er in Religions-Sachen anders, als sie, dachte, bey dem Könige zu untergraben.

Sie

Sie kannten des Königs Eyfer für die catholische Kirche, und diesen brauchten sie, als das würksamste Mittel, ihn wider jene beyden einzunehmen, die nicht allein als Protestanten ihnen bekannt waren, sondern von der protestantischen Parthey, zu welcher damals fast die Hälfte der Einwohner des Reichs gehörte, als ihre Häupter betrachtet wurden. Der König hatte noch im Jahr 1557 zu Paris einige Protestanten hinrichten lassen, deren ganzes Verbrechen darinn bestand, daß sie heimlich zu ihrem Gottesdienste zusammen gekommen waren.

Ehe sie diese Maaßregeln ihre Würkung thun ließen, drangen die Prinzen von Guise auf die Vollziehung der lange verabredeten Vermählung des Dauphins mit ihrer Nichte, der jungen Königin von Schottland, Maria. Sie ward im Frühlinge 1558 vollzogen, und die Mutter der jungen Königin versicherte, durch eine Urkunde, selbst auf den Fall, daß Maria ohne Erben stürbe, Schottland dem Dauphin als ein Geschenk. Es wohnten acht schottische Gevollmächtigte dieser Feyerlichkeit bey, worunter vier dagegen Einwendung machten: daß dem Dauphin, wegen dieser Ehe, die schottische Krone zugestanden werden solle. Diese viere starben auf ihrer Rückreise, nicht ohne

sichtbare Merkmaale, daß ihnen, auf Anregen der Prinzen von Guise, Gift sey beygebracht worden.

In eben diesem Jahre kam die Herzogin von Lothringen nach Peronne, um ihren Sohn, der in Frankreich erzogen ward, zu besuchen, und dieser Besuch gab Anlaß, den von Andelot zu stürzen. Sie brachte den Bischoff von Arras, Granvella, mit sich, und der Cardinal von Lothringen begleitete den jungen Herzog. Diese beyden Minister hielten geheime Unterredungen mit einander, und der Untergang der protestantischen Religion in Frankreich soll darinnen zuerst seyn verabredet worden. Granvella schmeichelte dem Cardinal durch die Aufmunterung: sich als das Werkzeug anzusehen, durch welches diese Ketzerey, die sich, selbst unter den Großen beyder Reiche, ausbreitete, völlig könnte gedämpft werden.

Der Cardinal von Lothringen wuste Heinrichen, bey seiner Rückkunft, für diesen Entwurf völlig einzunehmen, und berichtete ihm, daß Andelot, und dessen Bruder, der Admiral, nicht allein selbst von dem Gifte dieser Ketzerey angesteckt wären, sondern auch andere zu verführen suchten. Der König, der Andeloten liebte, und von Natur leutselig war, weigerte sich,

so etwas von ihm zu glauben, er ließ ihn deßhalb an den Hof kommen, und vorher warnend erinnern: auf das, was er ihn öffentlich fragen würde, freymüthig zu antworten, weil er gewiß glaubte, daß er sich von diesem Verdacht würde reinigen können. Dieser erschien, ward vom Könige zur Tafel gezogen, und seiner Grundsätze wegen befragt, worauf er mit ungemeiner Freymüthigkeit gestand: so willig er auch sey, Blut, und Leben für den König, seinen Herrn, aufzuwenden, erkenne er doch in der Religion keinen Herrn, als Gott über sich, und sein Gewissen erlaube ihm nicht, zu verbergen, daß er die päbstliche Messe für eine abscheuliche Erfindung halte. Der König gerieth hierüber so in Hitze, daß er einen Teller ergriff, und ihn zur Erde werfen wollte, den Dauphin aber, der zwischen ihnen beyden saß, dadurch beschädigte. Er schwur, daß er Andelot mit eigner Hand durchbohren würde, wenn dieser ihn nicht hätte erziehen helfen; doch entsezte er ihn auf der Stelle seiner Würde eines Feldherrn über das Fußvolk, und gab solche dem von Montlüc, der stets ein eyfriger Anhänger der Guisen gewesen war, Andelot aber wurde gefangen nach Melün geschickt.

Der Herzog von Guise war eben damals mit der Belagerung von Thionville beschäftigt, wo Montlüc,

der schon in Italien sich berühmt gemacht hatte, am meisten darzu beytrug, daß der Ort binnen 17 Tagen eingenommen ward. Strozzi blieb in den Laufgräben, seinen Marschallsstab erhielt des Termes mit dem Befehl, in Artois, und Flandern einzudringen, wo er Dünkirchen eroberte. Bey Grevelingen traf der Graf Egmont auf sein Heer, und es kam zu einem Gefecht, worinn der Sieg eine Weile zweifelhaft war, zulezt aber durch einen ohngefähren Zufall sich auf Egmonts Seite neigte Ein Geschwader englischer Schiffe, das an den Küsten kreuzte, ward durch den Donner der Canonen herbey gezogen, und feuerte sein grobes Geschütz auf den rechten Flügel der Franzosen mit solcher Würkung ab, daß dadurch ihre Niederlage allgemein, und entscheidend wurde. Sie verlohren über 5000 Mann, und der Marschall selbst ward gefangen.

Der Herzog von Guise sah sich gezwungen, an die Gränzen der Picardie zu eilen, um sich dem siegenden Feinde zu widersetzen, und die französischen Gränzplätze zu decken. Er zog aus dem Unglück seiner Nation Vortheile, denn diese sah ihn als ihren vornehmsten Retter an, dessen Waffen der Sieg allezeit begleite. Heinrich verstärkte sein Heer durch die Besatzungen aus Bretagne, so daß er dem Grafen Egmont,

mont, der sich mit dem Herzoge von Savoyen vereinigt hatte, immer gewachsen blieb. Es war auch keine rechte Einigkeit unter den Spaniern, und Engländern, daher Philipps Rath, Calais wieder zu erobern, nicht geachtet ward, sondern die englische Flotte sich vielmehr von der französischen Küste entfernte, und dem Herzoge Zeit ließ, immer mehr sich in Verfassung zu setzen. Zwar wagten die Engländer eine Landung auf Bretagne, aber ohne den geringsten glüklichen Erfolg.

Das Haus Guise fuhr deswegen immer fort, dem Könige Mistrauen gegen alle die beyzubringen, die ihnen nicht ergeben waren, und dadurch manchen seiner treusten Diener für ihn unbrauchbar zu machen. Der tapfre Marschall von Brißac, der dem Hofe in Piemont die wichtigsten Dienste geleistet hatte, hatte alle Mühe, sich zu erhalten, daß man ihn nicht absezte. Ganz Europa hatte sich längst darüber gewundert, daß man ihn immer in Italien ließ; aber die Eyfersucht Heinrichs war wohl der Grund hiervon, denn er argwohnte, daß seine schöne Figur der Herzogin von Valentinois zu sehr gefiele. Jetzt kam er nach Hofe, rechtfertigte sich bey dem Könige gegen alle wider ihn angebrachte Verläumdungen, konnte aber doch keine Genugthuung erlangen; man schickte

 ihn

ihn zurück, ohne ihn, weder mit Truppen, noch mit Gelde zu unterstützen, auch die türkische Flotte, die den Franzosen zu Hülfe kam, ward nicht unterstützt. Der Herzog von Guise übte, unter dem Namen eines Reichs Verwesers, die volle Gewalt eines Vicekönigs, und begehrte selbst den Rang über den Connetable. Endlich giengen die ehrsüchtigen Guisen so weit, daß sie sogar des Königs Geliebte, die Herzogin von Valentinois, die im Alter von 70 Jahren noch immer ihre Gewalt über des Monarchen Herz behauptete, zu untergraben suchten.

Der Connetable befürchtete in seiner Gefangenschaft, die Künste seiner Nebenbuhler möchten endlich auf das offenherzige Gemüth Heinrichs so viel Würkung thun, daß er ihm seine Gunst völlig entzöge. Er wählte daher das einzige Mittel, sich solche zu erhalten, indem er den Spaniern Hofnung machte, Heinrichen zum Frieden zu bewegen, daß sie ihn auf sein Ehrenwort entließen. Er kam an den Hof, und ward von Heinrichen mit aller Freundschaft empfangen, erhielt auch von ihm die Versicherung, daß die Stelle eines Oberhofmeisters des königlichen Hauses, die der Herzog von Guise für sich zu erhalten gehofft hatte, seinem ältesten Sohne bestimmt wäre.

Nach dem Gefecht bey. Grevelingen hatten sich sowohl Heinrich II, als auch Philipp, dessen Gegner, an die Spitze ihrer Heere gestellt, und ihr Lager stand wenige Meilen von einander, zwischen Dourlens, und Amiens. Man vermuthete ein entscheidendes Treffen, aber keiner von beyden rückte sich aus seinem wohl verschanzten Lager. Philipp war zu furchtsam, gegen einen so siegreichen Feldherrn, als der Herzog von Guise war, eine Schlacht zu wagen; Heinrich aber ward von der Herzogin von Valentinois zurück gehalten, die eben so dachte, wie die verständigsten unter der Nation, und mit ehrlicher Freymüthigkeit den König auf das Elend, was sein Volk, bey der Fortdauer des Kriegs litt, aufmerksam machte. Philipp, der bey den mißlichen Gesundheits-Umständen der Maria, seiner Gemahlin, alle Hofnung aufgab, von England ferner unterstüzt zu werden, sehnte sich nun auch nach dem Frieden mit Frankreich, wobey ihm sein Feldherr, der Herzog von Savoyen, zuredete, dem der Connetable mit der Hofnung schmeichelte, seine Staaten wieder zu bekommen. Es ward daher beschlossen, daß der Connetable, der noch immer ein Gefangener blieb, die Unterhandlung mit Heinrichen anfangen sollte.

Die Sache fand anfangs große Schwierigkeiten, denn Philipp bestand auf der Zurückgabe von Calais, und Heinrich wollte davon nichts hören, gleichwohl aber das Königreich Navarra zurück gegeben wissen. Endlich verglich man sich doch wegen eines Waffenstillstands, und die Abtey Cercamp ward zur Versammlung der Gevollmächtigten bestimmt, die über den Frieden Unterhandlung treffen sollten. Ausser dem Connetable waren, von Heinrichs Seite, der Marschall von St. Andree, der Cardinal von Lothringen, der Bischoff von Orleans, und der Staatssecretair Aubespine, die sich im Jahr 1558 zu diesem Geschäfte dahin begaben.

Beyde Partheyen waren zwar anfangs in ihren Forderungen sehr hoch gespannt, im Grunde aber wünschten sie doch beyde den Frieden. Der Tod Carls V. der um diese Zeit erfolgte, spannte Philipps Ungeduld, nach Spanien zurückzukehren, aufs höchste; allein das bald darauf eintretende Absterben seiner eignen Gemahlin, Marie von England, machte bey diesem Geschäfte einen ihm sehr unwillkommenen Aufschub. Ihre Schwester Elisabeth ward von den Engländern einstimmig als Königin ausgerufen, und beyde Monarchen begriffen sehr wohl, wie wichtig es für sie sey, die

Gunst

Gunst dieser neuen Beherrscherin Englands zu gewinnen. Der König von Spanien ließ ihr eine Vermählung mit sich antragen; allein so wenig sie im Grunde darzu wohl geneigt war, nuzte sie diesen Antrag doch, mit vieler Klugheit, um Heinrichen zu billigern Bedingungen gegen England zu vermögen, indem sie ihm einen geheimen Wink geben ließ: es sey nicht unmöglich, wofern er die Saiten zu hoch spannte, daß eine solche Verbindung zwischen ihr, und seinem Gegner zu Stande käme. Heinrich erbot sich hierauf zu einem besondern Frieden, allein Elisabeth merkte bald, daß sie ihr Interesse noch mit Philipps seinem gemeinschaftlich betreiben, und nicht ohne ihn mit Frankreich Frieden schließen müsse.

Sie bestand noch immer auf der Zurückgabe von Calais, nachdem das Friedens-Geschäfte nach Chateau-Cambresis war verlegt worden; die Gesandten Heinrichs aber droheten sogleich sich nach Hause zu begeben, wofern dieses Puncts nur Erwähnung geschähe. Philipp sah indessen bald, daß er sich keine Hofnung zu einer Vermählung mit Elisabeth machen dürfe, die jezt, da sie auf dem Throne fest saß, ihre Religions-Gesinnungen deutlicher offenbahrte. Er fieng daher auch in seinem Eyfer, ihr Interesse zu

befördern, an, nachzulassen, und Elisabeth sah bald, daß sie sich von diesem Bundsgenossen gänzlich würde verlassen finden, wofern sie in dem Puncte von Calais nicht ihre Forderungen milderte.

Sie gab daher ihren Gesandten neue Anweisung, den Vergleich so einzurichten, daß zwar ihre Ehre bey dem Parlement, und Volke erhalten blieb, aber zugleich Heinrichen in dieser Sache nachgesehen würde. Es ward also festgesetzt, daß Calais noch acht Jahre im Besitz von Frankreich bleiben, dann aber an England zurückgegeben werden sollte; allein das leztere ist nie geschehen, und Calais ist noch bis auf diesen Tag in französischen Händen. Die übrigen Bedingungen dieses im Jahr 1559 geschlossenen Friedens waren Heinrichs Gegnern vortheilhafter, als ihm; denn Frankreich trat an Philippen von Spanien, an den Herzog von Savoyen, an den von Mantua, und die Genueser nicht weniger als 198 feste Plätze ab; daher man auch sagte: Heinrich habe die Freyheit seines Günstlings, des Connetable, theurer erkauft, als ehemals die Freyheit Franz I. erkauft worden wäre. Beyde Monarchen Heinrich, und Philipp verbanden sich übrigens durch diesen Frieden, daß sie den Ketzereyen Einhalt thun wollten.

Für

Für Heinrich II. war dieser Friede am wenigsten rühmlich, obwohl er ihm vors erste zur Ruhe, und innern Sicherheit seines Reichs nüzliche Dienste that. Er muste versprechen, für Calais 500 000 Kronen an England zu entrichten, wofern er diese Stadt nicht binnen acht Jahren zurückgäbe, und für diese Summe sollten acht reiche Kaufleute Bürge werden, auch, bis diese Bürgschaft geleistet worden, fünf Geisel gestellt werden. Doch sollte Heinrich von dieser schimpflichen Bedingung losgezählt seyn, wenn England, innerhalb dieser gesezten Frist, Frankreich, oder Schottland angriffe. Außer den festen Plätzen, und Bezirken aber, die Heinrich abtrat, leistete er auch Verzicht auf alle seine Ansprüche in Italien, und versprach, sich von dem ärgerlichen Bündnisse mit den Türken loszumachen. Philipp erbot sich die Prinzeßin Elisabeth, Heinrichs älteste Tochter, zu heirathen, die vorhin an Eduard VI. von England, neuerlich aber an Don Carlos, Philipps eignen Sohn, versprochen worden war. Die zweyte Prinzeßin, Claude, war wenig Monathe vorher an den Herzog von Lothringen vermählt worden. Auch ward eine Verbindung zwischen dem Herzoge von Savoyen, und Heinrichs Schwester, Margarethe, geschlossen.

In der Mitte des Jahrs 1559 kam der Herzog von Alba nach Paris, und vollzog die Feyerlichkeit der Verbindung, im Nahmen Philipps II. mit der Prinzeßin Elisabeth, die sich in der Folge auf eine für diese Verlobte höchst traurige Weise endigte. Heinrich stellte dabey ein Ritterspiel, oder Turnier, an, wo er selbst, nebst den Herzogen von Guise, und Nemours, es über sich nahmen, mit jedem Ritter, der sie ausforderte, zu fechten. Zwey Tage lang war Heinrich allezeit Sieger, und hatte, zu allgemeiner Bewunderung, eine Menge Lanzen gebrochen; am Abend des zweyten aber, da das Spiel zu Ende war, zwang er noch den Grafen von Montgommery, der in Uebungen dieser Art bey weiten der geschickteste Mann in Frankreich war, noch eine Lanze mit ihm zu brechen, so sehr ihn auch seine Gemahlin von dieser gefährlichen Kurzweil abzurathen sich bemühte. Beym Zusammenstoßen zerbrach Momtgommerys Lanze, und ein Splitter davon fuhr Heinrichen, durchs Visier seines Helms, ins Auge, drang ins Gehirn, und machte ihm eine tödliche Wunde, an welche er eilf Tage hernach den Geist aufgeben muste. Er verzieh dem ohnedies unschuldigen Montgommery, und ließ, noch den Tag vor seinem Tode, die Verbindung des Herzogs von Savoyen mit seiner Schwester in seinem

Zim-

Zimmer vollziehen, da zu besorgen war, daß sie nach seinem Tode große Hindernisse finden möchte.

Sein Tod, der im 42sten Jahre seines Alters, nachdem er ins dreyzehnte den Thron besessen hatte, erfolgte, war ein großes Unglück für sein Land, um so mehr, da er eben anfieng, die gemäßigtern, und weisen Grundsätze des Connetable anzunehmen, die, mehr als seine vorherigen, der Ruhe des Reichs, und seiner protestantischen Unterthanen günstig waren. Die Erfahrung schien ihm auch richtigere Begriffe von dem, was zum Glück seines Volks erfordert würde, gebildet zu haben; denn er kam von allen den kostbaren Ergözlichkeiten allmählig zurück, durch welche er vorhin, ganz ohne Geschmack, unermeßliche Summen verschwendet hatte.

Ueberhaupt war Heinrich II. weniger fähig, zu regieren, als von andern beherrscht zu werden. Er stand so sehr unter dem Einflusse der Herzogin von Valentinois, seiner Beyschläferin, daß die Königin, seine Gemahlin, keine Gelegenheit hatte, die abscheulichen Ränke auszuführen, die sie nachher gespielt hat, obwohl sie die Anlage dazu schon bey ihren Kindern machte, über deren Erziehung sie die Aufsicht führte.

Sie

Sie war in der Kunst, sich zu verstellen, so sehr Meisterinn, daß, ihres ungemäßigten Ehrgeizes ohngeachtet, doch ihr äußerliches Vernehmen mit ihrem Gemahle immer gut war. Nach einer zehnjährigen kinderlosen Ehe gebahr sie ihm fünf Söhne, und fünf Töchter. Von seinen Söhnen erwuchsen viere, Franz, sein Nachfolger, Carl, der nach diesem den Thron bestieg, Alexander, der auch unter dem Namen Heinrich III. zur Regierung gelangte, und Hercules, der hernach Franz genennt, und nach einander Herzog von Alencon, Brabant, und Anjou wurde. Von seinen Töchtern ward Elisabeth die unglückliche Gemahlin Philipp II. von Spanien, Claude mit dem Herzog von Lothringen, und Margarethe mit dem Könige von Navarra vermählt, zwey aber starben in der Wiege.

Die Dichtkunst kam unter Heinrichs Regierung sehr in Aufnahme, aber nicht zum Glücke für Frankreich, denn Ueppigkeit, und Weichlichkeit der Sitten immer mehr herrschend zu machen, war der einzige Gebrauch, zu dem sie angewendet ward. Heinrich ließ übrigens sein Reich in großen Schulden, denn seine Günstlinge, die ihn beherrschten, rissen alles an sich, und eins der abscheulichsten Mittel, wodurch sie sich bereicherten, war, daß sie die Besitzer großer

Güter

Güter der Ketzerey beschuldigten, und dadurch deren Eigenthum an sich zogen. Daß die Protestanten bey dem Tode dieses Königs Freude bezeugten, gereichte seinem Andenken nicht zur Ehre; allein er blieb nicht der einzige auf dem Throne Frankreichs, der durch seine Grausamkeit die Freude des vernünftigern Theils seiner Unterthanen über seinen Tod veranlaßte.

Drey und Vierzigste Vorlesung.

Franz II. Regierungs-Geschichte.

Es war eine Quelle großen Ungemachs für das Reich, daß alle Gewalt damals in den Händen des Hauses Guise war, da Franz II. der eben so schwach von Verstande, als von Leibe war, den Thron bestieg. Die Nichte der Guisen war Franzens Gemahlin, und die Königin, die Schottland im Namen ihrer Tochter, Marie, regierte, war eine Schwester von ihnen; kein Wunder, daß ihr Einfluß seine schädlichen Folgen auf das Herz des jungen Königs äusserte. Sie bildeten ihm ein, Elisabeth sey ein unächtes, im Ehebruche erzeugtes Kind, Heinrichs VIII. und hätte

folg-

Staatliche Bibliothek
Regensburg

folglich kein Recht zur englischen Krone. Er gab sich daher nicht allein schon bey seines Vaters Leben den Titel eines Königs von Schottland, sondern auch, vermöge des Rechts seiner Gemahlin, den von England. Heinrichen II. misfiel dies so sehr, daß er alles anwandte, damit Elisabeth, dieser Beleidigung wegen, Genugthuung geschähe; allein sein plözlicher Tod zerrüttete alle die guten Maaßregeln, so er deshalb getroffen hatte.

Die Mutter des jungen Monarchen, Catharina von Medicis, suchte an der Regierung Theil zu gewinnen, und trat daher auf die Seite der Prinzen von Guise, welche ihr beyzeiten ihre Dienste anboten, da die Prinzen vom Geblüte in ihren Maaßregeln zu schläfrig waren. Zwar hatten die Guisen an ihnen eine starke Gegenparthey, indem sie es sehr übel nahmen, daß sie von des Königs Rathsversammlungen ausgeschlossen wurden. Anton, der König von Navarra, und dessen Bruder Ludwig, Prinz von Condé, waren, nebst dem Herzoge von Montpensier, und dem Prinzen von Roche Guion die vornehmsten darunter. Auch der Connetable und seine Familie, die sehr mächtig, und geschäftig waren, und der Admiral von Coligny, das Haupt der Protestanten, gehörten zur

Gegen-

Staatliche Bibliothek Regensburg

Gegenparthey. Allein die Guisen wusten durch allerley Künste ihre Gegner zu entkräften, und sich bey ihrer Macht einen großen Schein von Mäßigung zu geben. Der Connetable war alt, und hatte seine Stelle als Oberhofmeister sogleich niedergelegt, damit es nicht das Ansehen hätte, als würde sie ihm genommen, und war auf sein Landgut Chantilly gegangen, fuhr indeß, auf Zureden seiner Gemahlin, noch immer fort, sich zur catholischen Religion zu bekennen.

Der Herzog von Guise, der, nebst dem Cardinal von Lothringen, an der Spitze dieser Parthey stund, übernahm die Aufsicht über das Kriegswesen. Man gab dem ältesten Sohne des Connetable einen überzähligen Marschallsstab, und machte den erfahrnen Brißac zum Statthalter von der Picardie, schickte ihn aber hierauf an den spanischen Hof in die Niederlande, um den Frieden zwischen beyden Höfen zu befestigen, in der That aber, um ihn zu entfernen. Der rechtschaffene Olivier, der das Siegel an Bertrandi hatte abtreten müssen, erhielt seine Würde, als Canzler, zwar wieder, aber wenig Freyheit, nach eignen Einsichten zu handeln.

So viel Behutsamkeit die Guisen auch anwendeten, ihre Allgewalt im Staate zu verbergen, blieben

sie doch der Gegenstand des allgemeinen Hasses, nicht der Protestanten allein, sondern auch der gemäßigtern Parthey der Catholicken. Die vornehmsten ihrer Gegner hielten im Jahr 1559 eine Versammlung zu Vendome, worinn der Vorschlag gethan ward, die Waffen zu ergreifen, um den König aus den Händen dieser Ausländer, die ihn beherrschten, loszumachen. Der König von Navarra, ein furchtsamer, und sanfter Herr, wollte nicht in solche gewaltthätige Maaßregeln willigen, und begab sich nach Bearn, weil ihm der Hof, durch die verächtliche Behandlung, so sich der Herzog von Guise gegen ihn erlaubt hatte, verhaßt war, und er noch immer hofte, mit guter Art seine Länder wieder zu erhalten. Sein Zurücktreten machte die Mißvergnügten verlegen. Allein eine große Anzahl Kriegsbedienten, meist Protestanten, die jezt außer Dienste waren, hielten bey Hofe um ihre Rückstände, und andre Dienste an. Die Guisen, die sich jezt in ihrer Herrschaft genug befestigt zu seyn glaubten, droheten, ihnen als Verräther zu begegnen, wofern sie nicht binnen gesezter Zeit abreiseten. Diese Drohung, weit gefehlt, eine erwünschte Wirkung zu thun, vermehrte nur das Mißvergnügen in der Nation, welches die Guisen mit Unrecht den Protestanten allein zuschrieben.

Hein=

Heinrich hatte kurz vor seinem Tode zwey Parlements-Räthe, in voller Versammlung, wo er selbst zugegen war, in Verhaft nehmen lassen. Einer davon war Annas du Bourg, ein Mann von unbeugsamer Rechtschaffenheit, der freymüthig genug gewesen war, die harten Befehle gegen die Protestanten zu misbilligen, und zu behaupten: es wäre besser, würkliche Verbrecher, deren es genug im Reiche gäbe, zu bestrafen, als unschuldige hinzurichten, die so viel Wahrheit ans Licht zögen. Bey einem über ihn angestellten Verhör war dieser entschlossene Mann als ein Anhänger der protestantischen Lehre verurtheilt, seine Hinrichtung aber, weil der König indessen starb, verschoben worden. Jezt nun wurden die Unruhen in der Nation so groß, daß einer der eyfrigsten Catholicken im Parlemente, Minard, auf öffentlicher Strasse umgebracht ward. Diese That brachte die Guisen so sehr auf, daß du Bourg, dem man diesen Mord, ohne Beweiß gleichwohl, schuld gab, noch am Ende dieses Jahres 1559 aufgehängt, und sein Leichnam hernach verbrannt ward. Weil er stets in dem Rufe eines rechtschaffenen Mannes gestanden hatte, und auch jezt mit der größten Unerschrockenheit starb, sah ihm seine Parthey als einen Märtyrer für Religion, und Freyheit an, und die Protestanten wurden nun tro-

zig, wodurch der Eyfer der Guisen immer mehr erbittert ward.

Der König Franz war durch seine Schwäche genöthigt, nach Blois zu gehen, und es verbreitete sich ein Gerücht: man suche junge Knaben von sechs Jahren auf, um den König in dem Blute derselben zu baden. Die Guisen gaben den Protestanten Schuld, daß sie dies Gerücht entstehn gemacht, um den Haß der Nation gegen sie zu vergrößern; sie überredeten deshalb den König, bey jedem seiner Parlementer noch eine Cammer anzuordnen, die über die Ketzer Verhör halten, und solche bestrafen sollte. Diese verurtheilten ohne Erbarmen alle die zum Feuer, welche man der neuen Lehre halber verdächtig fand, und wurden eben dieser Grausamkeit halber, womit sie die Protestanten verfolgten, Feuer-Cammern genannt. Allein eben die unbillige Strenge dieser neuen Inquisitions-Gerichte verschafte der protestantischen Religion mehr Anhänger, als alle Predigten ihrer Lehrer würden gethan haben.

Die Protestanten, welche um diese Zeit, 1560, den Namen Hugonotten erhielten, kamen zu Nantes zusammen, um über die Maaßregeln sich zu berathschla-

schlagen, wie der König aus den Händen der Guisen könne gerissen werden. Wenn ihre Entwürfe mit mehr Mäßigung wären abgefaßt worden, so ist kein Zweifel, daß der Guisen Untergang, vielleicht wohl gar der Umsturz der verfolgenden Religion dadurch hätte bewürkt werden können. Es kamen über 150 Abgeordnete aus verschiednen Provinzen zusammen, und der Prinz von Condé, war das verborgne Oberhaupt dieser Parthey, obwohl ihm seine eingeschränkten Umstände nicht erlaubten, sich öffentlich zum Anführer der Protestanten aufzuwerfen.

Diese Versammlung beschloß, den la Renaudie, einen herzhaften, und unternehmenden Edelmann, aus Perigord, zu ihrem Unterhändler zu machen, und er ward sogleich nach England geschickt, um von der Königinn Elisabeth zu ihrem Vorhaben Hülfsgelder sich zu erbitten. Sie nahm auch den Renaudie günstig auf, und würde ihm seine Bitte gewiß bewilligt haben, wofern sie gefunden hätte, daß der König von Navarra sich für diese Parthey erklärte. Indeß machte doch diese Aufnahme den Protestanten Muth, ihr Vorhaben auszuführen, welches darinn bestand: daß sie den Hof, der damals zu Blois war, überfallen, und die Guisen aufheben, den König aber zwingen wollten, den Prin-

zen von Condé zum Reichsverweser zu erklären. Ein Theil von ihnen sollte zuerst dem Könige, durch eine Bittschrift, sich nähern, worinn um ungekränkte Gewissens-Freyheit angehalten würde, dann aber, wann dies verweigert werde, sollte Gewalt gegen die Guisen gebraucht werden. Die Verschwornen nahmen die Abrede, sich in kleinen Haufen nach Amboise zu begeben, auf einem gewissen Platze aber zusammen zu treffen.

Der Anschlag war mit vieler List eingefädelt, und mit großer Verschwiegenheit fast ein halbes Jahr geheim gehalten worden, obwohl seine Ausführung durch eine Menge von Menschen geschehen sollte. Allein ein Rechtsgelehrter zu Paris, Avenelles, dem Renaudie dies Geheimniß mitgetheilt hatte, und der übrigens ein eyfriger Protestant war, verrieth solches den Guisen, die nur mit Mühe dahin zu bringen waren, es zu glauben. Sie erstaunten nun über den wehrlosen Zustand, worinn sie sich, mit dem Könige, befanden, denn höchstens 300 Mann, die nicht einmal zum Fechten tüchtig waren, machten die ganze Leibwache aus, die sie, und der König, um sich hatten. Allein sie liessen sich diese Gefahr nicht abschrecken, daß wenigstens dreytausend geübte Krieger, unter 30 erfahrnen Befehls-

fehlshabern, im Begriff waren, sie zu überfallen. Sie brachten, unter des Königs Ansehen, eine Schaar Volks zusammen, welche der Herzog von Guise anführte, der auch alle Anstalten so gut getroffen hatte, daß die Verschwörung ganz vereitelt ward.

Der Hof war von Blois nach Amboise gegangen, sobald ihnen die Verschwörung bekannt geworden war. Diese Veränderung konnte nun wohl einen Theil der Verschwornen auf den Verdacht bringen, daß sie verrathen wären; allein sie liessen sich doch dadurch nicht abhalten, herbey zu kommen. Die Guisen, die von ihren Zusammenkünften Nachricht erhielten, überfielen ihre einzelne Partheyen, sonderlich die aus Bearn, und Gascogne, und machten sie nieder. Renaudie kam selbst in einem solchen kleinen Gefecht um, was ein Anverwandter von ihm, Pardaillan, anfieng, den er zuvor mit eigner Hand erlegte.

Es gelang den Guisen, alle Verschworne entweder zu tödten, oder gefangen zu bekommen, und die Härte war äusserst groß, mit der man sie bestrafte. Man warf sie auf die Folter, und mehr als 1200 wurden gehangen, gerädert, oder ersäuft, die Strassen von Amboise lagen voller Leichen, und die Bauern er-

schlugen vollends alle, die entrinnen wollten. Die Wuth der Partheyen war damals so groß, daß bey den Hinrichtungen der Vornehmsten unter den Verschwornen die Königin Catharina, mit ihren drey Prinzen, und allen Hofdamen, bey den Martern der Aufrührer gegenwärtig war, und sich an dem Aechzen der Sterbenden vergnügte. Der alte Canzler Olivier starb vor Kummer über diese Abscheulichkeiten, die er mit ansehen muste.

Der Prinz von Condé war eben damals am Hofe, als die Verschwörung entdeckt, und vereitelt ward, und der Herzog von Guise übergab ihm, zum Scheine wenigstens, sogar die Vertheidigung des Schlosses, setzte ihm aber andre zur Seite, die ihn genau beobachten musten. Man konnte ihm mit Grunde nichts anhaben, obwohl ganz Frankreich wuste, daß er die Haupttriebfeder der Verschwörung sey, auch des Renaudie Geheimschreiber, auf der Folter, ausgesagt hatte, der Prinz würde an die Spitze der Mißvergnügten getreten seyn, wenn der Anschlag auf Amboise gelungen wäre. Allein er wuste sich vor der wider ihn angestellten Versammlung so geschickt, und muthig zu vertheidigen, daß der Herzog von Guise selbst sagte: er wolle dem Prinzen gegen jeden beystehn, der sich zum Gefechte

sechte wider ihm stellen würde; denn dieser hatte jeden herausgefordert, der ihn des Verbrechens, dem Aufruhre beygetreten zu seyn, beschuldigte. Der Prinz ward also losgesprochen, weil er aber der Verstellung der Guisen nicht trauen konnte, begab er sich zu seinem Bruder nach Bearn.

Der Connetable hatte an der Verschwörung keinen Theil, und erfuhr solche nur in seiner Eingezogenheit zu Chantilly durch Hofberichte, in denen der Herzog von Guise der Befreyer des Vaterlandes genannt ward. Die Oberhäupter der Protestanten bezeugten zum Schein ihre Freude, über die Vereitelung des Anschlags der Verschwornen, und die Guisen stellten sich, als ob sie solches glaubten, ja sie trugen es einigen derselben sogar auf, ihr Ansehen, und Einfluß zur Herstellung der Ruhe im Reiche anzuwenden. Der Admiral Coligny ward zu dieser Absicht in die Normandie geschickt, und die Königin Mutter unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, worinn sie ihn aufforderte, ihr seinen besten Rath zu geben, wie den Unruhen, die das Reich erschütterten, abzuhelfen sey. Der rechtschaffene Mann gab solchen mit Freymüthigkeit, und sein nachmahliges Verderben, so wie das der Protestanten in Frankreich, war die Folge davon.

Denn er schrieb ihr unverhohlen: die Ruhe im Staate könne nur dadurch erhalten werden, daß man erstlich die Guisen vom Hofe entferne, und dann der Verfolgung gegen die Protestanten Einhalt thue. Das erstere würde ihr freylich damals möglich gewesen seyn, da ihr Einfluß, durch des Königs anscheinende Schwäche, täglich zunahm, aber das letztere zu thun, davon war sie sehr weit entfernt, und wenn man auch eine Weile mit den Verfolgungen deren Hugonotten inne hielt, so geschah es doch nur so lange, bis man sicher zu seyn glaubte, die Verschwörung völlig gedämpft zu haben.

Diese war gleichwohl mehr eine politische Gährung, als eine Religionssache, und die Beschwerden der Prinzen vom Geblüte, daß sie durch Ausländer, wie die Guisen waren, von allem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen würden, hatten wohl zu der Verschwörung die ersten Anlässe gegeben. Auch waren solche nicht unrecht, nur die Mittel, deren man sich bedienen wollte, den König aus den Händen der Guisen zu nehmen, lassen sich nicht rechtfertigen.

An die Stelle des den Protestanten geneigten Oliviers ward Michael de l'Hospital, ein durch Talente,

lente, und Tugenden gleich ehrwürdiger Mann, Canzler des Reichs. Dieser, um die Guisen abzuhalten, daß sie nicht die Inquisition in Frankreich einführen könnten, schlug dem Könige vor: die Erkenntniß über Ketzerey den Bischöffen aufzutragen, und den Parlementern bloß die bürgerliche Bestrafung derselben, nach dem Urtheile der Prälaten, zu überlassen. Nicht ohne Mühe kam endlich hierüber eine Verordnung zu stande, welche das Edict von Romorentin hieß, und die Guisen, weil sie vermuthlich einsahen, daß ihre Macht abnähme, widersetzten sich solchem nicht. Sie verlohren um diese Zeit eine ihrer Stützen durch den Tod der Königin, die Schottland im Namen ihrer Tochter beherrscht hatte.

Der neue Canzler that den Vorschlag, eine Versammlung der Vornehmsten des Reichs, der Prälaten und Minister zu Fontainebleau anzustellen, und es ward dabey ungemeine Pracht verschwendet. Der König war von einer Leibwache von 200 Schützen zu Pferde umgeben, die der Herzog von Guise, vermuthlich zu seiner eignen Sicherheit, aufgerichtet hatte. Das Volk ärgerte sich über diese Neuerung, weil es dabey das Ansehen hatte, als wenn der König unter seinen Unterthanen nicht sicher wäre.

Die

Die Versammlung, die sehr zahlreich war, kam viermal zusammen, und die zweyte Sitzung schien grosse Unruhe zu erregen; denn da der Admiral Coligny, der stets ein eyfriger Vertheidiger der Duldung gewesen war, jezt mit grosser Freymüthigkeit für die Protestanten sprach, und in ihrem Nahmen dem König eine Bittschrift überreichte, worinn sie um freye Uebung ihrer Religion baten, wurden der Herzog von Guise, und sein Bruder, der Cardinal, dadurch äusserst erbittert. Sie schalten mit großer Heftigkeit, und einigem Scheine des Rechts, auf der Protestanten Grundsätze in bürgerlichen Dingen, und stellten solche als unverträglich mit dem Ansehn des Königs vor. Der Admiral hatte, um die Parthey der Protestanten als furchtbar darzustellen, erkläret, daß er in der Normandie allein, über die ihn der Hof gesetzt habe, mehr als 50000 Personen zur Unterschrift der dem Könige überreichten Bittschrift, zu finden sich getraue; worauf aber der Cardinal, mit hitzigem Ungestüm, erklärte, es stünde mehr als eine Million rechtschaffener Leute bereit, sich dem Trotz jener 50000 Normänner zu widersetzen. Der Admiral, der auch gegen die neue Leibwache auf eine Art geeyfert hatte, die den Patrioten gefiel, wollte hierauf antworten; allein der König befahl beyden Partheyen still zu schweigen.

Mont-

Montlüc, Bischoff von Valence, sprach hierauf mit vieler Mäßigkeit, und Offenherzigkeit über das eingerissene Verderben der Sitten, in der catholischen Geistlichkeit, wodurch das Volk überredet würde, die Wahrheit auf der Seite derer zu suchen, die sich durch so viel Wissenschaft, und Tugend vor jenen auszeichneten. Er trug auf eine Kirchenversammlung der Nation an, um über die Mittel, diesem Verderben zu steuern, sich zu berathschlagen, und drang darauf, daß man durch öftere Predigten bey Hofe, und im Reiche die Sitten der Nation sollte zu bessern suchen, und wandte sich zuletzt mit der Ermahnung an beyde Königinnen: daß sie ihren Hofdamen die liederlichen Gesänge untersagen, und dagegen die Psalmen empfehlen möchten.

Der Connetable war auch mit einem Gefolge von 800 Edelleuten erschienen; allein er erklärte sich vor keine Parthey, sondern ließ den Admiral alleine reden. Carl von Marillac, Erzbischoff von Vienne, sprach noch freymüthiger, als Montlüc, gegen das Verderben der catholischen Geistlichkeit.

Er schonte auch der Päbste nicht, trug auf eine National-Versammlung an, und daß man die Bi-

schöffe,

schöffe, so wie die andern Geistlichen nöthigen sollte, in ihren Provinzen zu bleiben.

Es ward endlich beschlossen, eine National-Versammlung zu halten, und die Guisen wusten es dahin zu bringen, daß Orleans darzu bestimmt ward. Bis dahin sollte die Verfolgung gegen die Protestanten aufhören, und nur gegen die Aufrührer peinlich verfahren werden. Dies sahen die Protestanten als einen Sieg über ihre Gegenparthey an, und hoften nun auf völlige Duldung. Allein ihre Erwartung schlug ihnen fehl, und ein Anschlag, den der Prinz von Condé auf Lyon gemacht hatte, aus dieser Stadt, die sehr reich an Volk, und Gelde war, einen Waffenplatz zu machen, ward gleichsfalls vereitelt. Der König von Navarra war zu furchtsam, sich an die Spitze der Protestanten zu stellen; die sich erboten hatten, ein Heer von 20000 Mann, zur Vertheidigung ihrer Sache, aufzubringen. Der Haß des Königs gegen die Hugonotten ward auch dadurch vergrössert, daß er von der neuern Verschwörung des Prinzen von Condé Nachricht erhielt, und er folgte nun den Guisen blindlings, die arglistig genug waren, diese Sache zur Vergrösserung ihres Ansehens zu gebrauchen.

Alles

Alles kam ihnen jezt darauf an, den König von Navarra, und seinen Bruder, dahin zu bringen, bey der Versammlung zu Orleans zu erscheinen, wo die Guisen beschlossen hatten, sich dieser beyden Prinzen zu bemächtigen, und sie aus dem Wege zu schaffen. Man gebrauchte alle nur mögliche Ränke, bestach ihre beyden Beyschläferinnen sogar, und die meisten Räthe des Königs Anton, um ihn, und seinen Bruder in die für sie bereitete Falle zu locken. Ihre Freunde warnten sie umsonst, und boten ihnen an, sie zu begleiten, der König von Navarra verließ sich auf seine Unschuld, und die Gerechtigkeit seiner Sache, beurlaubte 700 Edelleute, die sich zu seiner Beschützung erbothen, und gieng nur mit einem geringen Gefolge, nebst seinem Bruder, zu der Versammlung nach Orleans, welche die Guisen bloß aus verrätherischen Absichten, um ihrer habhaft zu werden, bewilligt hatten.

Kaum waren sie daselbst angekommen, als der kaltsinnige, und sogar harte Empfang, den sie vom Könige erfuhren, ihnen die Anschläge ihrer Feinde zu erkennen gab. Franz II. machte dem Prinzen heftige Vorwürfe, daß er, ohne von ihm beleidigt zu seyn, seine Unterthanen wider ihn aufwiegle, sich seiner Haupt-

städte

städte bemächtigen, ja selbst an seiner Person, und seinen Brüdern sich vergreifen wolle. Der Prinz erklärte dies freymüthig vor Verläumdungen seiner Feinde, allein der König verließ ihn, indem er sagte: daß solche rechtlich untersucht werden müßten. Man nahm hierauf den Prinzen von Condé in genaue Verwahrung, seinem Bruder, dem Könige aber, gab man Verhaft in seinem Hause, und behielt ihn unter scharfer Beobachtung. Seine Hausbedienten wurden gefangen gesetzt, und die Gemahlin des Prinzen von Condé, die eyfrigste Hugonottin, nach St. Germain in Verwahrung gebracht, alle ihre Briefschaften aber weggenommen.

Die Guisen trieben nun aller Orten Zeugen gegen den Prinzen auf, und es wurden Gevollmächtigte ernannt, ihn zu verhören; allein er berufte sich, als ein Prinz vom Geblüte, auf die Versammlung der Pairs des Reichs. Diese Berufung ward indeß so gut, wie eine andre auf den König, verworfen, und er durch eine Versammlung von Rittern, welche Anhänger des Hauses Guise waren, zum Tode verurtheilt. Zwar weigerten einige davon dies Urtheil zu unterschreiben, unter andern der Graf von Sancerre, und der Canzler de l'Hospital verlangte Bedenkzeit

darzu; man kehrte sich aber an ihre Widersprüche nicht, vielmehr bestärkte der Troz, den der Prinz in seinem Gefängniß gegen die Guisen bezeugte, sie noch mehr in dem Vorsatz, ihn aus dem Wege zu schaffen.

Dem Könige von Navarra konnte man mit keinem Anscheine des Rechts einen Proceß machen; die Guisen riethen daher dem Könige Franz, ihn bey der Nacht zu sich fordern zu lassen, und ihm unfreundlich zu begegnen, damit er dadurch in Hitze geriethe, und sie einen Vorwand bekämen, ihn auf der Stelle niederzustoßen. Er erschien zwar, auf wiederholte Anforderung, allein sein Betragen war so ehrerbietig, und gemäßigt, daß sie ihm nicht beykommen konnten. Sie kamen hierauf zu dem Anschlage, ihn auf der Jagd erschießen zu lassen; allein, ehe diese Boßheit ausgeführt werden konnte, ward Franz plötzlich von einer Krankheit überfallen.

Des Prinzen von Condé Freunde hatten indeß alles versucht, ihm das Leben zu retten, und seine Gemahlin selbst hatte den König fußfällig mit Thränen, um seine Begnadigung, angefleht; aber er blieb unerbittlich, und seine Hinrichtung war auf den Tag angesetzt, da die Stände sich zum erstenmale

versammlen sollten. Man entschloß sich zu diesem Aufschub, um auch den Connetable, und den König von Navarra, mit dem Prinzen zugleich aus dem Wege zu schaffen: allein der erstere gieng, unter dem Vorwande eines Anfalls vom Podagra nach Chantilly, und der Hof, der ihn fürchtete, hielt nicht für gut, auf seiner Erscheinung zu bestehen.

Da dem Könige von den Aerzten alle Hofnung abgesprochen ward, wandten die Guisen alles an, um die Königin Mutter dahin zu bewegen, daß sie in die schleunige Hinrichtung des Prinzen von Condé, und seines Bruders, Anton von Navarra, willigte. Sie suchten ihr dies als das einzige Mittel, ihre Macht zu befestigen, begreiflich zu machen; allein so wenig sie auch sonst von Mitleyd wuste, wollte sie doch nicht übereilt in dieser Sache verfahren, sondern gieng erst mit dem Canzler l'Hospital darüber zu Rathe. Dieser überzeugte sie, daß eine so gewaltthätige Handlung die ganze Nation wider sie aufbringen würde, und daß sie die Guisen auf keine andre Art in der Abhängigkeit von sich erhalten könne, als wenn sie den König von Navarra schonte, und seines Bruders Hinrichtung wenigstens noch verschöbe. Sie folgte seinem Rathe, der ihrer Begierde zu herrschen, und der Besorgniß,

sorgniß, die sie vor der Allgewalt der Guisen hatte, gemäß war, ließ aber zugleich den König von Navarra wissen: daß er sein, und seines Bruders Leben, lediglich ihrer Freundschaft zu danken hätte. Anton ergriff begierig dies Rettungsmittel, was sie ihm darbot, und versprach, sich nach ihrem, so wie des Königs Willen, in allem zu bequemen. Sie ließ ihn hierauf selbst vor sich fordern, und sagte ihm: daß zuverläßige Zeugnisse von seines Bruders gefährlichen Anschlägen, wider den König, in ihren Händen wären, und daß nur ihrer Mäßigung allein er sein eignes, wie seines Bruders, Leben verdanken müsse. Er möchte daher ohne Anstand in zwey Bedingungen willigen: nehmlich, allen seinen Ansprüchen auf die Regentenstelle, während der Minderjährigkeit des künftigen Königs, zu entsagen, und sich mit den Guisen aufrichtig auszusöhnen.

Anton, den die Furcht, samt seinem Bruder, dem Hasse der Guisen aufgeopfert zu werden, bisher lange geängstigt hatte, besann sich keinen Augenblick, die verlangte schriftliche Verzichtleistung zu thun. Mehr Mühe machte ihm der zweyte Punct, doch verstand er sich endlich auch darzu; der Cardinal, und der Herzog von Guise wurden sogleich geholt, und man

umarmte sich mit dem Scheine von Herzlichkeit, worunter man an Höfen gewöhnt ist, den bittersten Haß zu verbergen.

Der kranke König nahm alle Schuld der bisher gegen beyde Brüder bewiesenen Strenge allein auf sich, um die vorgegangne Aussöhnung zu befestigen. Er, der schon Blutschulden genug auf seinem Gewissen hatte, gelobte auch Gott, wenn er ihm das Leben fristete, keine Ketzer in seinem Reiche zu dulden, und dabey selbst seiner Blutsfreunde nicht zu schonen. Allein er starb an einem Geschwür am Kopfe, nachdem er erst 17 Monate regiert hatte, im 18ten Jahre seines Alters. Sein Volk bedauerte ihn nicht, denn er war ein schwacher Herr, der sich blindlings leiten ließ, und da schon seine kurze Regierung mit unschuldig vergoßnem Blute genug bezeichnet war, so ließ sich von seinem längern Leben noch mehr grausames befürchten. Für die Protestanten war sein früher Tod ein wahres Glück, für die Guisen aber ein wahres Unglück. Auch geriethen diese, so wie die Königin Mutter, darüber in so große Bestürzung, daß sie, über der Sorge für ihre Rettung, vergaßen, Anstalten zu seinem Leichenbegängniß zu treffen. Nur seine Hofmeister, Sansac, und la Brosse, nebst einem blinden Bischoffe, Guil-

lard, begleiteten seine Leiche nach St. Denis, ohne daß sich sonst jemand darum bekümmerte.

Vier und Vierzigste Vorlesung.

Carls IX. Regierungs-Geschichte, vor seiner Mündigkeit.

Carl IX. war zehn Jahr alt, als er, durch den Tod seines Bruders, zum Throne gelangte. Die Königinn Mutter hielt es für nothwendig, um sich der Staatsverwaltung zu versichern, zu welcher sie durch keine öffentliche Erklärung aufgefordert war, den Connetable Montmorenci, der aus Misfallen an der vorigen Regierung sich in die Stille zurück gezogen hatte, wieder an Hof zu rufen. Er erschien, von einem zahlreichen Adel begleitet, und das erste, was er vornahm, war die Abdankung der neuen Leibwache, indem er erklärte: es sey seine Meinung, daß der König künftig, ohne diese Wache, sicher unter seinen Unterthanen lebe! dem jungen König sagte er, mit Thränen in den Augen: er solle sich bey den gegenwärtigen Unruhen, nicht bange seyn lassen, denn sein

Entschluß, so wie aller treuen Unterthanen, sey es, sein Leben für die Erhaltung seiner Krone aufzuopfern.

Bey dieser aufrichtigen Gesinnung ward er doch bald inne, daß er gegen die unumschränkte Gewalt, welche sich die Königinn Mutter zu verschaffen gewust hatte, wohl auf seiner Hut seyn müsse. Auch die Guisen, und der Marschall von St. André, der bey der catholischen Parthey in großem Ansehn stand, wandten alles an, um sich gegen die Königinn zu behaupten. Diese suchte ganz partheyloß zu scheinen, um beyde, die Catholicken, und Protestanten in Eyfersucht gegen einander zu erhalten, und dadurch ihr Ansehen, bis zur Volljährigkeit des Königs, zu behaupten.

Sie wurde zur Regentin, der König von Navarra aber zum Verweser des Reichs erklärt, der Prinz von Condé erlangte seine Freyheit, und hernach auch, eine Erklärung seiner Unschuld, von der Versammlung der Stände, die am Ende des Jahrs 1560 würklich eröfnet ward. Die Schlüsse dieser Versammlung waren für die Freyheiten der französischen Kirche vortheilhaft, die Wahl der Bischöffe ward nach der pragmatischen Sanction, wieder hergestellt, dem Concordate

unter

unter Franz I. zuwider. Der Adel verlangte Kirchen, für die, welche protestantisch gesinnt wären, und der Canzler drang mit großem Nachdruck auf die Herstellung des Friedens, wobey die Verschiedenheit der Religion kein Hinderniß seyn müsse. Allein die catholische Parthey behielt doch so sehr das Uebergewicht, daß, nach langem Zwiste, im J. 1561 eine Verordnung ergieng: die Protestanten sollten sich, bey Lebensstrafe, nicht zur Uebung ihres Gottesdiensts versammeln, wenn es auch ohne Waffen geschähe. Die Königinn Mutter stellte sich jezt gegen die Protestanten geneigter, und milderte daher die Strenge dieses Befehls, in bloße Landesverweisung, welche denen, die der Ketzerey überwiesen wurden, zuerkannt werden sollte. Allein diese Gunst war, wie alles am französischen Hofe, nur Verstellung, und sollte ihr bloß zu einigem Gegengewicht wider die Macht der Guisen dienen.

Auch der Prinz von Condé wollte jezt das Ansehn haben, mit den Guisen wohl zu stehen, machte aber insgeheim Anstalten zu ihrem Verderben. Der König von Navarra suchte dadurch, daß er sich sehr eyfrig stellte, das gemeine Beste zu betreiben, sein Ansehn zu behaupten; allein die Maaßregeln, die er nahm, waren immer schlecht, und sein herrschender Hang zur Wol-

lust machte ihn unwirksam. Er gab sich die Miene, der Anführer der Papisten zu seyn, obwohl er im Herzen ein Protestant war. Den grösten Einfluß auf die Regierung hatte die Königinn Mutter, deren Verstellung so hoch getrieben war, daß sie, soviel es angieng, alle Partheyen betrog. Die Guisen widersezten sich ihren gelindern Maaßregeln, die sie seit einiger Zeit gegen die Protestanten nahm, darum nicht, weil sie wohl wusten, wie wenig sie im Herzen dieser Parthey günstig sey. Der jungen Wittwe Franz II. die der Königinn Mutter gar nicht angenehm war, riethen sie, sie möchte nach ihrem väterlichen Reiche Schottland zurückkehren, um da die Regierung zu übernehmen. Sie zögerte lange, dies zu thun, und verließ endlich Frankreich höchst ungern, und mit großer Beklommenheit, wie denn auch ihre übrigen Lebenstage eine Kette von Unfällen waren, die sich zulezt auf eine höchst traurige Art schloß.

In Frankreich ließ sich, der geschehenen Aussöhnung ohngeachtet, doch alles zwischen der Parthey der Guisen, und der protestantischen, an deren Spitze der Prinz von Condé stand, zu einem blutigen Streite an. Damit die deutschen Fürsten nicht, als Beschützer der Protestanten, daran Theil nähmen, machten ihnen die

die Guisen weiß, sie wären der lutherischen Religion gar nicht abgeneigt, wohl aber der calvinischen. Hierdurch erlangten sie es, daß der Herzog von Würtemberg, und andre, sich für keine Parthey erklärten.

Die Stände kamen im J. 1561 zu Pontoise zusammen, und die Königinn Mutter erlangte es, durch die tiefe Verstellung, worinn sie Meister war, daß man sie abermals als Regentin erkannte. Der Adel, und der Bürgerstand sprach sehr nachdrücklich gegen die Geistlichkeit, und führten über deren Unwissenheit, Laster, und gränzenlose Habsucht große Beschwerden. Man schlug vor, zwey Drittheile ihrer Einkünfte ihr abzunehmen, und zu Tilgung der Staatsschulden anzuwenden, worauf sie, um dies abzuwenden, sich zu einer sechsjährigen Abtretung von vier Zehenden, an die königliche Cammer, verstund.

Wichtiger noch war eine bald nachher zu Poisy gehaltene Unterredung über die Religion, wo der Cardinal von Lothringen auf catholischer Seite den Vorsitz hatte, Theodor Beza aber der Verfechter der Protestanten war. Beza legte ein kurzes Bekenntniß des Glaubens seiner Parthey ab, wobey die Versammlung aufmerksam zuhörte, weil er mit rührender Beredsamkeit sprach. Er würde auch seiner Parthey ohnzweifel

Vortheil gestiftet haben, wenn er sich bey der Lehre vom Abendmahl nicht auf eine für die Catholicken anstößige Weise ausgedrückt hätte. Der Cardinal Tournon zog hierauf gegen die Protestanten mit aller der Hitze loß, die ihm ein lange zurückgehaltener Eyfer eingab, und so machte diese Unterredung den Streit, wegen der Religion, nur noch ärger. Die Protestanten gewannen so wenig dabey, daß man sie vielmehr dem König, und der Königin Mutter in einem noch gehässigern Lichte vorstellte, mit denen man, als hartnäckigen Ketzern, nur die Zeit umsonst verderbe.

So unwürksam aber für die Religion diese Versammlung gewesen war, hatte sie gleichwohl für die öffentlichen Angelegenheiten sehr wichtige Folgen. Die Guisen bemüheten sich auf alle Weise den König von Navarra zu ihrer Parthey zu ziehen, boten ihm deswegen ihre Nichte, die Königinn Maria, nebst der schottischen Krone, und der Hofnung auf die englische an, versprachen ihm die Ehescheidung von seiner Gemahlin, wegen ihrer bekannten protestantischen Grundsätze auszuwürken, auch ihm vom Könige von Spanien die Zurückgabe seiner Erbländer zu verschaffen. Allein er ließ sich durch diese Vorspiegelungen eben so wenig, als durch die aufblühenden Reitze der Prinzessin Mar-

garethe von Valois rühren, die ihm ihre Mutter Catharina von Medicis zur Gemahlin anbot; daher suchte man ihm auf einer andern Seite beyzukommen, und dies gelang. Man machte ihn eyfersüchtig auf seinen Bruder, den Prinzen von Condé, der von den Hügonotten eben so sehr verehrt würde, als er bey ihnen in Verachtung sey; der spanische König bot ihm Sardinien, zur Schadloshaltung wegen des an Spanien gefallenen Theils von Navarra an, und man ließ ihn sogar die Hofnung sehen, dereinst, nach Carls IX, und seines Bruders Tode, den Thron von Frankreich zu besteigen; Aussichten, die er sich alle verschlösse, wenn er bey der Parthey der Protestanten bliebe. Dies bestimmte ihn, solche, unter dem Vorwande, sie wären unter sich selbst nicht einig, zu verlassen, und dem sogenannten Triumvirate förmlich beyzutreten.

Der Prinz von Condé ließ sich durch diesen Abfall seines Bruders von der Parthey, an deren Spitze er stand, nicht muthlos machen. Er hatte in kurzer Zeit ein Heer von 4000 zu Pferde, und 8000 Fußgängern beysammen, welches der Admiral, und dessen Bruder von Andelot, unter ihm anführten. Auch verband sich die Königinn Mutter, welche jetzt von seinem Bruder, nachdem er die Parthey der Guisen ergriffen

griffen hatte, ganz hintangesetzt ward, noch genauer mit ihm, und dem Hause Coligny. Freylich gehörte dies immer noch zu ihren Künsten der Verstellung, worinn sie so groß war, indeß schafte sie den Protestanten doch durch eine Versammlung der Vornehmsten des Reichs im J. 1562 den Vortheil, daß ihnen, vermittelst einer Verordnung vom ersten Jenner, die Ausübung ihres Gottesdienstes, in den Vorstädten, und an freyen Oertern, so lange zugestanden ward, bis eine allgemeine Kirchen-Versammlung die streitigen Punkte entschieden hätte. Umsonst that das Parlement zu Paris dagegen Vorstellung; sie setzte es durch, daß diese Vergünstigung daselbst, und auch bey den übrigen Parlementern im Reich eingetragen werden mußte.

Allein eben diese günstige Verordnung war die Gelegenheit zum Ausbruche des bürgerlichen Krieges im Reiche. Die Hugonotten erlaubten sich jetzt zu Paris, unter den Augen ihres Anführers, des Prinzen, immer mehr Freyheiten, und ihr Anhang vergrösserte sich täglich. Der König von Navarra beschloß daher, seinen Bruder zu zwingen, Paris zu verlassen, und bat zu dem Ende den Herzog von Guise, sich nebst seinem Bruder, und dem Connetable, nach der Hauptstadt

stadt zu begeben. Dieser, der bis jetzt zu Joinville gewesen war, gieng, von einem zahlreichen Adel, und vieler Reuterey begleitet, nach Paris ab, unterwegens aber ereignete sich zu Vaßy, in Champagne, ein trauriger Vorfall, der gleichsam das Losungszeichen, zum Blutvergießen auf beyden Seiten, ward.

Die Hugonotten hielten eben, da der Herzog mit seinem Gefolge in dieser Stadt war, ihren Gottesdienst in einer Scheune, nicht weit von dem Orte, wo jener Messe lesen ließ. Einige seiner Leute fiengen mit ihnen Händel an, und es kam zu einem Gefechte. Der Herzog kam selbst darzu, den Auflauf zu stillen, ward aber mit einem Steinwurf im Gesichte verwundet, worüber seine Leute so erbittert wurden, daß sie in die Scheune brachen, über 60 Hugonotten tödteten, und noch mehrere verwundeten. Der Herzog verwieß es dem Richter des Orts, daß er den Ketzern die freye Uebung ihrer Religion gestattet habe, und da dieser sich mit der Verordnung vom ersten Jenner rechtfertigte, legte er die Hand an den Degen, und sprach: dieser hier soll das verfluchte Edikt zerhauen!

Die Protestanten sahen das Blutbad zu Vaßy als einen Bruch der ihnen so neuerlich gestatteten Vergünsti-

günstigung an, und in kurzem stand ganz Frankreich in Waffen. Condé überfiel Orleans, und machte es zu seinem Waffenplatze, seine Anführer aber im Heere bemächtigten sich noch vieler andern Oerter. Die eyfrigen von der katholischen Parthey erhoben den Herzog von Guise, der doch an diesem Handel unschuldig zu seyn vorgab, bis an den Himmel, und begleiteten ihn, nebst dem Könige, dem Connetable, und dem Marschalle von St. André, in feyerlichem Pompe nach der Hauptstadt.

Der Königinn Mutter war dieser Streich, der den jungen König, und sie selbst, ganz in die Hände des Triumvirats brachte, höchst unangenehm; sie hätte lieber gesehen, daß der König in die Hände des Prinzen von Condé gerathen wäre, wo ihr Einfluß über ihn ungeschwächt hätte bleiben können. Sie setzte indeß ihren Briefwechsel mit diesem Prinzen fort, bediente sich auch des Königs von Navarra, einen Vergleich zwischen seinem Bruder, und den Triumvirs zu treffen. Diesem zufolge versprachen die Guisen, und der Connetable, die Waffen niederzulegen, und sich vom Hofe zu entfernen, wenn der Prinz von Condé eben dies thun wollte, den König aber allein in den Händen der Regentin, seiner Mutter, und des Königs von Navarra zu lassen.

Die

Die Triumviren hatten sich in der That, auf einige Meilen weit, entfernt, und es ward eine mündliche Unterredung, zwischen dem Prinzen von Condé, und der Königin Mutter angestellt, bey welcher diese den Prinzen zu bereden suchte, sich aus dem Königreiche, mit samt den Hugonotten, als der weniger zahlreichen, und jüngern Parthey der französischen Unterthanen, zu entfernen, um hierdurch die Ruhe wieder herzustellen. Es schien die Absicht der Regentin zu seyn, sich der Häupter beyder Partheyen zu entledigen, um mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich, im Grunde aber allein, den Staat regieren zu können. Doch der Prinz ward die ihm gelegte Schlinge gewahr, und seine Anhänger trafen ein Mittel, ihm aus derselben heraus zu helfen. Sie riefen am zweyten Tage der Zusammenkunft: der Prinz sey nicht sicher, und riethen ihm, sich aufs schleunigste zu entfernen, rissen ihn auch, da die Königin Mutter ihn zurück halten wollte, mit sich fort.

Sein versammletes Heer empfieng ihn mit frölichem Zurufe, und verlangte sogleich gegen den Feind geführt zu werden, da nur der König von Navarra allein bey dem Heer der Feinde war, nicht aber die drey andern Häupter jener Parthey. Allein die Weg-

weiser

weiser führten das verbündete Heer irre, so daß indeß die Triumvirn bey dem gegenseitigen ankommen, und alles in Vertheidigungsstand setzen konnten. Der Prinz hatte zu wenig geübte Krieger, um eine Schlacht mit dem königlichen Heere wagen zu können, welches nun durch 6000 Schweitzer verstärkt war. Er muste sich also nach Beaugenci zurückziehen, und eroberte diesen Ort, bey dessen Plünderung von seiner Parthey eben so große Ausschweifungen begangen wurden, als sich das königliche Heer gleich darauf zu Blois erlaubte. So gab der Geist der Schwärmerey beyden Theilen Anlaß zu den größten Unmenschlichkeiten.

Um sich mit Geld, zur Führung des Kriegs zu versorgen, schloß der Prinz einen Vergleich mit der englischen Königin Elisabeth, und übergab dafür, daß sie ihn, nebst seiner Parthey, unterstützte, Havre de Grace vors erste in ihre Hände, welches in der Folge gegen Calais an ihn sollte zurück gegeben werden. Er besaß, außer Orleans, noch viele ansehnliche Plätze, von denen ihm aber, noch im Jahr 1562 der Marschall von St. André Poitiers, und sein Bruder, der König von Navarra, Bourges, wie auch Rouen wieder wegnahmen. Bey dem Sturme, wodurch der letztere Ort übergiengs, ward der König von Navarra tödtlich

ver-

verwundet, und starb bald nachher; ein Fürst, der zwar vielen Muth besaß, aber desto weniger Standhaftigkeit, und Stärke des Geistes, daher ihn auch beyde Partheyen verachteten.

Der Marschall von St. André vereinigte sich hierauf wieder mit dem Heer der Triumvirs, welches der Connetable anführte. Der Prinz von Condé war durch ein starkes Corps von deutschen Völkern verstärkt, und hierdurch ihm Muth gemacht worden, einige Versuche zu machen, Paris zu erobern, die ihm aber mißglückten. Man wollte ihn durch einen Vergleich hintergehen; allein er nahm solchen nicht an, sondern zog nach der Normandie, um da die englischen Hülfsgelder in Empfang zu nehmen. Die königlichen Truppen folgten ihm auf dem Fuße nach, und beyde Heere stießen bey Dreux zusammen, wo ein entscheidendes Treffen geliefert ward.

Die königlichen waren an Zahl dem Heere des Prinzen von Condé um ein Drittheil überlegen; allein dieser hatte lauter geübte Krieger. Jene hatten sich in drey Treffen geordnet, wovon das erste der Marschall St. André, das andre der Connetable, und das dritte der Herzog von Guise anführte. Der Connetable war

voll Begierde, die Ehre des Sieges allein zu erringen, und machte daher einen übereilten Angriff in solcher Richtung, daß er von den beyden andern nicht unterstützt werden konnte. Er ward daher geschlagen, verwundet, und zum Gefangnen gemacht. Der Herzog von Guise hatte den Ruhm, daß er dessen Fehler verbesserte. Er vereinigte die getrennten Glieder dieser geschlagenen Linie, und griff die Hugonotten in einem Zeitpuncte an, wo sich der Prinz von Condé zu weit von seinem Fußvolk entfernt hatte. Dieser Kunstgriff verschafte ihm den Sieg, und selbst der Prinz von Condé ward dabey sein Gefangener.

Der Admiral Coligny machte indeß diesen Fehler möglichst wieder gut, indem er die Reuterey, und das Fußvolk wieder zusammen brachte, sich auf eine sehr geschickte Art damit zurückzog, und dem königlichen Heere nur einen Theil seines Geschützes zurück ließ. Der Marschall St. André ward im Nachsetzen erschossen, welches ein wichtiger Verlust für die Hofparthey war, die überall an Vornehmen mehr einbüßte, als die Hugonotten, ob sie gleich das Schlachtfeld behielt.

Der Herzog von Guise nahm seinen Gefangnen, den Prinzen, mit Großmuth auf, ließ ihn an einer

Ta-

Tafel mit sich speisen, und in einem Bette mit sich ruhen; allein der Prinz schlief nicht einen Augenblick, der Herzog dagegen so fest, als möglich. Er ward übrigens durch diesen Sieg bey Dreux mehr als jemals der Liebling der Catholicken, und die Königinn Mutter verlohr ihre Gewalt über ihn unwiederbringlich, denn man hielt sie für nicht viel besser, als eine Hugonottinn.

Der Herzog von Savoyen wußte diese bürgerlichen Gährungen in Frankreich zu seinem Vortheile zu nutzen, und sich wieder in den Besitz von Turin, wie auch andrer Plätze, zu setzen. Auch der Kayser war willens, davon Vortheil zu ziehen, und sich von Metz, Toul, und Verdün Meister zu machen; allein man suchte ihn dieser seiner Ansprüche, durch einen Vorschlag zur Vermählung des jungen Monarchen von Frankreich, mit einer österreichischen Prinzeßin, vergessen zu machen. Der Herzog von Guise belagerte hierauf Orleans, den Waffenplatz der Hugonotten, und war schon im Besitz der Vorstädte, als ein plötzlicher Vorfall ihn an der Eroberung dieser wichtigen Festung hinderte. Ein junger Schwärmer, Poltrot, der zu den Hugonotten gehörte, glaubte Gott einen Dienst zu thun, wenn er diesen Feind der gereinigten Religion umbrächte, und erschoß ihn, da er einst,

 in

in geringer Begleitung, nach seinem Quartier zurückritt. Die Catholicken hielten seinen Tod für den eines Märtyrers, weil er, wegen seines Hasses gegen die hugonottische Parthey umgekommen war. Der Mörder ward gefoltert, um die, so an diesem Anschlage Theil gehabt hätten, zu entdecken. Er warf bald auf den Prinzen von Condé Verdacht, bald auf den Admiral Coligny, bald auf Beja, und andre Häupter der Hugonotten; allein seine Aussagen waren so unbeständig, daß man sie schwerlich für etwas anders halten konnte, als durch die Quaal der Folter erpreßt. Der Admiral drang sehr in die Königinn Mutter, mit seiner Hinrichtung es so lange anstehn zu lassen, bis er ihm persönlich unter die Augen gestellt werden könnte, um ihn der Verläumdung zu überführen. Allein man wollte ihn einmal zum Mitschuldigen dieser That machen, daher wartete man nicht so lange, bis jener widerrufen konnte, sondern ließ ihn auf die grausamste Art ungesäumt zum Tode bringen.

Der Königinn Mutter konnte der Tod des Herzogs nicht unangenehm seyn, denn nun hatte sie von diesem Hause weniger zu befürchten, da zuvor dessen Entwürfe wohl auf nichts geringers giengen, als sie ihrer Macht, wo nicht gar ihres Lebens, zu berauben.

Der

Der Herzog hatte ihr noch sterbend empfohlen, dem Reiche bald Frieden zu schaffen, und die Ausländer daraus zu verbannen; auch schien dieser Friede, zur Befestigung ihres Ansehens, höchst nöthig, daher ward vors erste der Prinz von Condé gegen den gefangnen Connetable ausgewechselt, und beyde große Männer musten, auf Befehl der Königinn Catharine, zu Orleans, sich wegen der Vergleichspuncte unterreden, konnten aber nicht einig werden. Weil indeß sowohl die eine, als die andre Parthey den Frieden sehnlich wünschte, und die Königinn nicht aufhörte, ihre Bemühungen dazu anzuwenden, so glückte es ihr endlich, durch die Verordnung von Amboise, im Jahr 1563, das Ende der bürgerlichen Unruhen zu bewürken, indem sie den Protestanten allgemeine Verzeihung wegen des vorgegangenen, und fürs künftige eine Art von Gewissensfreyheit verschaffte. Es sollte ihnen in jedem Amte ein Ort zum Gottesdienste, ausserhalb der Städte, angewiesen werden, auch in den Städten, wo sie, bis auf einen gewissen Tag, die freye Religionsübung gehabt hätten, sollten sie solche ferner behalten. Nur zu Paris, und in dem dazu gehörigen Amte sollte ihnen solches nicht gestattet seyn, auch sollten sie überall keine Kirchen haben. Den Edelleuten von dieser Parthey, welche die hohe Gerichtsbarkeit hatten, ward

in ihren Wohnungen der Gottesdienst vergönnt; dagegen musten die Hugonotten versprechen, die Waffen niederzulegen, die eingenommenen Städte abzutreten, und ihrem Bündnisse mit England zu entsagen, auch die fremden Truppen aus dem Reiche zu schaffen.

England war noch im Besitz von Havre de Grace, und beyde Partheyen besorgten, daß es sich von da aus über die ganze Normandie ausbreiten möchte. Da nun die Königinn Elisabeth diesen Platz nicht zurückgeben wollte, so kam es zu einer förmlichen Kriegserklärung zwischen beyden Reichen. Der Prinz von Condé, dem die Königinn Mutter den Rang seines verstorbenen Bruders im Staatsrathe, und die Stelle eines Oberfeldherrn versprochen hatte, unternahm mit dem Connetable zugleich die Belagerung von Havre de Grace, und da alle Partheyen ihre Macht mit der königlichen vereinigten, so ward sie mit solchem Nachdruck betrieben, daß der Graf von Warwick die Festung übergeben muste, ehe der Admiral Clinton erscheinen konnte, sie zu entsetzen.

Sobald der König, und seine Mutter, die bey dieser Belagerung zugegen gewesen, wieder nach Rouen zurück gekommen waren, ließ Catharine ihn, von dem

da-

dasigen Parlemente, für mündig erklären, und gab ihm, in einer feyerlichen Versammlung dieses Gerichts, auf den Knien, ihre Würde, als Reichsverweserin zurück. Er war der erste König von Frankreich, den das Parlement für volljährig erklärte, und die Absicht, warum seine Mutter diese Veranstaltung traf, war keine andre, als damit er ihr ferner, ganz allein, die Staatsverwaltung auftragen möchte; wozu er, nach Carls V. Verordnung, damals noch kein Recht gehabt hätte, indem er sein 13tes Jahr erst um einen Tag überschritten hatte. Das Parlement von Paris wollte diese Handlung nicht gelten lassen, die eigentlich, wie es glaubte, nur für seinen eigenen Gerichtshof gehörte; allein es muste bald nachgeben. Das besondre dabey war, daß Odet von Chatillon, Bischoff von Beauvais, den der Pabst zum Cardinal erkläret, hernach aber, weil er zur protestantischen Parthey übergetreten war, wieder ausgestrichen, und in den Bann gethan hatte, in dem völligen Ornat eines Cardinals, bey dieser Feyerlichkeit erschien. Dies that er aus Verachtung gegen den Pabst, ließ auch seine Frau, unter dem Titel einer Gräfin von Beauvais, dabey zugegen seyn, und nicht weit von der Königinn ihren Sitz nehmen.

Fünf und Vierzigste Vorlesung.

Carls IX. Regierungs-Geschichte, nach erklärter Mündigkeit.

Die Königinn Mutter war, von diesem Zeitpuncte an, die Hauptperson, welche alle übrigen, die auf der Schaubühne des französischen Hofes ihre Rollen spielten, regierte. Sie hatte damals den tiefen Entwurf, zur Ausrottung der Protestanten, angelegt, der in der Folge auf die schrecklichste Art, ausgeführet ward, und beschlossen, den Pabst, den König von Spanien, den Kayser, und den Herzog von Savoyen, zu dessen Ausführung, zu gebrauchen. Der Prinz von Condé war durch seinen Ehrgeiz bewogen worden, sich an die Spitze der Protestanten zu stellen, jezt aber wuste ihm die Königinn Catharine so zu schmeicheln, daß er sich in die Wollüste ihres Hofes verstricken ließ, und manche Verbindungen eingieng, die ihn wieder auf die Seite der Catholicken brachten. Durch die Liebe, welche er zu einer ihrer Hofdamen, von Limeuil, gefaßt hatte, hofte die Königinn ihn von seiner Freundschaft gegen die Coligny's abzuziehen. Sie gab sich

auch Mühe, ihn, da er Wittwer geworden, zu einer Vermählung, mit der Wittwe des Marschalls von St. André, zu bewegen; allein dies war nicht nach seinem Geschmack. Der Admiral Coligny aber, aus Besorgniß, daß der Prinz doch über kurz, oder lang, von den Reitzen irgend einer Catholickin möchte gefesselt werden, ruhte nicht eher, als bis er ihn zu einer Heyrath, mit der Schwester des Herzogs von Longueville, Franzisca, gebracht hatte. Die Königinn ließ hierauf in ihrer Gefälligkeit gegen den Prinzen, der ihr jezt nicht mehr furchtbar war, merklich nach, verbarg auch wenig ihren Haß gegen die Protestanten, von denen sie, wegen ihrer lasterhaften Aufführung, auch die nachtheiligsten Urtheile sich muste gefallen lassen.

Das Haus Guise machte indeß der Königinn nicht weniger Sorge, als die protestantische Parthey, denn es strebte auf alle Weise sich die Wichtigkeit wieder zu verschaffen, die es durch des Herzogs Ermordung verlohren hatte. Zwar hatte dieser, auf seinem Todbette, den Seinigen befohlen, alles vorgefallne zu vergessen, und nicht nach den Anstiftern dieser wider ihn verübten Frevelthat zu forschen. Allein die Wittwe des Herzogs, und dessen Kinder, erschienen jezt in tiefster

Trauer vor dem Throne des Monarchen, und fleheten fußfällig um Gerechtigkeit wider seine Mörder an, worunter sie den Admiral von Coligny, und die Häupter der Protestanten verstunden. Ein Haufe von Bürgern zu Paris, vermuthlich aufgebracht durch die Guisen, forderte mit Ungestüm eben dies. Der Admiral, da er merkte, daß der König geneigt sey, eine Untersuchung der Sache von dem Parlemente zu Paris zu verstatten, sezte sich dawider, und behauptete, daß die Sache, durch das Friedensedict, völlig zugedeckt sey, doch wollte er sich gefallen lassen, vor dem Staatsrathe sich darüber zu rechtfertigen, nicht aber vor Rechtsverdrehern, wie er die Räthe des Parlements nannte. Allein die Sache blieb liegen, indem der König und seine Mutter sich das Erkenntniß darinn vorbehielten, zum gerichtlichen Verfahren aber drey Jahre Aufschub gestatteten. Als diese Frist bald zu Ende gieng, brachte man, um nicht neue Unruhen im Reiche zu erregen, eine Aussöhnung zwischen den Häusern Guise, und Coligny zu stande, worauf die erstern ihre Rache so lange verbargen, bis sie in der Bartholomäus-Nacht solche auf die schrecklichste Weise gegen den Admiral, und seine Parthey ausbrechen ließen.

Der

Der Pabst bemühete sich, das Parlement zu Paris zu bewegen, daß es die Schlüsse der Kirchenversammlung von Trident, die im J. 1563 zu Ende kam, annähme. Es geschah auch, aber nur in Betracht der Glaubenslehren, nicht aber in Dingen, welche die Kirchenzucht, und das weltliche Regiment beträfen; denn hierinn hatte man zu Trident viele Schlüsse abgefaßt, die den Freyheiten der gallicanischen Kirche ganz zuwider waren. Es waren z. B. alle die Bischöffe, die sich den Reformirten geneigt bezeigten, oder sie wenigstens duldeten, ja sogar die Königinn von Navarra, Johanne von Albret, nach Rom gefordert, und da sie nicht erschienen, vom Pabste in den Bann gethan worden; ein Verfahren, welches dem Concordat gerad entgegen war, dem zufolge französische Prälaten, in Frankreich, vor Bevollmächtigten des heiligen Stuhls, gerichtet werden sollten.

Die Königinn Catharine regierte jezt unumschränkt über ihren Sohn, und das Reich, muste aber doch große Behutsamkeit anwenden, um nicht die Protestanten, an deren Ausrottung sie insgeheim arbeitete, aufzubringen, und einen neuen bürgerlichen Krieg zu entzünden, ehe sie im Stande wäre, ohne fremde Hülfe, den tief angelegten Entwurf, zu ihrem Ver-

derben auszuführen. Sie unternahm im Jahr 1564 mit dem König eine Reise durch die Provinzen seines Reichs, um, wie es hieß, ihn der unangenehmen Vorfälle des bürgerlichen Kriegs vergessen zu machen, in der That aber, um ihm die Verfassung der Protestanten, und ihre Anzahl in den Provinzen bekannt zu machen, insgeheim aber mit dem römischen Könige Maximilian sich zu besprechen, und Maaßregeln mit ihm, zur Ausrottung dieser Parthey, zu nehmen. Allein die Wachsamkeit des Königs von Spanien, Philipps II. und der Tod des Kaysers, vereitelten diese Zusammenkunft.

In allen Städten, wo die Hugonotten zahlreich waren, z. B. zu Lyon, wurden Citadelle angelegt, oder die Mauern geschleift, um es immer in seiner Gewalt zu haben, sich ihrer zu bemeistern. Auch wurden die Beschwerden der Catholicken über die Hugonotten geneigt angehört, die dahin giengen, daß diese das Edict von Amboise zu vortheilhaft für sich erklärten; um diesen Beschwerden abzuhelfen, ließ auch der König, als er zu Roußillon sich aufhielt, eine Verordnung ergehen, in welcher jenes Edict mehr eingeschränkt, als erklärt wurde. Man nahm dadurch dem Adel die Freyheit, auf seinen Lehngütern Gottesdienst

dienst zu halten, verbot auch den Protestanten, innerhalb 10 französischen Meilen weit vom Hofe, alle Uebung ihrer Religion, selbst in den Städten, wo es sonst nach jenem Edict ihnen erlaubt worden war. Auch ward ihnen, bey Lebensstrafe, untersagt, ohne Beyseyn eines königlichen Beamten, Synoden zu halten, oder Collecten anzustellen. Der Prinz von Condé beschwerte sich, im Namen der Reformirten, über die unbilligen Einschränkungen des Friedensedicts von Amboise, erhielt aber eine höfliche nichtssagende Antwort, mit dem kaltsinnigen Versprechen: daß man die ungerechten Bedrückungen der königlichen Beamten untersuchen wolle. Uebrigens folgte auf diese neuere Verordnung des Königs eine Reihe von Maaßregeln, die den gottlosen Anschlag, die Hugonotten allmählig zu untergraben, so tief er auch gelegt war, im voraus ahnden ließen.

Die Königinn Catharine hatte, während dieser Reise des Hofes, Unterhandlungen mit der Elisabeth von England angefangen; die zur Absicht hatten, den Hugonotten die Freundschaft dieser letztern völlig zu entziehn, nachdem sie sich, wie sie wohl wuste, bereits dadurch um die gute Meynung der englischen Monarchin gebracht, daß sie den Vergleich mit dem Könige, ohne ihr Zuziehen, ge-

geschlossen hatten. Elisabeth hatte den Fehler begangen, daß sie den Vergleich von Chateau-Cambresis nicht bestätigen ließ, als der König Carl IX. für mündig erklärt wurde, und jezt, im Jahr 1564 begieng sie den zweyten dadurch, daß sie den Vertrag von Havre de Grace zum Grunde eines endlichen Vergleichs machte, den sie mit Frankreich schloß. In diesem wurde der Zurückgabe von Calais nicht gedacht, vielmehr gab Elisabeth, für eine mäßige Summe, die Geiseln wieder frey, die ihr Kraft des Vergleichs zu Chateau-Cambresis waren zugestellt worden.

Die Königinn Mutter suchte sich durch diese Reise, die sie mit dem König anstellte, immer mehr Unterstützung zu verschaffen, ihre blutdürstigen Anschläge gegen die Hugonotten ausführen zu können. Sie hielt mit dem berühmten Herzog von Alba, dem Vertrauten Philipps II. von Spanien, manche Berathschlagungen hierüber, und ward von diesem kräftig ermahnt, sonderlich der Oberhäupter dieser Parthey nicht zu verschonen, indem er ihr zu Gemüthe führte: zehntausend Köpfe von Fröschen wären nicht so viel werth, als ein Lachskopf! Sie bewieß durch die Folge, wie tief dieser Grundsatz sich bey ihr festgesezt habe.

Bis

Bis daher hatten gleichwohl alle ihre Handlungen den Schein der Billigkeit, und Mäßigung, denn die Catholicken wurden wenigstens nie gegen die Gesetze geschützt, oder vorzüglich vor den Protestanten von dem Monarchen begünstigt. Allein das gröste Verdienst bey diesen billigen Maßregeln, denen sie folgte, hatte unstreitig der Canzler de l'Hospital. Dieser kluge, rechtschafne Mann stand gleichsam in der Mitte zwischen der catholischen, und protestantischen Parthey, und suchte einen Entwurf auszuführen, den er, um beyde zu vergleichen, entworfen hatte, und der alles übertraf, was je zur Sicherheit der französischen Regierung gemacht worden ist. Dabey ließ ihn die Königinn in tiefer Unwissenheit aller der abscheulichen Anschläge, die wider die Protestanten im Werke waren.

Im Anfang des J. 1566 kam der König auf seiner Reise nach Moulins, nachdem er vorher zu Bearn die Königinn von Navarra halb überredet, halb mit Zwange dahin gebracht hatte, die Catholicken in ihrem Lande wieder in ihre Kirchen einzusetzen, auch ihnen aufs neue Antheil an den obrigkeitlichen Aemtern zu geben. Es ward hierauf, durch eine Versammlung aus allen Parlementern, die berühmte Verordnung

von

von Moulins entworfen, und in 86 Artickeln bekannt gemacht, die sowohl wegen ihrer edeln Grundsätze, bey Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens, als wegen des ungemein guten Vortrags derselben, der Versammlung viel Ehre machte.

Die Königinn Catharine trieb bey dieser Gelegenheit ihre Verstellung gegen den Prinzen von Condé, und den Admiral Coligny so weit, daß sie ihnen im höchsten Vertrauen klagte, welche Ränke Philipp II. von Spanien spielte, um das Ansehn ihres Sohns an allen Höfen von Europa herab zu setzen, zugleich aber die Catholicken in Frankreich zum Untergange der Protestanten aufzumuntern. Indem sie diese Sprache führte, ihre boßhaften Absichten gegen die Häupter der Protestanten zu verbergen, ließ sie Philippen, durch einen Vertrauten, sagen: er dürfe keinen Argwohn wegen der Gunst schöpfen, die sie äusserlich gegen diese Herren bezeuge, sie thäte dies bloß, um sie desto sicherer ins Netz zu locken.

Bey dem Admirale ward gleichwohl ihre Absicht nicht erreicht, er ließ sich durch ihre List nicht blenden, und vermochte den Prinzen von Condé dahin, daß dieser von der Regentin verlangte: es sollten Truppen

auf-

aufgebracht werden, um sich dem Herzoge von Alba widersetzen zu können, wenn dieser, auf seinem Zuge aus Italien nach den Niederlanden, in Frankreich einzudringen versuchte. Die Königinn schien sehr geneigt, auf diese Vorstellung zu achten, und gab sogleich Befehl, 6000 Schweitzer anzuwerben, die sie aber nicht wider die Spanier, sondern zur Unterdrückung der Protestanten im Reiche, zu brauchen gedachte, wenn das Geheimniß der Boßheit, über dem sie brütete, erst zur Reife gekommen wäre.

Der Connetable Montmorenci stand noch immer zwischen beyden Partheyen mitten inne, in der Absicht, Ruhe zu erhalten. Es wollte ihm nicht gelingen, seinem Sohne die Würde, die er bekleidete, zu verschaffen, weil man diesen für einen heimlichen Hugonotten hielt; er bot solche daher im J. 1566 dem Prinzen von Condé an. Allein der Herzog von Anjou, des Königs Bruder, begehrte solche, und, obwohl er kaum 16 Jahr alt war, versicherte sie ihm der König doch; jener, der nach seines Bruders Tode darauf die nächsten Ansprüche hatte, sah nun wohl ein, daß die Königinn Mutter ihn bisher durch leeres Versprechen hingehalten habe, und daß er, samt seiner Parthey, am Rande des Abgrunds stünde. Er erfuhr

 um

um diese Zeit etwas von den schrecklichen Maaßregeln, welche die Regentin in einem geheimen Rathe genommen habe, ihn der Freyheit, und den Admiral Coligny des Lebens zu berauben, hierauf aber das Friedensedict zu widerrufen, und die Ausübung des protestantischen Gottesdiensts überall zu verbieten. Die Häupter dieser Parthey hielten hierauf zu Chatillon, beym Admirale, eine Versammlung, wo sie die muthigsten Entschlüsse fasseten, ihren Feinden sich zu widersetzen.

Die Königinn Mutter ward durch den glücklichen Erfolg, den der Herzog von Alba in den Niederlanden gegen die mit der spanischen Tiranney mißvergnügten hatte, aufgemuntert, weniger zurückhaltend in ihren Feindseligkeiten gegen die Hugonotten zu seyn. Noch lebhafter äusserte der junge König sein Misvergnügen darüber: daß die deutschen Fürsten sich ihrer bey ihm annehmen, und sich ungebeten in seine Händel mit jenen mischen wollten. Dem Admiral, der einst für seine Parthey eine Forderung an ihn that, die durch die Bedrückungen der Catholicken veranlaßt war, gab er verdrüßlich zur Antwort: Es ist noch nicht lange her, da ihr bloß geduldet zu werden verlangtet; jezt wollt ihr schon den Catholicken gleich geachtet seyn, bald werdet ihr gar alleine seyn wollen, und uns aus dem Reiche jagen.

Bey dieser mit jedem Tage zunehmenden Gefahr nahmen die Häupter der Protestanten den Anschlag wieder hervor, den man vormals zu Amboise hatte ausführen wollen, sich nemlich des Königs zu bemächtigen, um ihn denn zu billigern Bedingungen zu bewegen. Der Hof befand sich im Sommer 1567 zu Monceaux, einem offnen Lustschlosse, in Brie, mit einer geringen Leibwache, als ein Gerücht von verdächtigen Bewegungen in der Nähe ihn erschreckte. Es war verabredet, die Protestanten sollten in der Stille, gewafnet, zu Rosoy sich versammlen, und von da aus den Hof überfallen. Der Graf von Castelnau, der aus den Niederlanden zurückkehrte, wohin er von der Königinn an den Herzog von Alba geschickt war, brachte die Nachricht von einem Ueberfalle mit, die er unterwegs gehört hatte. In der ersten Bestürzung flüchteten der König, und seine Mutter nach Meaux, wo der Connetable, der diesem Gerücht nicht glauben wollte, Befehlshaber war. Man schickte die beyden Brüder des Grafen an den Admiral, und sie trafen ihn, dem Scheine nach ruhig, bey der Weinlese an; aber zwey Tage nachher stand der gröste Theil von Frankreich schon in Waffen. Nun wurden die 6000 Schweitzer, die bereits in der Nähe standen, schleunigst, zur Bedeckung des Hofes herbey gerufen, und

ihr Obrister nahm es auf sich, wiewohl er keine Reuterey hatte, den König sicher nach Paris zu führen. Die Protestanten waren indeß am Michaelistage, der zur Ausführung ihres Plans bestimmt war, so zahlreich zu Rosoy, daß sie Meaux noch immer hätten überfallen können, wenn sie nicht durch Montmorenci, den die Königinn in dieser Absicht an sie schickte, wären aufgehalten worden. Die Schweitzer führten auch ihr Unternehmen mit so viel Klugheit, als Muth, aus, daß der Prinz von Condé, obwohl er, mit einem großen Haufen Reuterey, den ganzen Weg über, um sie herum schwärmte, doch keine Gelegenheit fand, sie anzugreifen. Der König konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden, auf die Protestanten einzuhauen, und der Haß seiner Mutter gegen sie stieg, von diesem Vorfalle an, auf den höchsten Gipfel. Man ertheilte dem Anführer der Schweitzer für diese herzhafte That das gröste Lob, und seiner Schaar einen Monat an Solde zur Belohnung.

Der Prinz von Condé gab seinen Entwurf, den König in seine Hände zu bekommen, noch nicht auf, sondern zog dem Hofe nach, und rückte vor die Hauptstadt, um solche, wo möglich, auszuhungern. Der König ließ ihm, und seiner Parthey, Begnadigung anbie-

anbiethen, wofern sie sogleich die Waffen niederlegten; allein man achtete nicht darauf, vielmehr überfiel er St. Denis, und andre Oerter in der Nähe von Paris, verbrannte die Mühlen, und besetzte die Brücken, so wie die übrigen Zugänge zur Hauptstadt. Die geheime Ursach so vieler Entschlossenheit, von Seiten des Prinzen, und seiner Parthey, war wohl die Hofnung, die ihnen von der Königinn Elisabeth neuerlich war gemacht worden: sie wolle die Hugonotten unterstützen. Sie hatte kürzlich die Stadt Calais vom französischen Hofe zurückgefordert, und, als ihr solche geradezu abgeschlagen worden, den Cardinal von Beauvais, der heimlich an ihren Hof gekommen war, ihres Schutzes versichert.

Die Königinn Mutter nahm in der Bedrängniß, worinn sich der Hof, sechs Wochen lang, befand, ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, ihre Absicht war aber nur Zeit zu gewinnen, um auswärtige Hülfe, zur Unterdrückung der Hugonotten, herbey zu schaffen. Sie schickte deswegen heimlich den Herrn von Castelnau an den Herzog von Alba, und verlangte von ihm eine Schaar spanischer Fußvölker, und Reuterey, welche dieser bis nach Senlis führen sollte, hier würden französische Truppen zu ihnen stossen, und dem Prinzen

von Condé in Rücken fallen, da denn, wenn der Connetable ihn zu gleicher Zeit von vorn angriffe, sein, und der Hugonotten Verderben, unausbleiblich erfolgen müßte.

Der Herzog von Alba lehnte es ab, die verlangte Hülfe zu schicken, denn man sah es in Spanien gern, daß die Unruhen in Frankreich fortdauerten, doch versprach er eine Schaar Reuter. Die Unterhandlung war indeß abgebrochen worden, denn die Protestanten verlangten ein für allemal die öffentliche, und freye Religionsübung, der Connetable dagegen erklärte ihnen: der König wolle nur einerley Religion im Staate dulden. Alles ließ sich jetzt zu einem entscheidenden Gefecht an, und der Connetable durfte es nicht länger aufschieben, den Prinzen von Condé anzugreifen, wenn er nicht den Verdacht eines Verständnisses mit den Hugonotten auf sich laden wollte. Er rückte also bey St. Denis ihm entgegen, und dieser, obwohl er nur 1500 zu Pferde, und 1200 zu Fuß stark war, lehnte doch das Treffen mit ihm, der 19000 Mann unter sich hatte, nicht ab. Es dauerte mit zweifelhaftem Glücke, einige Stunden, und alles, was die catholische Parthey ausrichten konnte, war, daß sie zuletzt das Schlachtfeld behauptete; obwohl ihr linker

Flügel gänzlich geschlagen war. Der Prinz von Condé zog sich mit vielem Muthe, und Besonnenheit zurück, und da am folgenden Morgen Andelot mit einer Parthey Reuterey zu ihm zurück kam, den er den Spaniern, die aber nicht erschienen, entgegen geschickt hatte, so besetzte er das Schlachtfeld mit ihnen, forderte seine Feinde zu einem neuen Treffen auf, und streifte, um ihnen die Ehre des Siegs streitig zu machen, bis an die Vorstädte von Paris.

Der Connetable Montmorenci war im Treffen tödlich verwundet, und starb zu Paris, zwey Tage nachher, im Alter von 74 Jahren. Er war ein kluger, und dabey rechtschaffener Mann, nur zu mürrisch, und unlenksam, weswegen er auch von der Königinn Mutter mehr gefürchtet, als geliebt ward. Er blieb zwar dem catholischen Glauben stets getreu, doch rieth er immer zur Mäßigung gegen die Hugonotten, und war daher kein Freund der Guisen. Sein Unwille über die Ausschweifungen des Prinzen von Condé war es, was ihm die Waffen gegen seine Parthey noch zuletzt in die Hände gab. Seine Stelle ward nicht wieder besetzt, sondern der Herzog von Anjou zum General-Statthalter des Reichs erkläret, und ihm drey Feldherren zur Seite gesetzt, deren Ey-

fersucht wider einander viel Verwirrung anrichtete, und den Protestanten, in ihrer damals mißlichen Lage sehr zu statten kam.

Ohne den Admiral Coligny, der stets unerschöpflich an Rettungs-Mitteln war, und ohne den Geist der Eintracht, der all' ihre Entschlüsse belebte, würde es ihnen sehr schwer gewesen seyn, sich nach dem erlittnen Verluste, zu erhalten. Er hatte, von der englischen Königinn Elisabeth begünstigt, mit dem pfälzischen Prinzen Casimir einen Vergleich geschlossen, zufolge dessen ihm dieser 10000 Reuter, und vier Feldstücke zuführen, dagegen aber 100,000 Kronen von ihm erhalten sollte. Die siegende Parthey verfolgte den geschlagenen Feind nicht, und so brachte der Admiral, am Ende des Jahrs 1567, sein Heer an den Gränzen von Lothringen in Sicherheit; aber entblößt von den nöthigsten Bedürfnissen kam es zu Pont a Mousson an. Hier erwartete es die versprochene Hülfe, die auch ankam; aber nun entstand eine neue Noth. Der Prinz von Condé hatte kaum 2000 Kronen in seiner Casse, und sollte 100,000 zahlen. Doch der Eyfer seiner Parthey war so groß, daß Officier, und Gemeine, obwohl sie selbst keinen Sold erhielten, doch alles zusammenschossen, was sie an Geld, und

Gel-

Geldeswerth hatten, wodurch denn eine Summe von 80,000 Livres zusammen kam, die vors erste, nebst den Versicherungen der Elisabeth, die pfälzischen Truppen so weit befriedigte, daß sie sich mit den Hugonotten vereinigten, und im Anfang des J. 1568 in Frankreich einfielen.

Dies Heer kam, unter beständigen Plünderungen des Landes, und mit erzwungenen Zügen, in Monatsfrist, nach Chartres, nicht weit von Paris, und belagerte diese Stadt. Die Königinn Mutter sah die Gefahr der Hauptstadt, wenn Chartres übergieng, und nahm daher ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, um den Prinzen von Condé einzuschläfern. Dieser war auch, aller Einwendungen des Admirals ohngeachtet, schwach genug, sich durch ihre trügerische Lockspeise reitzen zu lassen, einen Vergleich einzugehen, der zu Longjümeau geschlossen ward, und in der Folge, da er nur 6 Monate dauerte, der kleine Friede hieß. Durch solchen ward den Protestanten die Gewissensfreyheit, nach dem Friedensedicte von J. 1562 bestätigt, und alle zu Roußillon gemachten Einschränkungen dieses Edicts wurden aufgehoben. Die Hugonotten sollten dagegen die eingenommenen Plätze zurückgeben, und die fremden Truppen aus dem Lande schaffen; der König aber

nahm es auf sich, die ihnen noch schuldigen Rückstände, statt des Prinzen von Condé, zu bezahlen.

Der Admiral kannte die Königinn zu gut, als daß er hätte glauben können, sie werde diesen Vergleich halten, den sie nur geschlossen hatte, um Chartres zu retten, und ihres, so wie des Monarchen, Einschließung in der Hauptstadt zu hindern. Dem Prinzen von Condé war es indeß, wegen der dringenden Umstände, in welchen er sich, samt seiner Parthey, befand, wohl zu vergeben, daß er einen Frieden eingieng, der ihm wenigstens auf kurze Zeit Ruhe schaffte. Seine deutschen Hülfsvölker droheten täglich, sich zu empören, und seinem eignen Adel fehlte es an allem, weil dessen Güter von der königlichen Parthey verwüstet wurden. Auch war der Herzog von Weimar mit 2000 Reutern im Anzuge, um Carln beyzustehen. Der Hof war indeß auch froh, aus dieser Verlegenheit sich gerettet zu haben, und nahm eine Summe von 180 000 Kronen in Italien auf, um damit die Rückstände der Deutschen zu bezahlen.

Die Protestanten wurden sehr bald überzeugt, wie wenig man, von Seiten des Hofs, geneigt sey, ihnen das versprochene zu halten; daher weigerten sie

sich

sich auch, einige Städte, die sie inne hatten, als Montauban, und Sancerre, an die Catholicken auszuliefern. Rochelles verschloß seine Thore vor des Königs Truppen, berief sich auf seine Freyheiten, und weigerte sich, die vom König geforderte Steuer zu geben. Von der andern Seite giengen die Verfolgungen der Hugonotten sogleich, nachdem diese ihr Heer hatten auseinander gehen lassen, wieder an. Es wurden ihrer, binnen drey Monaten, an verschiedenen Oertern, über 2000 hingerichtet, und die Königinn, auf deren Geheiß dies alles geschah, gab vor, nicht die Religion, sondern ihre verrätherischen Ränke wider den Staat, wären die Ursachen davon. Die Treulosigkeit des Hofes gegen die Protestanten überstieg alle Vorstellungen, und die Königinn dachte blos auf ihre eigne Sicherheit, nicht aber auf die Erfüllung des Vertrags. Zu ihren geheimen Berathschlagungen wählte sie bloß ihr ergebne Männer, und der Inhalt derselben waren Entwürfe, die Oberhäupter der Hugonotten in ihre Hände zu bekommen, und ihrer festen Plätze sich zu bemeistern.

Das Reich litt bey dieser wechselseitigen Feindseeligkeit alle die Uebel, die es zur Zeit eines öffentlichen Kriegs zu erdulden gehabt; die Felder lagen unge-

ungebauet, die offnen Städte wurden geplündert, und zerstöhrt, in den festen Plätzen waren Meuchelmorde, und Hinrichtungen alltäglich; kurz, das öffentliche Elend überstieg alle Beschreibung, und Vertrauen, Eintracht, und Friede war aus den Familien verbannet.

Der Hof brütete um diese Zeit über einem verrätherischen Anschlage, der, wenn er gelungen wäre, das Verderben der Protestanten würde nach sich gezogen haben; man suchte sich ihrer beyden Häupter, des Prinzen von Condé, und des Admirals zu bemächtigen. Hierzu wählte man die Zeit, da der Admiral dem Prinzen von Condé zu Noyers einen Besuch gab, und trug es dem Marschall von Tavannes, Statthalter in Burgund auf, beyde, wo möglich, gefangen zu nehmen. Allein sie erhielten zum Glück, kurz vor Ausführung der Sache, Nachricht von der ihnen drohenden Gefahr, und entkamen, durch eine schleunige Flucht, nach Rochelle. Der Cardinal von Chatillon rettete sich, als Matrose verkleidet, nach England, wo er, bey der Königinn Elisabeth, seiner Parthey wichtige Dienste leistete.

Man glaubte, der Marschall habe den Auftrag ungern übernommen, weil er ihn seiner Ehre nachtheilig,

theilig, oder gar für schädlich hielt; genug die von ihm ausgeschickten Leute trafen nur auf einen Befehlshaber, du Bois, der mit einem Trupp zurück geblieben war, den Zug des Prinzen zu decken. Die Königinn Mutter kam aus ihrer gewohnten Fassung, als sie hörte, der Anschlag sey mißlungen. Sie gerieth auf den Argwohn, der Canzler de l'Hospital, der immer ein Feind unbilliger Maximen gewesen war, und stets zum Frieden gerathen hatte, sey im geheimen Verständnisse mit den Hugonotten, und nahm ihm daher die Siegel, die der Bischoff von Orleans erhielt.

Beyde Partheyen rüsteten sich nun mit gleichem Eyfer zu Feindseeligkeiten, und die Protestanten schienen wieder neue Kräfte zu bekommen. Elisabeth öfnete ihr Land zur Freystadt für alle verfolgte Hugonotten, und die Nachrichten, die ihr der Prinz von Condé, von dem Zustande der Protestanten auf dem festen Lande, gab, waren so wichtig, daß ihre natürliche Sparsamkeit dadurch überwunden ward, und sie ihm 100,000 halbe Pfunde Sterling, nebst einem starken Zug Geschütze, und andern Kriegsbedürfnissen lieh. Die Protestanten beschlossen nicht mehr zerstreuet im Reiche, sondern in einer Provinz

ver-

vereinigt, den Krieg wider ihre Verfolger zu führen, und Rochelle ward wegen seiner Lage, Reichthümer, und Unabhängigkeit zu ihrem Haupt-Waffenplatze bestimmt.

Dahin kam auch die Königinn von Navarra, deren Freyheit man ebenfalls nachstellte, mit ihrem Sohne, dem jungen Prinzen von Bearn, der in der Folge als Heinrich IV. den Thron Frankreichs auf die ruhmvolleste Weise, nur zu kurze Zeit, behauptete. Dieser ward für das Oberhaupt der Protestanten erklärt, und der tapfre Andelot zog die Truppen derselben, jenseits der Loire, zusammen, worauf er sie, mit eben so viel Klugheit, als Glücke, mitten durch die feindlichen Besatzungen, nach Rochelle führte.

Weil der Prinz von Condé viel Plätze in Poitou, und der dasigen Gegend eroberte, auch der Prinz von Oranien mit einigen tausend Mann ihm zu Hülfe zog, so nahm die Königinn Mutter ihre Zuflucht wieder zu Unterhandlungen, die sich aber bald zerschlugen. Die königliche Parthey erwartete Hülfsvölker aus Deutschland, und zog sich deswegen nur langsam zusammen, hatte aber trefliche Anführer. Tavannes war, im Namen des Herzogs von Anjou, der oberste Feldherr derselben,

ben, und Cosse, und Biron dienten als Marschälle unter ihm. Man beschloß, den Prinzen von Condé anzugreifen, eh er sich durch deutsche Hülfsvölker verstärken könnte, die er, auf Bürgschaft der Königinn von England, in Sold genommen hatte, und Condé wünschte selbst ein Treffen, damit der Feldzug abgekürzt würde.

Beyde Heere trafen bey dem Dorfe Jarnac aufeinander, und der Prinz, wiewohl er vor wenig Tagen erst einen Arm zerbrochen hatte, auch seine deutschen Hülfsvölker noch nicht bey ihm waren, fand doch das Treffen unvermeidlich, um so mehr, da seine Truppen nicht wachsam genug gewesen waren, den Uebergang des königlichen Heers über die Charente zu hindern. Der Prinz von Condé ward also angegriffen, und, obwohl er mit der grösten Entschlossenheit den Feind empfieng, auch die ersten Haufen desselben, die der Herzog von Guise führte, glücklich umwarf, ward er doch zuletzt übermannt, und zog den kürzern. Er stürzte vom Pferde, und da er sich, durch einen Schlag, den er am Schenkel bekommen hatte, unfähig befand, wieder aufzustehn, ward er, nachdem er noch eine Weile knieend gefochten hatte, zum Gefangnen gemacht. Man wollte ihn eben nach

dem Hauptquartier bringen, als ein Hauptmann von der Leibwache des Herzogs von Anjou, Montesquieu, herbey eilte, und ihm, vermuthlich auf Befehl des Herzogs, eine Kugel durch den Kopf schoß.

Dies war, in einem Alter von 39 Jahren, das unglückliche Ende eines Prinzen, der, bey einem sehr schlecht gebaueten Körper, viel Vorzüge des Geistes besaß. Nur seine Schwäche gegen das andre Geschlecht war Ursach, daß er sich von der Königinn Mutter stets hintergehen ließ, die an ihrem Hofe immer Buhlschwestern hielt, welche man ihre Sirenen nannte, und durch die sie alle Geheimnisse von ihren Feinden herauszulocken wuste. Sonderlich hatte eine solche, Namens Limeuil, viel Einfluß über ihn, den sie, zum Vortheil des Hofes, aber zum grösten Schaden der Protestanten, anzuwenden wuste.

Nach des Prinzen Tode übernahm der Admiral die Führung des Heers seiner Parthey, und zog sich mit großer Geschicklichkeit nach Poitou zurück, nachdem er die seiner Parthey zugehörigen festen Plätze mit Besatzungen versehen hatte. Der Herzog von Zweybrücken hatte, um den Protestanten zu Hülfe zu kommen, mit 11000 Mann sich auf den Weg gemacht, sich

aber,

aber, vor dem Treffen bey Jarnac, noch nicht mit ihnen vereinigen können. Es dauerte auch noch bis in den May, eh er den Admiral erreichen, und mit ihm zusammen stoßen konnte, obwohl man dagegen, von königlicher Seite, nur schlechte Maaßregeln ergriff. Diese Parthey erhielt indeß aus Flandern, von den Spaniern, und aus Italien, auch von Deutschland her, ansehnliche Hülfsvölker.

Der Admiral fieng die Belagerung von Poitiers an, welchen Ort der Herzog von Guise, der seinem Vater sowohl in der Staatskunde, als Kriegskunst gleich, wo nicht überlegen war, so geschickt vertheidigte, daß es den Protestanten in keiner Unternehmung dabey gelang. Es war, noch ehe die Belagerung angieng, bey Roche la Belle ein Gefecht zwischen beyden Partheyen vorgefallen, worinn der Admiral beträchtlichen Vortheil erhielt, aber so kaltblütig, und herzhaft er auch bey der Belagerung zu Werke gieng, wollt' es ihm hierinn doch auf keine Weise glücken. Der Herzog von Anjou gieng unterdeß, um die Protestanten zu beunruhigen, vor Chastelleraut, welcher Platz dem Admiral ungemein wichtig war. Weil er nun vor Poitiers 4000 Mann eingebüßt hatte, und jene Festung nicht im Stich lassen durfte, so hob er die Belagerung auf.

Der feste Entschluß der Königinn, die Hugonotten ganz zu vernichten, offenbahrte sich immer deutlicher; allein der Admiral, und die Häupter seiner Parthey ließen dadurch so wenig, als durch das veränderliche Kriegsglück, ihren Muth niederschlagen. Das Parlement erklärte ihn, und den Grafen von Montgommery, nebst dem Obervogt von Chartres, für Aufrührer, und ihrer Aemter verlustig, ja man setzte einen Preiß auf den Kopf des Admirals, und verbrannte ihn im Bilde öffentlich zu Paris. Allein dies rührte ihn weniger, als die Niederlage, welche er noch im Herbste 1569 bey Montcontour erlitt, wo er, durch Meuterey unter seinen deutschen Hülfstruppen, ein Treffen zu liefern gezwungen ward. Er verlohr in demselben 5500 Hugonotten, nebst allem seinem Gepäcke, und fast dem ganzen schweren Geschütz. Tavannes hatte das Verdienst, diesen Sieg, durch seine klugen Maaßregeln, errungen zu haben, obgleich der Ruhm davon ganz dem Herzoge von Anjou beygelegt ward. Die Protestanten hatten, ausser dem Gebiete der Königinn von Navarra, welches Montgommery neuerlich wieder erobert hatte, nur noch vier feste Plätze, auf deren ihr Heil im Reiche beruhete, und ihr Untergang schien nahe zu seyn, wenn das siegende Heer den Admiral verfolgte. Allein statt dessen

sen hielt es sich damit auf, St. Jean d'Angeli zu belagern.

Diese Festung hatte an Piles einen tapfern Befehlshaber, und seine Gegenwehr war der Wichtigkeit des Postens, den er vertheidigen sollte, völlig gemäß. Der König, und seine Mutter kamen selbst in das Lager; es ward Befehl gegeben zu stürmen, allein die Belagerten trieben die Feinde zurück. Darauf beschloß man, den Ort durch Hunger zu zwingen, und da Piles sich aufs äusserste gebracht sah, machte er Anstalt, sich, am Ende des Decembers, durch die Belagerer durchzuschlagen, nachdem er sich standhaft geweigert hatte, mit einer so treulosen Rotte, als die von der königlichen Parthey waren, in Unterhandlung zu treten. Der Marschall Biron trat hierauf ins Mittel, und da Piles von dessen Ehrlichkeit eine bessere Meynung hegte, nahm er sein Wort für die Vollstreckung des Vergleichs an, der für ihn ehrenvoll war. Er zog mit 900 Mann, die ihm von 2000 übrig geblieben waren, aus der Festung, und hatte, durch seinen treflichen Widerstand, seiner Parthey wenigstens Zeit geschafft, sich zu erhohlen. Die Königinn von England kam ihnen hierbey sehr zu Hülfe, denn sie schoß nicht allein den Protestanten eine beträchtliche

Summe vor, sondern stellte sich auch geneigt, den Vorschlag einer Vermählung zwischen ihr, und dem Herzoge von Anjou, den die Königinn Mutter that, statt finden zu lassen. Die preißwürdige Königinn von Navarra half den Protestanten durch ihr Geschmeide, welches sie der Elisabeth verpfändete, noch mehr aber durch ihren Sohn, den jungen König Heinrich, der den gefährlichsten Schlachten beywohnte, und hier, an der Seite des unerschrocknen Coligny, die Grundsätze einer Kunst lernte, in welcher er sich hernach, als französischer Monarch, über alle seine Zeitgenossen erhob.

Durch diese muthvollen Anführer gewann die Sache der Protestanten, die ihrem Ende nahe geschienen, neues Leben. Sie eroberten Nismes noch im J. 1569, und auch Rochelle, das lange zu Wasser, und Lande gesperrt gewesen war, kam wieder in Freyheit, denn Sore, ein protestantischer Freybeuter von Dieppe zwang die Königlichen die Sperrung dieses festen Platzes aufzuheben. De la Noue erhielt bey Lucon im J. 1570 einen beträchtlichen Sieg über die königlichen, und vereinigte sich hierauf mit Sore, wider den französischen Viceadmiral Landereau, dessen Schiffe sie wegnahmen, und ihn selbst gefangen führten.

ten. Montgommery brachte auf den Gütern der catholischen Parthey, um Toulouse, so viel Geld zusammen, daß die deutschen Miethstruppen davon bezahlt werden konnten. Mit ihm verband sich der junge Held Heinrich, von Bearn, wie auch der junge Prinz von Condé, der einen sehr gefährlichen Zug wagte, und ihm ein beträchtliches Corps zuführte. Nun schlugen sie eine Brücke über die Garonne, um in die Gegend von Bourdeaux zu dringen; allein diese ward von Montlüc zerstöhrt, und das protestantische Heer kam wieder in Gefahr, aus Mangel an allen Bedürfnissen, umzukommen, wenn es der Admiral nicht unternommen hätte, einen langen, äusserst ermüdenden, und gefährlichen Zug von beynah 100 deutschen Meilen zu thun, um zu einer Schaar deutscher Hülfsvölker zu stoßen, die der Prinz von Oranien ihm zuführte. Ohne Geld, und Geschütz mußten sie, diesen langen Weg, in beständiger Gefahr von den Catholischen angegriffen zu werden, zurücklegen, und bloß durch Plünderung sich erhalten, wobey von 100 Städten, und Dörfern Brandschatzung eingetrieben, über 50 aber geplündert wurden. Sie kamen gleichwohl ungehindert bis Arnai le Düc in Burgund, ehe sie vom Marschall de Cosse aufgehalten wurden. Der König hatte diesen, statt des Herzogs von Anjou,

 wel-

welcher krank war, und Tavannes, der seinen Abschied gefordert hatte, mit 15000 Mann guter Krieger, und einem Zug Geschütz, dem Admiral entgegen geschickt, der kaum 4000 Mann stark war, nur eine Canone führte, und an Gesundheit, wie an allem, Mangel litt. Allein Cosse ließ ihm Zeit, sich vortheilhaft zu setzen, und so gute Anstalten zu treffen, daß, nach einem hartnäckigen Gefecht, der Sieg auf seine Seite fiel. Die beyden jungen Helden, Heinrich und Condé, zeichneten sich dabey durch die größte Unerschrockenheit aus, und der Marschall wagte nun nicht weiter, sie zu beunruhigen; er ließ sie, durch Autün, nach der Hauptstadt ihren Zug nehmen, und blieb ihnen nur immer zur Seite.

Die Unterhandlungen zwischen dem Hofe, und den Hugonotten waren diese ganze Zeit über fortgesetzt worden, wobey wohl von beyden Seiten Verstellung obwaltete, doch von protestantischer wenigstens nicht, wie von jener, Verrätherey. Die Protestanten schlugen Bedingungen vor, wie sie bloß für Sieger sich schickten: die Königinn rieth ihrem Sohne, sie einzugehen, und es kam im August 1570 ein Friede zu St. Germain en Laye zu Stande, der dem Geheimniß der Boßheit, das sie wider die Hugonotten entworfen

hatte,

hatte, die Krone aufsetzte. Vermöge dessen sollten die Protestanten zwey Jahre über im ungestöhrten Besitz von Rochelle, la Charité, Moutauban, und Coignac bleiben, der vier wichtigsten Plätze, die sie im Reich inne hatten. Alle zu ihrem Nachtheil ergangne Verordnungen wurden widerrufen, alle hingegen, die ihnen vortheilhaft waren, bestätigt, auch sollten sie in all ihre Güter, Ehrenstellen, und Würden wieder eingesetzt werden, auch an jedes Amt im Reiche Anspruch machen können.

Carl, der noch nicht 20 Jahr alt war, hintergieng durch diesen verrätherischen Frieden den Admiral, der doch einer der scharfsichtigsten Männer seiner Zeit war; denn er stellte sich, als hätte er sich von der Gewalt, die seine Mutter, und das Haus Guise bisher über ihn behauptet hätten, jezt völlig losgemacht, und sey nun fest entschlossen, durch landesväterliche Grundsätze, in dem Herzen aller seiner Unterthanen zu herrschen. Er nannte diesen Vertrag seinen Frieden, um anzuzeigen: er hätte ihn wider Willen seiner Mutter, und der Guisen geschlossen, gab auch die gemessensten Befehle, alle Bedingungen desselben genau zu erfüllen. Durch diese tiefe Verstellung, die selbst die Guisen, und den spanischen Hof stutzig machte,

bis die Königinn Mutter beyden das Verständniß öfnete, ward der rechtschaffne Admiral hintergangen, und man erwartete allgemein, daß sich die Umstände der Protestanten nun bald aufs vortheilhafteste ändern würden. Diese verlangten, daß die Guisen vom Hofe entfernt, der Canzler de l'Hospital aber in sein Amt wieder eingesetzt werden sollte: auf alles antwortete ihnen der König sehr gefällig.

Die Vermählung Carls IX. und der Prinzeßin Elisabeth, Tochter des Kaysers Maximilians II. die durch Ränke des spanischen Hofes lange war aufgehalten worden, kam noch am Ende des Jahrs 1570 zu Stande. Carl hatte sich schon, da der Friede zu St. Germain geschlossen ward, erkläret: er sey willens, seine Schwester dem Prinzen von Bearn zur Gemahlin zu geben, und er wiederholte diese Versicherung, als bald nachher die Protestanten Klage über die schlechte Erfüllung der Vergleichsbedingungen führten, um ihnen keinen Zweifel über seine Aufrichtigkeit zu lassen. Die Königin von Navarra, die zu dieser Vermählung ihres Sohns, nach einiger Zögerung, ihren Beyfall gab, ward eingeladen, an seinen Hof zu kommen, um die Sache zu Stande zu bringen; der König gieng ihr, nebst seiner Mutter, bis nach Blois entgegen,

und

und gab ihr solche Merkmale der herzlichsten Vertraulichkeit, daß diese einsichtsvolle Dame dadurch hintergangen wurde. Er war selbst mit seinem Benehmen gegen ihr so zufrieden, daß er seine Mutter frug: ob er nicht seine Rolle wohl gespielt hätte? und als sie ihn aufmunterte, so fortzufahren, mit einem Schwur ihr betheuerte: er wolle die Ketzer noch all' in die Schlinge locken.

Um die Protestanten völlig sicher zu machen, stellte sich der König auch geneigt, mit Spanien Krieg anfangen zu wollen, und der Admiral, der es billigte, daß Carl seine Ansprüche auf die spanischen Niederlande jezt geltend machen wolle, rieth ihm, den Grafen Ludwig von Nassau, den Bruder des Prinzen von Oranien, dieser Sache wegen an seinen Hof kommen zu lassen. Der Graf kam, von Rochelle, verkleidet, zu ihm, und der König, der viel natürliche Wohlredenheit besaß, so daß er von seinen wahren Vortheilen besser, als irgend jemand, zu sprechen wußte, nahm den Grafen so sehr für die Aufrichtigkeit seiner Absichten, die Protestanten in den Niederlanden wider die spanische Macht unterstützen zu wollen, ein, daß er auch den Admiral bewegte, einer Einladung Carls zufolge, an den Hof zu kommen. Er ward mit

den einnehmendsten Liebkosungen empfangen, der König nannte ihn seinen Vater, gab ihm alle seine Aemter wieder, nebst einem Geschenke von 100,000 Livres, und überließ ihm, auf ein Jahr, die Einkünfte aller geistlichen Pfründen seines Bruders, des Cardinals von Chatillon, der eben damals zu London war vergiftet worden. Er bewilligte ihm eine Leibwache von 50 Rittern, die er nach eignem Gefallen sich wählen durfte, und überließ es ihm, ohne Zwang, zu Paris, oder auf seinem Landhause zu Chatillon, sich aufhalten zu dürfen. Die Königinn Mutter, und die Prinzen, des Königs Brüder, überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen, worunter die des Herzogs von Alencon die innigsten, und auch wohl die einzig aufrichtigen, waren.

Um die Protestanten noch gewisser zu hintergehen, schloß Carl ein Bündniß mit Elisabeth von England, und ließ es geschehen, daß der Graf Ludwig von Nassau einige tausend Mann in Frankreich warb, mit denen er die Stadt Mons überfiel, und sie den Spaniern entriß. Auch weigerte er sich, das alte Bündniß seines Hauses mit den Türken zu erneuern, um nicht den Protestanten Besorgnisse zu erwecken; wollte auch dem großen Bündnisse, das damals wider

sie

sie errichtet ward, nicht beytreten; kurz er spielte seine Rolle so vollkommen, daß die Geistlichen, welche nicht um das Geheimniß wusten, nicht anders glaubten, als stünd' er im Begriff, sich für protestantisch zu erklären, und das Haus Guise zitterte für seine Wohlfarth.

Der plözliche Tod der Königinn Johanna, Heinrichs Mutter, der wenig Tage nach ihrer Ankunft zu Paris erfolgte, gehörte vermuthlich nicht in den trügerischen Plan Carls, und der Königinn Catharina. Denn obgleich ihre Feinde behaupteten, sie wäre, auf deren Anstiften, mit Gift vergeben, ward doch diese Beschuldigung durch die Eröfnung ihres Leichnams, hinlänglich widerlegt. Es fand sich, daß ein plözlich aufgegangnes Geschwür ihren Tod verursacht hatte, und selbst die Häupter der Protestanten wurden dadurch so beruhigt, daß sie den Hof nicht verließen. Sie war eine der weisesten, und tugendhaftesten Fürstinnen ihrer Zeit; auch hatte sie fest beschlossen, ihren Sohn, gleich nach geschehener Vermählung mit Margarethen von Valois, wieder nach Navarra zurück zu führen, damit er nicht von den Verführungen, des ausschweifendsten Hofes damahliger Zeit, angesteckt würde.

Allein

Allein dieser tief versteckten Gleisnerey Carls und seiner Mutter ohngeachtet, ahndete doch der verständige Theil der Hugonotten irgend eine schreckliche Entwickelung dieses Schauspiels. Der Admiral empfieng Warnungen von seinen Freunden, nicht wieder an den Hof zurückzukehren, und einer seiner Ritter war so fest von der Treulosigkeit des Hofes überzeugt, daß er sich von ihm beurlaubte, mit der Erklärung, die allzugroße Freundlichkeit des Königs sey ihm verdächtig, er wolle sich daher lieber mit den Thoren retten, als mit den Klugen umkommen. Carl, der diese Besorgnisse erfuhr, gab sich alle Mühe, sie dadurch zu widerlegen, daß er sich auf die Maaßregeln des oranischen Hauses mit solchem Ernste einließ, daß er mehr that, als er zuvor versprochen hatte. Sogar bediente er sich des Coligny, eines in Unterhandlungen sonderlich geschickten jungen Edelmanns, dem der Admiral kürzlich seine Tochter gegeben hatte, um diesen, der jezt zu Chatillon sich aufhielt, wieder nach Hofe zu ziehen, unter dem Vorwand: er wolle wegen einer Kriegserklärung wider Spanien, und des Zugs der Truppen nach den Niederlanden, den er anführen solle, mit ihm zu rathe gehen.

Um endlich auch den bedenklichsten von der protestantischen Parthey ihre Zweifel zu benehmen, ließ

der

der König am 18ten August 1572 die Vermählung des Prinzen von Bearn, der durch seiner Mutter Tod König von Navarra geworden war, mit der Prinzeßin Margarethe, durch den Cardinal von Bourbon, vollziehen. Sie war so abgeneigt vor der Heyrath, daß sie ihr Jawort nicht von sich geben wollte; allein der König, der hinter ihr stand, zwang sie, den Kopf zu neigen, und diese erzwungne Bewegung ward für gültig gehalten. Es wurden hierauf drey Tage lang Freudensbezeugungen angestellt.

Als am 23sten August der Admiral vom Hofe zurück kam, geschah ein Schuß nach ihm aus einem Fenster, der ihm einen Finger abschlug, und den Arm verwundete. Die ungedultige Boßheit der Königinn Mutter, und ihre Furcht, daß der Admiral den König gewinnen möchte, hatte diesen voreiligen Entwurf, ihn zu ermorden, erzeugt, der beynahe den ganzen Mordanschlag vereitelt hätte. Der Admiral selbst ward stutzig, und erklärte die That für ein Werk der Guisen. Auch seine Freunde riethen ihm, Paris sogleich zu verlassen, und erboten sich, wofern man ihn aufhalten wollte, ihn mit Gewalt davon zu führen.

Der

Der König von Navarra, und der Prinz von Condé giengen selbst zum König, ihn um Gerechtigkeit wider den Meuchelmörder des Admirals anzuflehen; aber er bezeugte ihnen, es könne niemand bekümmerter über diese Sache seyn, als er selber, und seine Mutter sagte: wenn ihr Sohn diesen Frevel ungestraft ließe, würde er selbst im Louvre nicht mehr sicher seyn. Dies beruhigte die Prinzen, noch mehr aber ein Besuch, den der König selbst an eben dem Tage, in Begleitung seiner Mutter, bey dem verwundeten Admiral ablegte.

Die Königinn Mutter ward durch diesen Vorfall zu dem festen Entschluß gebracht, zur Ausführung ihres Mordanschlags, keine Zeit mehr zu verliehren. Man hielt eine geheime Versammlung bey dem Könige, worinn der Marschall von Rets, zu dem Carl viel Vertrauen hatte, ihm begreiflich machen muste, daß die Hugonotten die gefährlichsten Anschläge wider ihn gefaßt hätten, und daß man sie entweder mit Gewalt unterdrücken, oder sich in einen neuen Bürgerkrieg einlässen müsse. Der König, der bis zur Wuth heftig war, ward dadurch so aufgebracht, daß er auf der Stelle Befehl zur Ermordung des Admirals, und aller Hugonotten ohne Ausnahm gab; es ward also die Nacht vor dem Bar-

tholomäustage zur Ausführung der abscheulichsten That bestimmt, die man in der Geschichte findet. Das Zeichen darzu sollte eine Glocke seyn, die um Mitternacht geläutet würd.

Die Ausführung dieses Mordanschlags innerhalb Paris ward dem Herzog von Guise aufgetragen, zugleich aber ergiengen geheime Befehle, daß die Hugenotten durch alle Provinzen auf gleiche Weise niedergemacht werden sollten. Man wollte anfangs nicht allein die Marschälle Montmorenci, und d'Anville unter die Todes-Opfer mit begreifen, bloß darum, weil sie den Protestanten günstig waren; sondern auch den König Heinrich von Navarra, und den Prinzen von Condé. Allein der Herzog von Nevers, und der Marschall Tavannes brachten es endlich dahin, daß man sie davon ausnahm.

Der König schien unmittelbar vor der Ausführung dieses schrecklichsten Schauspiels von gewaltiger Unruhe herumgetrieben zu werden; seine abscheuliche Mutter aber, und der Herzog von Anjou, verließen ihn keinen Augenblick, damit keine Reue ihn anwandeln möchte. Er getraute sich nicht, den Grafen de la Rochefoucault, den er wegen seines muntern Wesens liebte

liebte, zu retten; zwar drang er in ihn, die Nacht im Louvre zu bleiben, als aber der Graf sich weigerte, überließ er ihn unmuthsvoll seinem Schicksal.

Man hatte die Leibwache, und die Bürgerschaft mit geladenem Gewehr versehen, und es war unstreitig der stärkste Beweiß von dem abscheulichsten Einfluß der Schwärmerey auf die Herzen irre geführter Menschen, daß der Hof es wagen konnte, die Ausführung dieses Mordanschlags Leuten anzuvertrauen, welche gegen die, so sie niedermachen sollten, keinen andern Grund zur Feindseeligkeit haben konnten, als die Religion. Selbst daß dieser Anschlag von einer Fürstinn kam, welche die Protestanten nie beleidigt hatten, und von einem jungen Könige gebilligt ward, der in aller Weichlichkeit eines Hofes war erzogen worden, wo Ueppigkeit, und wollüstige Liebe die einzigen Künste waren, auf die man sich verstand; dies zeigt gewiß die Verrückung, welche schwärmerischer Eyfer anrichten kann, in ihrem schrecklichsten Lichte.

Kurz vor Mitternacht, da mit der Glocke, auf der Kirche zu St. Germain, das Zeichen gegeben war, drangen der Herzog von Guise, und sein Oheim, der Herzog von Aumale, vom Großprior, und einem

Theil

Theil der catholischen Schweitzerwache begleitet, in das Haus des Admirals. Ein Deutscher, Behm, der zu dem Hause des Herzogs von Guise gehörte, lief die Treppe hinauf, und fand den Admiral, der bey dem Lerm, mit dem das Haus erbrochen ward, aufgestanden war, an die Wand gelehnt, im Gebete begriffen. Auf die Frage: Bist du Coligny? antwortete ihm der Greiß, mit ruhiger Miene: Ich bin es, junger Mensch, habe Ehrfurcht für meinen grauen Haaren! In dem nehmlichen Augenblick stieß ihm der Bösewicht den Degen durch den Leib, hieb ihn darauf ins Gesicht, und vollendete den Mord mit unzähligen Stichen. Als der Herzog von Guise, dem der Mörder zurief: daß die That geschehen sey, den Leichnam seines Feindes zu sehen verlangte, warf man ihn zum Fenster hinab, und tausend Unanständigkeiten folgten hierauf, die seiner ehrwürdigen Leiche wiederfuhren, die aber die Geschichte gern verschweigt, da sie der Menschheit zur äussersten Schande gereichen.

Der Aufseher von Paris hatte befohlen, alle Fenster der Stadt in dem Augenblick mit Lichtern zu versehen, sobald das Zeichen gegeben würde, und hierauf über die Protestanten herzufallen. Dies geschah jezt mit der unglaublichsten Wuth; man ermordete

die Diener des Königs von Navarra, und des Prinzen von Condé, die ihre Wohnung im Louvre hatten, in Gegenwart des Königs, und der Königinn; ja einige verfolgte man bis in das Schlafzimmer der Königinn von Navarra, wo sich ein Verwundeter auf ihr Bette warf, und als sie aufsprang, seine Arme um sie schlang, um sein Leben zu retten. Carl selbst, da er sah, daß einige über die Seine sich mit Schwimmen zu retten suchten, schoß mit seiner langen gezogenen Büchse nach diesen seinen unschuldigen Unterthanen.

Die Zahl der in dieser Mordnacht, und an dem folgenden Tage, umgekommenen Hugonotten kann zwar nicht genau bestimmt werden, sie hat aber doch in Paris allein sich auf einige Tausende belaufen. In den Provinzen wütete der schwärmerische Eifer der Catholicken zwey Monate fort, und es kamen aufs wenigste 30000 Menschen in diesem Blutbade, der Religion halber, ums Leben. Doch waren es nicht Protestanten allein, die in Paris, und andern Städten umkamen, auch viele Catholicken wurden von ihren eignen Brüdern aufgeopfert, die durch ihren Tod sich bereichern, oder rächen wollten. Mancher brauchte die Religion zum Vorwande, seinen Feind aus dem Wege

zu

zu räumen, mancher um früher zu einer ansehnlichen Erbschaft zu gelangen, als es sonst geschehen wäre. In den Provinzen hatten einige Statthalter Edelmuth genug, den unmenschlichen Befehlen des Hofes Gehorsam zu verweigern, und zu erklären: sie wären ihrem Könige in allen billigen Aufträgen zu Dienste, aber zu Mordthaten könnten sie sich nicht gebrauchen lassen. Zwey derselben, der Vicomte von Orthe, und der Graf von Tende mußten für diesen Edelmuth mit einem frühzeitigen, vermuthlich durch Gift bewürkten, Tode büßen, ihre Namen verdienen aber, zur Ehre der Menschheit, in der Geschichte aufbehalten zu werden. Eben dies verdiente der Bischof von Lisieux, Hennuyer, der von der ganzen katholischen Geistlichkeit der einzige war, welcher die Ehre seines Ordens dadurch behauptete, daß er die Reformirten seiner Diöces am Leben erhielt, indem er den Befehlshaber seiner Stadt, zu einem Aufschube des befohlnen Mordens vermochte, bis die erste Wuth der Verfolger sich gelegt hatte. Von den zur Sicherheit den Protestanten eingeräumten Städten öfneten drey, nemlich Rochelle, Montauban und Coignac ihren verfolgten Brüdern die Thore, um sich zu retten; la Charitee aber ward von des Königs Truppen überfallen, und alle dessen protestantische Einwohner wurden niedergemacht. Man hatte den Kö-

nig von Navarra, und den Prinzen von Condé nur darum von dem Blutbade ausgenommen, weil man hofte, sie würden durch dieses fürchterliche Schauspiel, das vor ihren Augen gespielt ward, erschreckt, ihrem Glauben entsagen. Jetzt nun kam es darauf an, um den Triumph des Hofes vollkommen zu machen, daß sie, es sey durch Ueberredung, oder mit Gewalt, zur Religionsänderung bewegt würden. Man versuchte es anfangs durch den Unterricht, den ihnen die Geistlichen geben mußten, und durch die mit Drohungen begleiteten Ermahnungen ihrer Freunde. Als sie aber mit ihrer Erklärung noch immer zögerten, befahl Carl mit der größten Heftigkeit: man sollte ihm seine Waffen geben, das Garderegiment um ihn herstellen, und die Prinzen vorführen. Zwar hintertrieb die Königin von Navarra, durch einen Fußfall, den sie ihrem Bruder that, mit Mühe diese schrecklichen Anstalten; allein holen ließ er sie doch, und schrie ihnen mit donnernder Stimme entgegen: Tod, Messe, oder Bastille wären die drey Dinge, unter denen sie einzig zu wählen hätten. Der König von Navarra, und dessen Schwester, Catharine von Bourbon, gaben bald nach, und der erste unterzeichnete sogar einen Befehl, der aber nie befolgt ward, daß die reformirte Religion nicht ferner in seinen Staaten geübt werden sollte. Der Prinz von

Condé

Condé war hartnäckiger, so daß ihm endlich der König den Tod ankündigte, wenn er nicht nach drey Tagen katholisch würde. Diese Drohung, verstärkt durch das Beyspiel eines berühmten reformirten Predigers, du Rosier, der sich zum Abfalle hätte bewegen lassen, besiegte endlich seine Standhaftigkeit, und er schwor, nebst seiner Gemahlin, und Stiefmutter, den protestantischen Glauben ab.

Die Urheber dieser unmenschlichen That waren über die Maaßregeln, die sie zu deren Rechtfertigung vor der Welt zu nehmen hätten, sehr unschlüßig, und mit sich selbst im Widerspruch. Anfangs erklärte Carl, er hätte keinen Theil an dieser Gewaltthat, sie sey einzig die Folge des Hasses der Guisen, und der Chatillons wider einander, und die Religionsedikte sollten noch immer ihre Kraft behalten. Zwey Tage nachher aber begab er sich ins Parlement, wo er sichs in einer öffentlichen Rede zum Verdienst anrechnete, der Urheber dieses Schauspiels gewesen zu seyn, auch von den Räthen über diese vollbrachte That die Glückwünsche annahm. Er gab vor, die Hugenotten hätten, unter Anführung des Admirals, wider ihn, die königliche Familie, und den König von Navarra eine Verschwörung gemacht, um den Prinzen von Condé auf den

Thron zu bringen, ihre Religion aber zur herrschenden zu erheben; darum habe man ihnen zuvorkommen müssen. Der ermordete Admiral ward wegen dieser Verschwörung, die niemand glaubte, förmlich angeklagt, und zwey seiner Freunde, Briquemaut und Cavagnes, als seine Mitschuldigen angegeben; man verurtheilte sie zum Strange, den sie auch öffentlich erlitten, und mit ihnen ward das Bildniß des Admirals, von Stroh geflochten, aufgehängt. Der blinde Eifer des Parlements gieng so weit, daß es eine jährliche Feyer des Bartholomäustags verordnete; allein der Canzler de l'Hospital, und mit ihm jeder Rechtschafne in diesem Gericht, verabscheueten solches, auch ist dieser Tag stets mit Widerwillen der Vernünftigern im Reich begangen worden.

Zu Rom erregte die Nachricht von Coligny's Ermordung, und dem Blutbade große Freude; in England aber, und Deutschland ward solches als eine himmelschreyende Gewaltthat angesehen, die dem französischen Namen, und Carln einen ewigen Schandfleck in der Geschichte anhienge. Sein Schwiegervater Maximilian II. äusserte sein Mißfallen darüber auf eine lebhafte Art, auch erschienen viel Schriften zum Nachtheil Carls, und seiner schrecklichen Mutter, die ihm

um desto empfindlicher seyn mußten, weil man damals die Krone Pohlens dem Herzoge von Anjou zu verschaffen suchte, und einen widrigen Eindruck von diesen Schriften befürchten mußte. Auch der englische Gesandte Walsingham, obwohl sein Haus, auf Carls Befehl, allen Engländern zur sichern Freystätte gedient hatte, warnte doch seinen Hof vor Carls verrätherischen Ränken, der mit dem Könige von Spanien in einem geheimen Bündnisse stünde, um die Königin ihrer Krone zu berauben, und die protestantische Religion auszurotten.

Carl hatte sich geschmeichelt, durch das pariser Blutbad die Hugonotten so sehr aller Macht beraubt zu haben, daß sie nach und nach völlig aussterben würden. Das war denn wohl zu früh, da noch einige Festungen in ihren Händen waren, auch die, so der Ermordung entronnen, auf den Schutz einiger katholischen Großen, sonderlich der Montmorenci, rechnen durften. Der Graf Montgommery war nach England geflohen, und die Familie des Admirals hatte sich nach Genf gerettet, und diese Flüchtlinge hielten nun überall um Hülfe an, sonderlich wegen der noch in Händen habenden Sicherheitsplätze, die von ihren Feinden bedrohet wurden. Rochelle war darunter der wichtigste,

denn durch Hülfe desselben konnten die Protestanten von der See her unterstützt werden. Strozzi war deshalb mit einer Flotte vor diese Festung geschickt worden; allein er konnte wegen der Festigkeit dieses Platzes ihm nichts anhaben. Nach einiger Zeit erschien zwar auch der Marschall Biron mit einem zahlreichen Heer vor Rochelle, und beyde thaten den Einwohnern den Antrag, sich dem Hofe auf Bedingungen zu unterwerfen; allein sie erhielten zur Antwort: daß man dem Worte des Königs gar nicht mehr trauen könnte.

Carl glaubte, seine Absicht am besten zu erreichen, wenn er einen Protestanten nach Rochelle schickte, und die Stadt durch ihn zur Annahme des Vergleichs überreden ließ. Er wählte hierzu den la Noue, einen Befehlshaber von großem Rufe, der aber seinem Glauben fest anhieng. Dieser war zur Zeit des Blutbades nach Hennegau vom Hofe gesandt gewesen, und jetzt mit vielen Schmeicheleyen vom Könige, der ihm auch seines Schwagers, des ermordeten Teligny, Güter schenkte, dahin vermocht worden, die Rocheller zur Unterwerfung zu bewegen. Auf das Wort des Monarchen: daß man sich seiner nicht zur Täuschung der Protestanten bedienen wolle, hatte er sich nach Rochelle begeben, und seinem Auftrage bey seinen Glaubensgenossen Ge-

nüge

nüge zu leisten gesucht. Allein diese überredeten ihn, selbst ihr Befehlshaber zu werden, und er ließ durch einen katholischen Abt, der ihm zum Beobachter vom Hofe mit gegeben war, dem Könige melden: er habe diesen Antrag angenommen, damit er die Rocheller abhielte, sich einer auswärtigen Macht zu ergeben, und hofte er, sie allmählig zum völligen Gehorsam gegen ihn zu bringen. Er spielte auch diese doppelte Rolle mit so vielem Geschick und Rechtschaffenheit, daß weder der Hof sich von ihm vor betrogen achten, noch seine Glaubensgenossen einen Verdacht in seine Aufrichtigkeit setzen konnten.

Elisabeth war sehr geneigt, den Protestanten beyzustehen, auch kannte sie die Wichtigkeit des Orts wohl; allein sie durfte es, wegen eines kürzlich mit Carln getroffenen Vergleichs, nicht öffentlich thun, wollte auch deswegen ihren Unterthanen nicht einmal gestatten, den Rochellern Hülfe zu senden. Der französische Hof war gleichwohl überzeugt, daß Elisabeth heimlich sie unterstütze, und drohte deswegen, unter dem Herzoge von Mayenne, ein Heer nach Schottland zu schicken. Der gütliche Vergleich mit den Rochellern konnte indeß auf keine Weise statt finden, weil der Hof, seit dem pariser Blutbade, so sehr allen Glau-

ben bey den Protestanten verlohren hatte, daß sie sich mit demselben nicht einlassen wollten. Der Eifer der Catholicken gegen die Hugonotten war auch noch immer sehr groß, daher das Reich abermals ein Schauplatz des Mordens und Raubens ward.

Sommieres ward vom Marschall d'Anville erobert, er verlohr aber so viel Volk dabey, daß er den ganzen übrigen Feldzug nichts mehr vornehmen konnte. Der Marschall von Villars beunruhigte die Hugonotten in Guienne durch Plündern, und Morden, daher die vornehmsten von dieser Parthey sich in Rochelle einschlossen. Man belagerte diesen Ort im J. 1573 mit erstaunlicher Wuth, und es war beschlossen, sobald er würde erobert seyn, sollte der Herzog von Guise in England einfallen. Strozzi betrieb die Belagerung zur See, der Herzog von Anjou aber zu Lande, und unter diesem stand ein zahlreiches Heer, bey dem Heinrich von Navarra, der Herzog von Alencon, der Prinz von Condé, und die erfahrensten Feldherren dienten. Allein nach einer achtmonatlichen Belagerung, bey welcher neun vergebliche Stürme geschehen, und 70 Mienen gesprungen waren, sah man sich doch genöthigt, zu einem Vergleiche zurück zu kommen. La Noue hatte die Stadt verlassen müssen, und war zum

Herzoge von Anjou zurückgekehrt, dem er versicherte: es sey ihm unmöglich gewesen, die Einwohner zum Gehorsam gegen den König zu bewegen. Die Protestanten hatten den Triumph, bey diesen Stürmen den Herzog von Aumale, aus dem Hause Guise, und Tavannes, nebst Cosseins, einem der Meuchelmörder des Admirals, fallen zu sehen. Sie konnten bey aller Uebermacht ihrer Feinde doch nicht aufs äusserste getrieben werden, denn es blieben ihren Freunden noch immer Wege offen, sie zur See mit Lebensmitteln, und Waffen zu versehen. Sie waren sogar besser versorgt, als ihre Belagerer, denn Hunger, und Seuchen, nebst dem herzhaften Widerstande der Belagerten, rafften 24000 von des Herzogs von Anjou Truppen weg.

Elisabeth hatte durch ihren Gesandten an Carls Hofe, Walsingham, den Entwurf eines Einfalls in England entdeckt, mit dem Carl umgieng; allein sie verbarg solches, und stellte sich freundlich gegen den französischen Gesandten, ließ aber unter der Hand zu, daß der Graf von Montgommery, der noch in England war, eine Flotte englischer Freybeuter, zum Entsatz von Rochelle, ausrüstete. Mit dieser erschien er im Frühling 1573 vor der Festung, ward aber,

weil

weil Strozzi seine Ankunft vorher gesehen, so empfangen, daß er sich zurückziehn, und bey Elisabeth durch einen Unterhändler, um schleunige Hülfe anhalten muste. Weil er aber so unvorsichtig gewesen war, englische Flagge aufzustecken, schlug sie ihm solche unfreundlich ab.

Die Belagerung ward darauf mit größerer Wuth, als jemals, erneuert. Bey einem Sturme wäre der Herzog von Anjou ums Leben gekommen, wenn nicht ein Ritter von seinem Gefolge, de Vins, die seltene Treue bewiesen hätte, einen Schuß, der auf jenen gezielt war, mit seinem eignen Leibe aufzufangen. Indem nun so das Schicksal von Rochelle ungewiß war, kam die Nachricht von Montlüc, dem französischen Gesandten zu Warschau: er hätte die polnischen Protestanten dahin vermocht, der französischen Parthey beyzutreten, die dem Herzog von Anjou die polnische Krone zuzuwenden suchte, und die Wahl sey unter dem Bedinge zu Stande gekommen, daß die Rocheller im Besitze ihrer Freyheiten, und ihrer Religion gelassen würden.

Diese Nachricht, nebst Carls Geldmangel, bewürkte endlich einen Vergleich, durch welchen den Belagerten

lagerten Freyheit, und Religion sicher gestellet ward. Die Einwohner von Nismes und Montauban wurden in diesen Vergleich mit eingeschlossen, nicht aber die unglücklichen Bewohner der kleinen Stadt Sancerre, die bereits eine sechsmonatliche Belagerung hatten aussehen müssen, und durch Hunger so sehr waren aufs äußerste gebracht worden, daß sie sich von Katzen, und Ungeziefer aller Art nährten, ja ein Vater sogar von der Leiche seiner eignen Tochter. Sie hielten sich gleichwohl noch einige Zeit, bis über 2000 von ihnen Hungers gestorben waren, da sie sich endlich auf leidliche Bedingungen ergaben.

Um wenigstens dem Hofe einigen Ersatz des Schimpfs dieser fruchtlosen Unternehmung zu lassen, ward ausgemacht, daß der König zu Rochelle, Nismes, und Montauban Statthalter setzen, aber keine Besatzungen hineinlegen solle. Die Einwohner mußten die Waffen niederlegen, auch, durch eine Gesandschaft an den Herzog von Anjou, beym Könige um Vergebung bitten, und den Herzog zum Einzuge in Rochelle einladen, welches dieser aber, wie verabredet war, ablehnte. Der Marschall Biron, der zum Statthalter ernannt war, hielt seinen Einzug in Rochelle, machte das Friedensedikt bekannt, ward prächtig bewirthet, kehrte

kehrte aber noch an eben dem Tage ins Lager zurück. Den Protestanten ward nun zwar, unter einigen Einschränkungen, die Religionsübung gestattet; allein sie trauten dem Hofe eben so wenig, als vorher, da sie wußten, wie sehr diese Gunst erzwungen war.

Heinrich, der neuerwählte König von Pohlen, verließ den Hof seines Bruders mit schwerem Herzen. Denn obgleich die erhaltne Krone seinem Ehrgeitz schmeichelte, so fürchtete er doch auf der andern Seite, bey der Kränklichkeit seines Bruders, Carl, durch seine Abwesenheit die französische Krone zu verliehren. Er zögerte daher lang, eh er Frankreich verließ; als er aber endlich dem ungestümen Anhalten der polnischen Gesandten nachgeben muste, ließ er sich vorher die Rechte eines eingebohrnen Prinzen vom Parlemente feyerlich bestätigen, damit er auf keinen Fall als ein Ausländer angesehen würde. Seine Abreise erregte sowohl bey dem Herzoge von Alencon, als bey dem Könige Carl selbst, unverhohlne Freude; denn jener erhielt dadurch eine große Aussicht für seinen Ehrgeitz, dieser aber war schon lange eyfersüchtig, über eine partheyische Vorliebe, die er seiner Mutter gegen den Herzog von Anjou abgemerkt hatte, so daß er sich nicht enthalten konnte, ihr zu sagen:

ein Königreich könne sie beyde nicht fassen. Gleichwohl war weder der eine, noch der andre, mit grösserer Fähigkeit, die Würde eines Throns zu behaupten, von der Natur ausgerüstet, als Carl selber; dieser Monarch, der mehr dazu gebohren war, regiert zu werden, als selber zu regieren. Denn der Herzog von Anjou, obwohl er stets an der Spitze eines Heers gestanden, war ein in Sinnlichkeit versunkener Wollüstling, der immer ein Sklave seiner Buhlerinnen, und jezt in die Prinzeßin von Condé sterblich verliebt war. Der Herzog von Alencon war zwar eben so tapfer, als ehrgeizig, dabey aber ein schwachsinniger, treuloser und wankelmüthiger Herr, der sich von der klugen Königin Elisabeth lange mit der Hofnung, ihr Gemahl zu werden, hatte schmeicheln lassen.

Carls Hof war damals der Schauplatz elender Partheysucht, und Cabale. Der Marschall Montmorenci, der ein Günstling von Elisabeth, und ein Feind der Guisen war, stand an der Spitze der französischen Patrioten, die von ihren Gegnern Mißvergnügte genannt wurden. Ihr Grundsatz war: die Staatshändel nicht von Seiten der Religion, sondern nach Maßgabe des Patriotismus, und der Menschenliebe zu betrachten, daher sie sich allen denen widersetzen müßten, die

die mörderische Maximen behaupteten, womit sie sich offenbar wider den König, dessen Mutter, und das Haus Guise erklärten. Der König von Navarra, und der Prinz von Condé unterstützten auf alle Weise diese Parthey. Die Hugonotten verließen sich so sehr auf diese Vertreter ihrer Sache, daß sie dem Könige eine Schrift überreichten, welche Forderungen enthielt, von denen die Königin Mutter sagte: der vorige Prinz von Condé würde es nicht gewagt haben, solche zu thun, wenn er auch an der Spitze von 80,000 Mann gestanden hätte. Der Hof getraute sich gleichwohl nicht, die Abgeordneten, die diese kühne Schrift überreichten, in Verhaft nehmen zu lassen. Hierdurch wurden sie immer beherzter; denn da sie behaupteten, es sey für sie, seit dem Bartholomäustage, gar keine Sicherheit von Seiten des Hofes, so glaubten sie berechtigt zu seyn, sich solche auf alle Art zu verschaffen. Die Rocheller beschwerten sich beym Könige, daß der Graf de Lude ihre Stadt hätte überrumpeln wollen, und rüsteten sich daher von neuem. Es war mit dem Herzoge von Alencon verabredet worden, daß er dem Scheine nach einer ihm angethanen Gewalt weichen, und sich an die Spitze der Hugonotten sollte stellen lassen. Mit den Anstalten zu diesem Anschlage war es schon sehr weit gekommen; allein die Königin Mut-

ter

ter entdeckte solchen, und, wie man behauptet, war es die Schwatzhaftigkeit des Herzogs von Alencon selbst, die darzu half, daß sie hinter eine Verschwörung kam, welche, wenn sie wäre ausgeführt worden, ihr, und ihrem liebsten Sohne, Heinrich, äusserst nachtheilig hätte werden können.

Es war um Fastnachten im J. 1574, da dieser Anschlag, den Herzog, und die andern beyden Prinzen, den von Condé, und Heinrichen von Navarra, dem Scheine nach, aufzuheben, und in eine den Protestanten zugehörige Festung zu bringen, sollte ausgeführet werden. Der Hof hielt damals sich zu St. Germain auf, und die Parthey gewafneter Reuter war bereits in die Nähe gerückt, um den Herzog, bey einem Ausritte, zum Gefangnen zu machen. Allein er gab vor: er wäre noch nicht völlig bereit darzu, und bestand endlich bey den Verschwornen darauf, er könne den Hof nicht eher verlassen, als bis man sich der Stadt Mantes zu seiner Aufnahm würde bemeistert haben.

Die Menge dieser bewafneten in der Nähe des Hofes erschreckte die Königin Mutter, und sie suchte jemanden, durch den sie die Absicht dieser herumschwärmenden Reuter entdecken könnte. Türenne, der nach-

mals unter den Protestanten sich einen Namen machte, und jetzt selbst einer von den Verschwornen war, übernahm dies Geschäft, und diente klüglich beyden Partheyen. Als indeß der Herzog von Alencon, aus der ihm eignen Unentschlossenheit, zögerte, fiel es seinem Günstlinge, einem la Mole ein, weil er an einem guten Ausgang der Sache verzweifelte, sich durch Entdeckung des Anschlags ein Verdienst bey der Königin Mutter zu erwerben. Allein er bewürkte dadurch nur sein Unglück; denn weil er nicht genug entdeckte, und die Königin, je weiter sie der Sache auf die Spur kam, sie desto furchtbarer fand, ließ sie ihn auf die Folter bringen, und enthaupten.

Der Herzog von Alencon betrug sich, da er sahe, daß die Königin etwas von dem Vorhaben der Verschwornen wisse, seinem schwachen Geiste völlig gemäß; denn er entdeckte armseligerweise alles, was er wußte, ohne um Begnadigung derer zu bitten, die doch unter seinem Namen gehandelt hatten. Heinrich von Navarra hingegen betrug sich mit edler Anständigkeit und wahrem Muthe; denn er ließ sich gar nicht darauf ein, sich wegen dessen, was man ihm schuld gab, zu rechtfertigen, vielmehr machte er der Königin Mutter den bittern Vorwurf: sie sey die Stifterin alles öffentlichen Unheils im Reiche.

Der Herzog von Alencon hatte nun zwar, für seine Weichherzigkeit, mit der er alles gestanden, Verzeihung und Versicherung erhalten, daß ihm nichts übels widerfahren solle; indeß traute er doch weder seiner Mutter, noch dem Könige, sondern verließ Paris in größter Eile, nachdem er von dem englischen Gesandten sicheres Geleit nach England gefordert, und Elisabeth ihm solches auch, wiewohl etwas ungern, verwilligt hatte. Diese Königin spielte bey der Sache eine unerklärliche Rolle; denn obwohl sie gewiß mit Heinrichen von Navarra sowohl, als mit dem Herzoge, einen geheimen Briefwechsel unterhalten, auch die Verschwornen durch ihren Gesandten heimlich aufgemuntert hatte, so vermuthet man doch, daß sie es gewesen, durch welche die Königin Mutter zuerst Nachricht von dem Vorhaben derselben erhalten, weil sie damals in sehr üblem Vernehmen mit dem spanischen Hofe stand, und sich scheuete, mit Frankreich ganz zu brechen.

Sobald die Königin Mutter die Verschwörung entdeckt hatte, verfuhr sie gegen die Schuldigen, so viel sie konnte, mit ihrer gewohnten Strenge. Den König von Navarra ließ sie zu Bois de Vincennes in genaue Verwahrung bringen, die Marschälle Cossé und

Montmorenci wurden in die Bastille geschickt; der Prinz von Condé aber, und der Marschall von Damville entgiengen, nebst Türenne, einem ähnlichen Schicksale, durch zeitige Flucht. La Mole und der Graf von Coconnas, die beyden Vertrauten des Herzogs, wurden enthauptet, und noch andre dabey verwickelte Personen so scharf bestraft, daß jener Graf, als er zum Tode geführt ward, mit Wahrheit sagen konnte: es sey augenscheinlich, daß man sich an die Kleinern hielte, die Großen aber, die Urheber des Anschlags wären, ungestraft ließe.

Carl war damals der elendeste Mann in ganz Frankreich. Krank am Körper, und noch kränker am Geiste, mußte er sich, auf Befehl seiner Mutter, in der Nacht von St. Germain in einer Sänfte forttragen lassen. Die nahe Gefahr, aufgehoben zu werden, welcher man ihn auf diese Art entzog, bewieß, daß er von der Verfassung, in welcher er sich befand, gar nichts wußte. Die Königin Mutter, und ihr Vertrauter, der Canzler Birague, regierten ganz allein, und das Haus Guise mußte alle ihre Ränke zur Ausführung bringen. Ihrem Schwiegersohne, dem Herzoge von Lothringen, hatte sie die Stelle eines Oberfeldherrn gegeben, und alle Statthalter, Befehlshaber,

Obrig-

Obrigkeiten im Reich waren angewiesen, sich nach ihrem Wink zu richten; denn Biraguę hatte beym Könige eine Urkunde auszuwürken gewußt, worinn sie zur Verweserin des Reichs erklärt ward. Was das Unglück Carls vollkommen machte, war die Einsicht, und Empfindung, die er von seinem ohnmächtigen Zustande erlangt zu haben schien. Er war zuweilen in solcher Angst, daß er der Vernunft beraubt war, dabey hatte er eine Krankheit, die, wo nicht übernatürlich, doch gewiß ausserordentlich war. Denn das Blut drang ihm zu allen Schweißlöchern des Körpers heraus, welches die Protestanten als ein augenscheinliches Merkmal der Rache Gottes, wegen des Bartholomäus-Tages, angaben. In seiner schrecklichen Angst erklärte er auch zum öftern: er sey fest entschlossen, alle die ihrer Aemter zu entsetzen, welche zu dem Blutbade gerathen, oder dabey geholfen hätten; allein, wegen seiner vormaligen Verstellung, wollte kein Protestant diesem Worte trauen.

Als er merkte, daß er nicht länger denn 24 Stunden aufs höchste zu leben hätte, erklärte er, in Gegenwart Heinrichs von Navarra, und seines Bruders, des Herzogs, wie auch des Cardinals von Bourbon, und andrer Großen, seine Mutter bis zur An-

kunft seines Bruders, des Königs von Pohlen, zur Staatsverweserin, und starb am 30sten May 1574, als er noch nicht völlig das 25ste Jahr seines Alters erreicht hatte. Seine letzten Worte waren: er freue sich keinen Sohn zu hinterlassen, weil er aus Erfahrung wisse, wie unglücklich derselbe in einem Reiche seyn würde, das von Raben regiert werde. Auch hatte er vorher öffentlich bezeugt: er hielte das Uebel, welches ihm den Tod brächte, nicht für natürlich. Hierzu kam das allgemeine Gerücht: die Königinn Mutter habe, als sie von ihrem Sohne Heinrich in Lothringen unlängst Abschied genommen, ihn versichert: er solle nicht lange aus Frankreich abwesend seyn. Zwar fand man, bey Eröfnung der königlichen Leiche, keine Spuren von frischem Gifte, doch blieb den Aerzten der Argwohn, von ehemahligem Beybringen desselben, und man traute es den großen Künsten der Giftmischer am Hofe vollkommen zu, daß sie damit Bescheid wüßten.

Carl hatte, bey den treflichsten Naturgaben, die abscheulichsten Eigenschaften, die man sich an einem Könige denken kann; denn, in einem kaum 20jähri- gen Alter, kam er dem Tiber an Verstellung, und dem Nero an Grausamkeit gleich. Uebrigens hatte er

Neigung zu den Wissenschaften, besaß viel Witz, und liebte den Umgang mit Dichtern, und Gelehrten. Er schrieb über seine Lieblings-Ergötzung, die Jagd, eine Abhandlung, die nach seinem Tode heraus kam. Im Trinken war er, so wie in der Liebe, sehr mäßig, denn man sah ihn nur einmal im Leben berauscht, und er soll hernach nie wieder Wein gekostet haben. Auch hatte er nur eine Beyschläferin, Marie Touchet, mit welcher er den Herzog von Angouleme zeugte. Die Reitze seiner Gemahlin, Elisabeth, einer der tugendhaftesten Fürstinnen ihrer Zeit, machten ihn auch diese Liebschaft vergessen, und er hatte von ihr eine Prinzeßin, Marie Elisabeth, die bald nach ihm, im 6ten Jahre starb.

Er war stark, und von guter Bildung, aber bleich von Farbe, doch soll diese sich, seit der Blutnacht, in eine rothe verwandelt, und seine Augen seitdem eine sonderbare Wildheit angenommen haben. Auch aß er, und schlief wenig, seit dieser schrecklichen Nacht, fuhr öfters im Schlafe auf, und kam in einen solchen Zustand, daß man durch Music ihm das Besinnen wieder zu schaffen suchen muste. Sein Brandsmaal in der Geschichte bleibt es, daß er der erste König gewesen, der sich wider seine eigne Unterthanen in die schändlichste Verschwörung eingelassen hat.

 Sechs

Sechs und Vierzigste Vorlesung.

Heinrichs III. Regierungs-Geschichte.

Die Königinn Mutter hielt zur Zeit des Todes Carls IX. den König von Navarra, und den Herzog von Alencon noch immer, der vorgehabten Fastnachts-Unternehmung halber, in genauem Gewahrsam; weigerte sich auch ihnen ihre Freyheit wieder zu geben, unter dem Vorwande, es würde ihnen rühmlicher seyn, wenn der König selbst ihnen solche ertheilte, und sie zugleich von aller Schuld loßspräche. Beyden vornehmsten Kronbedienten, so wie bey dem Volke wuste sie es übrigens so einzurichten, daß diese glaubten; sie handelte mit den beyden Prinzen im grösten Einverständnisse. Alle Staatsbefehle, die sie ertheilte, wurden daher diesen beyden Herren zuvor zur Unterschrift vorgelegt, und so blieb jeder hohe Beamte im Reich in der Unwissenheit, der wahren Gesinnungen sowohl jener beyden gefangnen Prinzen, als des neuen Königs selber.

Uebrigens herrschte, seit dem schrecklichen Blutbade, bey dem Volke zu Paris, ein schwärmerischer

Eyfer

Eyfer für die catholische Religion, so daß die Königinn Mutter das Louvre bezog, und die Verwahrung der beyden gefangnen Marschälle in der Baßille ruhig den Bürgern anvertrauen konnte. Es gelang ihr, durch die Verstellung, worinn sie Meisterinn war, und vermittelst einer schlauen Mischung von Strenge, und Herablassung, die öffentliche Ruhe, bis zur Ankunft des Königs zu erhalten. Gegen die Protestanten stellte sie sich willig zu gütlichen Vergleichen, trat mit den Einwohnern von Rochelle in Unterhandlung; nahm aber, um auf allen Fall auch Ernst gegen die Mißvergnügten zeigen zu können, eine Schaar Schweitzer, und Deutsche in Sold.

Sie bezeichnete gleichwohl die ersten Tage ihrer Regierung durch eine Grausamkeit, welche die Protestanten, und die Großen des Reichs kränkte. Der Graf Montgommery, einer von den Häuptern der Hugonotten, und eben der, welcher unverschuldeterweise durch einen Stoß im Turnier den Tod Heinrichs II. verursacht hatte, war geraume Zeit gegen die catholische Parthey siegreich gewesen, und hatte fast allein seine Parthey, nach dem Verluste bey Montcontour, aufrecht erhalten. Nachher war er so unglücklich in der Normandie den kürzern zu ziehn, und

hatte sich, auf das Versprechen der Begnadigung des Königs, zum Gefangnen ergeben. Allein sie ließ ihn, unter dem nichtigen Vorwand, als ob er an der erdichteten Verschwörung des Admirals Coligny Antheil gehabt, auf die Folter legen, und enthaupten.

Dieser Vorfall erbitterte die Feinde des Hofes, und sie hielten häufige Versammlungen; sonderlich ward zu Milehaud in Rovergue eine gehalten, wo der Prinz von Condé zum Haupte der Verbündeten erklärt, und beschlossen ward, ein Heer zur Befreyung des Königs von Navarra, des Herzogs von Alencon, und der beyden gefangnen Marschälle, aufzubringen. Der Krieg gegen die Hofparthey sollte so lange mit dem größten Eyfer fortgesetzt werden, bis den Reformirten die freye Uebung ihrer Religion verschaft, durch öffentliche Versammlung der Reichsstände der Regierung des Staats eine bessere Gestalt gegeben, und das Volk von dem Druck, unter dem es seufzte, befreyet seyn würde. Der Marschall von Damville, ein Bruder des gefangnen Montmorenci, der Statthalter von Languedoc war, trat dieser Verbindung, weil er sich als vom Hofe verwiesen betrachtete, bey.

Der neue Monarch, Heinrich III. hatte indeß, sobald er Nachricht von seines Bruders Tode erhalten,

bey

bey der Nacht Pohlen heimlich verlassen. Er floh, als ob er einem Gefängniß entschlüpft wäre, über die Gränze, bis er nach zween Tagen Wien erreichte. Nun aber setzte er seine Reise desto langsamer fort, und verweilte überall, wo Lustbarkeiten, ihm zu Ehren, angestellt wurden. Maximilian II. empfieng ihn sehr prächtig, und bemühete sich ihm, während der Feste, die er zu Wien seinetwegen gab, günstige Gesinnungen gegen seine protestantischen Unterthanen beyzubringen. Von da gieng er nach Venedig, wo er, bezaubert von Vergnügungen, auch neun Tage lang verweilte. Von da kam er nach Savoyen, wo er von dem Herzoge gleichfalls mit aller Pracht aufgenommen, und von dessen Gemahlin, die seines Vaters Schwester war, überredet wurde, die wichtige Festung Pignerol, die, von italiänischer Seite, der Schlüssel zu Frankreich war, nebst noch einigen ändern festen Plätzen in Piemont an den Herzog abzutreten. Auch hier rieth man ihm zu gelindern Maaßregeln gegen die Protestanten, und die Herzogin, die seine Aussöhnung mit dem Hause Montmorenci wünschte, hatte den Marschall von Damville bewegt, ihm nach Piemont entgegen zu kommen. Heinrich schien auch anfangs geneigt, ihn freundlich zu empfangen; allein die von der Regentin ihm entgegen geschickten Minister, veränderten

änderten gar bald seine Gesinnungen gegen ihn, so daß er ihm kaltsinnig begegnete. Er faßte sogar den Vorsatz, auf jener Zureden, ihn in Verhaft nehmen zu lassen; allein der Herzog von Savoyen, auf dessen Wort der Marschall erschienen war, schickte ihn, sobald er Heinrichs Absicht entdeckte, unter einer guten Bedeckung, nach Languedoc zurück. Sobald Damville sich in Sicherheit sah, schwur er: Heinrichs Angesicht nie anders, als nur auf seinen Münzen, künftig zu sehen; er brach auch diesen Schwur nie, und trat augenblicklich der Verbindung von Milehaud bey.

Als Heinrich sich seinem eignen Reiche näherte, fand er, daß er mitten durch Länder gehen mußte, welche die Hugonotten inne hatten, eh' er Lyon erreichen konnte, wo er die Regentin, seine Mutter, nebst dem Könige von Navarra, und dem Herzoge von Alencon, fand. Die Bekenner der reformirten Religion, die gewiß, wenn man ihnen ehrlich begegnet hätte, seine treusten Unterthanen gewesen wären, hatte die Regentin, durch die letztern Maaßregeln, die sie genommen, aufs äusserste erbittert; obwohl nun der neue König die Truppen des Herzogs von Savoyen so lange um sich behielt, bis er seine Mutter erreicht hatte, fanden doch die Hugonotten Mittel, einen Theil seines Ge-

päckes

päckes unterwegs zu plündern. Das erste, was daher im Staatsrathe in Ueberlegung kam, war, wie sich der neue Monarch gegen die Hugonotten nehmen sollte. Außer den Fürsten, die ihm schon unterwegs zur Gelindigkeit gerathen hatten, waren auch einige seiner verständigern Staatsbediente der nemlichen Meynung. Allein die Regentin, und der Cardinal von Lothringen waren für die gänzliche Unterdrückung dieser ihnen verhaßten Parthey, und Heinrich folgte unglücklicher Weise ihrem Rathe, der in der Folge seine ganze Regierung mit all' den Greueln des Bürgerkriegs erfüllte. Er gieng mit dem Schwerdte auf seine protestantischen Unterthanen los, und suchte die Oerter mit Sturme zu erobern, wo man ihn auf sehr billige Bedingungen eingenommen hätte. Die kleine Stadt Levrau ward auf die Art angegriffen, aber die Einwohner vertheidigten sich herzhaft von ihren Mauern herunter, indem sie ihren Feinden zuriefen: Kommt nur, ihr blutgierigen Mörder! ihr sollt uns nicht im Schlafe finden, wie den Admiral!

Bey diesen Gesinnungen des neuen Königs gegen die Protestanten war der bürgerliche Krieg unvermeidlich. Der Marschall von Damville zeigte sich nun öffentlich als den Gegner der Hofparthey, rief die

Stände

Stände von Languedoc im J. 1574 nach Montpellier zusammen, und erklärte ihnen, daß er sich in ein Bündniß eingelassen hätte, um die Handhabung der Gesetze, und hiermit die Ruh' im Reiche wieder herzustellen; er ermahnte alle rechtschafne Franzosen, sich mit ihm zu vereinigen, um sich dem schädlichen Einflusse der Ausländer, worunter er das Haus Guise und die beyden Italiäner, den Marschall von Rez und den Canzler Biragne verstand, zu widersetzen. Er sammlete hierauf ein ansehnliches Heer, womit er Aiguesmortes, und andre Plätze einnahm.

Der Charakter des neuen Königs war die lächerlichste Mischung von schwärmerischer Andacht, und den schändlichsten Lastern. Von Lyon, wo er den Hof, und seine Mutter zuerst gefunden hatte, gieng er nach Avignon, und übte da, mit einer Brüderschaft von Büßenden, die strengsten Pflichten der Andacht, stellte barfuß nächtliche Aufzüge an, bey denen man sich bis aufs Blut geisselte. Der Cardinal von Lothringen büßte diese Schwärmerey mit dem Leben; denn er starb im Winter eben dieses 1574sten Jahres, 50 Jahr alt, an einer Erkältung, die er sich bey einem solchen nächtlichen Umgange zugezogen. Mit ihm verlohr die catholische Parthey den klügsten ihrer Anführer

rer, die Protestanten aber einen blutgierigen Verfolger. Man glaubte gleichwohl, die Königinn Mutter habe ihn vergiften lassen; denn diese nannte ihn bald die Geißel, bald den Schutzengel von Frankreich, und war nun schon im Verdacht, daß sie mit Gift, und Dolch gegen die, so ihr mißfielen, nicht sparsam sey.

Nach dieser närrischen Anwandlung von Andacht kehrte Heinrich zu seinem wollüstigen Leben wieder zurück; um Staatsgeschäfte bekümmerte er sich gar nicht, wohl aber Tage lang um die Art, seine Kleider zu besetzen, und machte sich dadurch bald bey seinem Volke verächtlich. Es war das einzige Glück für das Reich, daß es ihm an den großen Fähigkeiten fehlte, die sein Bruder besessen hatte, Unheil anzurichten, und daß Verstellung und Grausamkeit allein die schlimmen Züge des Herzens waren, worinn er ihm gleich kam. Auch war es ein Glück für die Protestanten, daß es ihm, wegen seiner Verschwendung, an Geld mangelte, um sein Heer beysammen zu behalten.

Als Heinrich auf dem Wege nach Rheims, zu seiner Krönung, begriffen war, näherte sich ihm, in Bauernkleidung, Fervaques, ein Günstling des vorigen Monarchen, und machte ihm die Entdeckung, es

es lauerten 200 entschloßne wohlgewafnete Edelleute an einem gewissen Orte auf ihn, um ihn aufzuheben, und den Herzog von Alencon auf den Thron zu setzen. Dieser schwachsinnige Prinz gestand ihm auch, nach erhaltenem Versprechen der Verzeihung, alles auf den Knieen, was ihm von der Unternehmung bekannt war, und die Verschwornen, da sie sich entdeckt sahen, verließen sämtlich das Reich, ohne daß es die Regierung wagte, sich ihrer zu bemächtigen, und sie zu bestrafen.

Es lag der Königinn Mutter am Herzen, ihren Sohn auf eine solche Art zu vermählen, daß sie von ihrem Einflusse über ihn nichts verlöhre. Sie wuste, er war sterblich verliebt in Marien von Cleve, die an den Prinzen von Condé vermählt war, und wünschte sie, durch Ehescheidung, unter dem Vorwande, daß ihr Gemahl ein Ketzer sey, oder auf jede andre Art, zu erlangen; allein sie starb plötzlich, nicht ohne Verdacht empfangenen Gifts, und der Schmerz, den diese Nachricht ihm erregte, kostete ihm beynah das Leben. Er begieng, ihr Andenken zu ehren, die größten Schwachheiten; so heftig aber diese Betrübniß auch gewesen war, verlohr sie sich doch bald, und machte einer neuen Liebe Platz, die er, auf der Reise nach Pohlen, gegen Louise von Vaudemont, eine Tochter des Grafen

die=

dieses Namens, gefasset hatte. Diese sanfte, tugendhafte Prinzeßin muste ihm eine frühere Neigung, welche sie, von Kindheit an, für einen Grafen von Salm gefaßt hatte, aufopfern: er vermählte sich, gleich nach seiner Krönung, mit ihr, aber er machte sie nicht glücklich.

Der Krieg gegen die Protestanten gieng indeß fort, und Montbrün, der Heinrichs Gepäck an der Grenze geplündert hatte, ward, da man ihn gefangen bekam, auf Verurtheilung des Parlements von Grenoble, enthauptet. Er hatte einen Befehl, den ihm der König vorhin zugeschickt, durch den spöttischen Einfall beantwortet: jezt sey die Zeit, zu befehlen, an ihm, denn der Krieg mache alles gleich.

Die mißvergnügten von der catholischen Parthey verbanden sich jezt mit den Hugonotten, und beyde waren hierdurch so furchtbar, daß Heinrich mit ihnen in Unterhandlung treten muste. Sie machten 91 Bedingungen, die der König eingehen sollte, worunter die völlige Religionsübung für die Protestanten, Schadloshaltung für so viele an ihnen verübte treulose Gewaltthaten, Zusammenberufung der Stände, Aufhebung der neuen Abgaben, und Bestrafung so vieler am

 Hofe,

Hofe, wie unter dem Volk im Schwange gehender Laster, worunter auch Zauberey war, begriffen wurde. Der König sah zu spät, daß er billigern Rathgebern hätte folgen sollen, und bewilligte vieles von diesen Forderungen; allein seine Vorschläge wurden nicht angenommen, und er beruhigte sich bey dem Glauben: die Mißvergnügten würden sich noch endlich ganz nach seinem Willen bequemen.

Allein die Unruhen im Reiche dauerten immer fort, und es ergab sich in kurzem, daß die Protestanten von der Königin Elisabeth unterstützt wurden, die sie mit Gelde versorgte, daß sie deutsche Hülfsvölker, unter Anführung des Pfalzgrafen Johann Casimir, in Sold nehmen konnten. Die Königin Mutter nahm bey dieser täglich zunehmenden Gefahr, sich die Regierung entrissen zu sehen, ihre Zuflucht zu den schändlichsten Mitteln, um das Bündniß zu trennen. Dem Marschall Damville ließ sie Gift beybringen, und, auf das Gerücht von seinem Tode, überredete sie ihren Sohn, daß er Befehl ertheilte, die beyden Marschälle Montmorenci, und Cossé in der Bastille zu erdrosseln. Zum Glück war es Souvre, der einzige rechtschafne Mann am Hofe, dem der König dies auftrug, und dieser rettete die Verurtheilten dadurch, daß er Heinrichen

richen rieth: erst die Bestätigung von Damville's Tode abzuwarten. Er kam wieder auf, und nun ließ der König sich von Souvre bewegen, diese unschuldig-gefangnen dadurch, daß er ihnen die Freyheit wieder gab, sich zu Freunden zu machen. Der Herzog von Alencon ward darüber, daß man diese Herren hatte aus dem Wege räumen wollen, sehr erbittert, noch mehr aber durch einen Argwohn, den sein Bruder wider ihn faßte, als ob er ihn hätte vergiften wollen. Ein Geschwür, was an des Königs Ohr entstand, erregte diesen Argwohn, und er war so fest davon überzeugt, daß er den König von Navarra holen ließ, ihm aufzutragen, sich der Krone dadurch zu versichern, daß er seinen Mörder, nemlich den Herzog, umbringen ließe. Allein dieser, obwohl er seinen Abscheu vor der vermeinten Frevelthat des Herzogs bezeugte, erklärte doch: er sey nicht gesonnen, durch eine ähnliche That sich eine Krone zu erkaufen. Endlich rettete Heinrichen seine gute Natur, der Herzog aber hielt sich an dessen Hofe nicht mehr sicher, sondern warf sich den Mißvergnügten in die Arme.

Dies machte den König, und dessen Mutter so bestürzt, daß sie in Eil St. Denis befestigen ließen, und der König befahl in der ersten Hitze: man solle

ihm den Herzog lebendig, oder todt schaffen. Die Königin Mutter suchte das Eindringen des Thoré in Frankreich, der den deutschen Hülfsvölkern den Weg bahnen wollte, durch die Drohung zu verhindern: sie würde ihm die Köpfe des Montmorenci, der sein Bruder, und Cossé, der sein Schwager war, entgegen schicken; allein dieser achtete darauf nicht, und kam mit einem Trupp deutscher Reuter, um zu den Verbündeten jenseits der Loire zu stoßen. Der tapfere Herzog von Guise aber gieng ihm entgegen, und schlug ihn bey Langres; ward zwar im Treffen verwundet, wovon er den Beynamen: der mit der Schmarre, erhielt, hinderte aber durch diesen Sieg, daß jener sich nicht mit dem Herzoge von Alencon verbinden konnte.

Dieses Verlusts ohngeachtet blieben die Verbündeten standhaft, und dem Hofe furchtbar, so daß die Königin sich des in Freyheit gesetzten Montmorenci Vermittelung zu bedienen nöthig fand, um mit ihnen einen Stillstand auf ein halbes Jahr zu schließen. Allein die Bedingungen dabey waren sehr kränkend für den Hof: der König muste sich anheischig machen, die deutschen Hülfsvölker zu bezahlen, die unter dem Prinzen von Condé in Frankreich eingerückt waren, dem Herzoge von Alencon aber eine Leibwache von 350

Mann

Mann zu bewilligen. Er selbst versprach, alle seine Truppen, bis auf seine eigne Leibwache abzudanken, den Protestanten die freye Uebung ihrer Religion, nach den ältern Verordnungen, zu erlauben, und ihnen sechs feste Plätze, zur Sicherheit, einzuräumen. Der Prinz von Condé wollte indeß diesen Vergleich gar nicht eingehen, dessen ganze Einrichtung auch deutlich zeigte: daß die Katholicken so wenig, als die Protestanten, der Königin Mutter, und dem Herzoge von Alencon Glauben gäben.

Ueberall diente dieser Stillstand beyden Partheyen nur darzu, sich zum künftigen Feldzuge mit besserer Muße zu rüsten. Der König von Navarra verließ heimlich den Hof, und floh nach Guienne, wo er Statthalter war. Auf die Ermunterung seiner Geliebten, der Frau von Sauve, ermannte er sich mit einmal, nachdem er geraume Zeit, in den Fesseln der Wollust, eingeschläfert gelegen hatte, und widerrief seine Abschwörung der protestantischen Religion, indem er erklärte, daß solche nur aus Todesfurcht geschehen sey. Zwar gieng er nicht zu dem Heer der Verbündeten, welches der Herzog von Alencon anführte, weil er nicht unter diesem Prinzen stehen wollte; er nahm aber durch Abgeordnete an ihren Berathschlagungen, zu

Moulins, Antheil, und fügte seine Forderungen den ihrigen bey, die dem Könige schriftlich übergeben werden sollten. Die deutschen Hülfsvölker, die der Prinz von Condé herbey brachte, machten das Heer des Herzogs dem königlichen überlegen. Es ward nun 35000 Mann stark, da hingegen Mayenne, der, so lange sein Bruder, der Herzog von Guise, krank lag, die Truppen des Königs anführte, kaum 18000 Mann zusammen bringen konnte.

Es zog sich also ein nicht wenig furchtbares Gewitter über Heinrichen auf; allein seine Mutter wußte es, durch ihre geschickten Unterhandlungen, auch diesmal glücklich zu zertheilen. Sie kannte ihren Sohn, den Herzog von Alencon, dessen Wankelmuth, und Schwäche, dabey aber auch seine innige Liebe zu seiner Schwester, der Gemahlin des Königs von Navarra, die der König, ihr Sohn, seit der Entweichung ihres Gemahls vom Hofe, genau hatte bewachen lassen. Aus dieser gefänglichen Haft nahm sie Catharine heraus, und führte sie, in Begleitung vieler andern Damen, gerade ins Lager ihres Sohnes, des Herzogs von Alencon. Beym Anblick derselben wankte der Herzog, und als ihm seine Mutter vollends die Vermehrung seines Leibgedings mit Anjou, Berry, und Touraine

ver-

versicherte, ergab er sich ganz, zu seiner Unterwürfigkeit gegen den König zurück zu kehren. Er erhielt diese Provinzen, nebst einem Jahrgehalte von 100,000 Goldgulden, und noch größere Versprechungen für die Zukunft, die aber seine Mutter nie zu erfüllen dachte, und nahm von dieser Zeit den Titel eines Herzogs von Anjou an.

Man suchte auch die übrigen Häupter der Mißvergnügten zu befriedigen, und so kam denn endlich im J. 1576 ein Friede von 63 Bedingungen zu stande, durch den die Protestanten alles das erhielten, warum sie so lange gestritten hatten: nemlich von nun an, als ein von den katholischen unterschiednes Volk betrachtet zu werden, das seine eigne Religion bekennte, und unter seinen eignen Obrigkeiten stünde. Es ward ihnen die völlige freye Uebung ihres Gottesdiensts bewilligt, nur mit der einzigen Einschränkung, daß sie nicht innerhalb zwo Meilen von Paris, oder dem Orte, wo sich der Hof befände, predigen sollten. Die Gerichtskammern in den 8 Parlementern des Reichs sollten künftig aus einer gleichen Anzahl von Katholicken, und Protestanten bestehen, und ihnen 8 Sicherheitsplätze eingeräumt werden. Auch wurden die Ehen der verheiratheten Priester für rechtmäßig erklärt, und dem

Admiral Coligny, so wie den Herrn de la Mole, und Caconnes ihre Ehre wieder hergestellt, indem der König sich von allem Antheil an dem pariser Blutbade los- sagte, und die Abkömmlinge der Ermordeten auf 6 Jahre von allen Abgaben frey sprach. Dem Prinzen Johann Casimir, der die deutschen Hülfsvölker nach Frankreich geführt hatte, versprach der König, um ihn zum Rückzuge zu bewegen, 700,000 Kronen für seine Soldaten, für sich selbst aber ein ansehnliches Jahrgeld, nebst dem Fürstenthum Chateau-Thierri, und der Herzog von Lothringen leistete für die Erfüllung dieser Puncte die Gewähr.

Die Protestanten konnten wohl vorhersehn, daß diese Friedensartickel von der Regierung nicht genau würden erfüllet werden, da sie zu vortheilhaft für sie waren, als daß sie der Gegenparthey lange erträglich scheinen konnten. Auch war wohl nie ein Zeitpunkt günstiger für die Hugonotten, als der gegenwärtige, wo es, bey der Schwäche der Hofparthey sehr das Ansehn hatte, daß diese neue Religion die herrschende werden könnte. Der Herzog von Guise, der dies fürchtete, nahm davon Gelegenheit, ein Bündniß zur Aufrechthaltung der katholischen Religion zu errichten, das, unter dem Namen der heiligen Ligué, in der

Folge viel Unheil über Frankreich brachte. Der große Zweck dieses Bündnisses war, sein Oberhaupt, welches nicht genannt wurde, samt allen Mitgliedern, von der bürgerlichen Gewalt unabhängig zu machen. Der König sowohl, als dessen Mutter, sahen ein, wie sehr durch dies Bündniß der königlichen Gewalt zu nah getreten würde; allein es konnte nicht anders hintertrieben werden, als wenn man den letztern Frieden mit den Protestanten brach. In wenig Wochen ward es von einer Menge der eyfrigsten Papisten im Reiche unterzeichnet, und man erfuhr bald, daß der Pabst, nebst dem Könige von Spanien es unterstützten. Heinrich war ausser Stande, sein Ansehn, bey der ungestümen Heftigkeit zu behaupten, mit welcher die Glieder dieses Bündnisses, unmittelbar nach geschlossenem Frieden, über die Protestanten herfielen, und sie beleidigten. Er sah sich daher gezwungen, auf Gutachten seines geheimen Raths, für das Oberhaupt dieses Bündnisses sich zu erklären; allein er gewann dabey an seinem Ansehn eben so wenig, als der Herzog von Guise an dem seinigen verlohr. Ueberall war seit Heinrich V. von England Zeiten die französische Monarchie in keiner solchen Zerrüttung gewesen, als jetzt, indem beyde Partheyen, die protestantische sowohl, als katholische, sich bestrebten, unabhängig zu werden,

und die Güter der Krone, die das Ansehn des Monarchen unterstützen sollten, unter die Prinzen, und Großen des Reichs beynah ganz vertheilt waren.

Die Dauer des letztern Friedens, der überdies sehr schlecht gehalten ward, war sehr kurz; denn schon im November 1576 kamen die Stände zu Blois zusammen, und hoben ihn wieder auf. Man lud zwar zum Schein den König von Navarra, den Prinzen von Condé, und den Marschall von Damville, zu dieser Versammlung ein; allein sie erschienen nicht, weil sie die feindseeligen Schlüsse der Stände, die fast lauter Anhänger der Ligue waren, wohl voraussehen konnten. Auch erklärten sich diese Stände, im Anfange des folgenden Jahres, wider alle Duldung der Protestanten, nachdem der König, und seine Mutter den Entschluß gefaßt hatten, den Krieg wieder anzufangen; übrigens weigerten sie sich aber, ihm Geld, zu Führung desselben zu verwilligen, weil die Nation bereits erschöpft wäre. Der König ließ, kraft seiner eignen Macht, das h. Bündniß durch alle Provinzen des Reichs unterzeichnen; doch weigerte man sich zu Amiens, und in andern Städten, solches zu thun, auch riethen einige Großen, z. B. der Herzog von Montpensier, der sonst ein eifriger Katholick war, sehr zum Frieden.

Der

Der Hof gieng damit um, die Protestanten von den mißvergnügten Katholicken zu trennen, und so, durch kluge Unterhandlungen, den innerlichen Krieg abzuwenden. Die Mißverständnisse, die unter den Verbündeten herrschten, kamen ihm hierbey zu statten. Heinrich III suchte seinen Schwager, den König von Navarra, durch seine Schwester, Catharine von Albret, zu gewinnen, der man mit einer Vermählung schmeichelte, die zwischen ihr, und dem Herzog von Anjou zu stande kommen sollte; auch brachte sie ihn, nebst des Königs Ministern, die mit großen Versprechungen an ihn abgeschickt waren, so weit, daß er blos vertheidigungsweise gieng. Damville dachte blos auf seine eigne Verstärkung in Languedoc, ohne sich um das Beste der Verbündeten weiter zu bekümmern; die Hugonotten wußten es auch, daß er nichts weniger, als ihr Freund sey, und hatten ihn im Verdachte, daß er mit der Königin Mutter in geheimen Briefwechsel stünde, und nahmen Montpellier weg, das in seiner Statthalterschaft lag, wodurch er denn ganz von ihnen abgezogen, und die Verbindung zwischen den mißvergnügten Katholicken mit den Hugonotten aufgehoben ward. Auch das Volk zu Rochelle weigerte sich, mit dem Prinzen von Condé gemeine Sache zu machen.

Bey

Bey der Parthey des Hofes war die Einigkeit auch nicht groß; doch fand der König Mittel, zwey Heere ins Feld zu stellen, wovon eins der Herzog von Anjou, unter ihm aber der von Guise, anführte, das andre stund unter dem Herzog von Mayenne. Man nahm den Protestanten la Charité und einige andre Plätze weg, und es ließ sich alles zum Vortheil der Katholicken an, als der König dem Kriege, durch einen Stillstand, bald nachher aber durch eine neue Pacifications-Acte Einhalt that. Die zwischen ihm und seinem Bruder obwaltende Feindschaft, und seine Eifersucht gegen den Herzog von Guise, waren es, was diesen Frieden bewürkte: er schien auch die schlimmen Folgen der Ligue, welche ihm allen Gehorsam bey seinen Unterthanen entzog, jetzt mehr eingesehen zu haben. In der That war diese Verbindung die unerschöpfliche Quelle alles nur möglichen Elends, und Jammers im Königreiche.

Durch das Edikt von Poitiers (so nannte man die Verordnung Heinrichs III. im J. 1577) ward der zuletzt getroffene Friede wieder hergestellt; doch so, daß der König darinn als unbeschränkter Gesetzgeber erscheinen wollte, der ausdrücklich erklärte: er gäbe dieses Edikt nur auf so lange, bis Gott ihm die Gnade

erzeigte,

erzeigte, alle seine Unterthanen, durch eine gute, freye Versammlung, zu einerley Glauben bringen zu können.

Die Ruh im Reiche wieder herzustellen, darzu trug dieser Friede gar nichts bey, wohl aber dem Könige Muße zu verleihen, mit seinem Hofe sich in die schändlichsten Wollüste zu versenken. Seine Günstlinge wurden täglich ungezogener gegen den Herzog von Anjou, so daß dieser den Hof des Königs, wo er gar nichts galt, abermals verlieſs. Auch mit den übrigen Prinzen vom Geblüte, und den Staats- so wie den Kriegsbedienten lagen diese Günstlinge immer im Streite; endlich wurden einige derselben überfallen, und ermordet. Der Herzog von Guise hatte Meuchelmörder in Diensten, und es vergieng kein Tag, daß nicht ein Mord von ihnen begangen ward; der König wußte es, durfte aber diese Buben nicht bestrafen.

Die Königinn Mutter reisete schon seit 6 Monaten im Reiche umher, die Ruhe wieder herzustellen; ihr Vorwand war hierzu, daß sie ihre Tochter Margarethe wieder zu ihrem Gemahl, dem Könige von Navarra, brächte. Sie führte einige ihrer Sirenen mit sich, durch deren Reitze sie diesen König, dessen einziger Fehler die Wollust war, einzuschläfern, und

ruhig

ruhig zu erhalten wuste. Sie blieb bis ins Frühjahr 1578 an dessen Hofe, binnen welcher Zeit die Königinn Margarethe den vornehmsten Bedienten ihrer Mutter, Pibrac, so einzunehmen wuste, daß dieser den Vortheil Heinrichs der Liebe zu ihr aufopferte, und den Protestanten zu einigen günstigen Bedingungen verhalf.

Der Zustand des Reichs war indeß kläglich, denn die Statthalter in den Provinzen befolgten, oder verwarfen die Befehle des Hofs nach Willkühr, und droheten, wenn man sie zu ihrer Pflicht anhalten wollte, zu den Mißvergnügten überzugehen. Das Parlement weigerte sich, die Verordnungen des Königs, welche neue Geldabgaben betrafen, in seine Register einzutragen, und nur mit Mühe gelang es ihm endlich, diese Bestätigung seiner Befehle von ihnen zu erlangen.

In den Niederlanden herrschte damals die größte Zerrüttung, und die Königinn von Navarra, die sich von ihrem Bruder, Heinrich III. beleidigt hielt, spielte mit ihrer arglistigen Klugheit, Ränke, um ihren andern Bruder, den Herzog von Anjou, zum Haupte der Aufrührer zu machen. Sie wuste auf einer Reise im J. 1578 den Statthalter von Hennegau, und den

Be-

Befehlshaber der Festung Cambray, zu gewinnen; der Herzog aber bot den Niederländern seine Dienste an, und nachdem er eine günstige Antwort erhalten hatte, warb er Völker, und schlug sich dem Staatsrathe zum Nachfolger des Erzherzogs Matthias vor, der, so wie der Kayser sein Bruder, von den Ständen nicht mehr geachtet ward. Heinrich, welcher wuste, daß sein Bruder sich nun von aller Verbindung mit den Protestanten loßgemacht habe, ließ diese Werbungen geschehen, öffentlich aber wagte er es nicht, ihn zu unterstützen, weil er fürchtete, Elisabeth von England zu beleidigen, die nichts weniger wünschte, als die Niederlande unter französische Herrschaft gerathen zu sehen. Sie unterstützte, um dies zu verhindern, den Fürsten von Oranien heimlich mit Volk, und mit Gelde, nahm auch mit dem Prinzen Johann Casimir Abrede, daß er, wofern es nöthig würde, ihm mit seinem Heere zu Hülfe ziehen sollte.

Der Herzog von Anjou, so sehr ihm auch die Protestanten zu Amsterdam, Harlem und Utrecht entgegen waren, wuste sich dennoch die Mehrheit der Stimmen im Staatsrathe zu verschaffen, und ward daher noch im Jahr 1578 zum Beschützer der niederländischen Freyheit ernannt; dafür sollte er den Ständen,

den, während des Kriegs, mit 12000 Mann auf seine Kosten, beystehen, und die Regierung des Landes in den Händen der Stände, des Staatsraths, und des Erzherzogs Matthias bleiben. Elisabeth nahm jezt aufs neue, um den Herzog von seinem Zuge in die Niederlande abzubringen, ihre Zuflucht zu dem so oft gethanen Vorschlage, sich mit ihm zu vermählen, und der Herzog ward durch seinen Unterhändler in London, Simier, so treuherzig gemacht, daß er persönlich nach London übergieng, nicht etwa bloß um Elisabeth förmlich anzuwerben, sondern in der Meinung, die Vermählung mit ihr sogleich zu vollziehen. Allein die listige Königinn wuste seinen Anmaßungen stets auf eine so geschickte Art auszuweichen, daß seine Erwartungen nie ganz niedergeschlagen, sondern nur ins weite hinausgesetzt wurden.

Die Stiftung des Ordens vom h. Geiste, welche Heinrich im Jahr 1579 vornahm, war die klügste Handlung, die seine Regierung auszeichnet; denn sie hatte zur Absicht, die Zahl der vornehmen Protestanten unvermerkt zu vermindern, weil nur Catholicken der Aufnahme in den Orden fähig waren, und die Ligue zu schwächen. Die Zahl der Ritter war auf 100 gesetzt, und das Großmeisterthum immer mit der

Krone verbunden, auch durften die Ritter nicht, ohne Erlaubniß des Königs, einem fremden Fürsten dienen, damit durch dies Mittel die Großen in Frankreich vom spanischen Dienste abgezogen würden.

Die Königinn von Navarra würkte in eben diesem Jahre den Protestanten noch drey andre Sicherheitsplätze in Guienne, und eilf in Languedoc aus, die ihnen auf eine bestimmte Zeit, wegen Erfüllung der letztern Vergleichspunkte, Gewähr leisten sollten. Von Seiten der Protestanten ward der Vergleich, durch den König von Navarra, zu Nerac geschlossen. Die Königin Muttern hatte, nachdem dieser Vergleich geschlossen war, eine Unterredung mit dem Marschall Bellegarde, deren wahrscheinliche Folge bald hernach dessen Tod war. Hierdurch kam der Titel, und das Vermögen des Hauses Montmorenci auf den Marschall von Damville, der aber, nicht so wie jener, den Protestanten geneigt, sondern von der Königinn Mutter gewonnen war. Der König von Navarra merkte dies bald, und verband sich deswegen noch genauer als vorher, mit Lesdiguieres, der damals für einen der geschicktesten Feldherren galt.

Bis auf den Vergleich von Nerac hatte man die großen Talente des Königs von Navarra nicht gekannt,

und die Protestanten hatten ihn nur, seiner Würde wegen, als das Oberhaupt ihrer Parthey betrachtet. Jetzt verlangte Montmorenci von ihm die Rückgabe der zum Unterpfand eingeräumten Sicherheitsplätze. Allein weil der Vergleich, von Seiten des Hofs, schlecht war gehalten worden, so weigerte man sich dessen, und der König von Navarra, so wie der Prinz von Condé, rüsteten sich aufs neue zum Kriege. Der letztere überfiel noch im J. 1579 la Fere in der Picardie, und gieng hierauf nach Deutschland, um da neue Hülfsvölker zu werben.

Im J. 1580 unternahm Heinrich von Navarra die Eroberung von Cahors, eines äusserst wichtigen Platzes in Guienne, der mit 2000 Mann besetzt war, und einen geschickten Befehlshaber hatte. Er sprengte die Thore mit Petarden, und zeigte bey der Ausführung dieser Sache so viel Urtheilskraft, und persönlichen Muth, daß sein Ruf dadurch auf einmal fest gesetzt ward, zumal da man erfuhr: er hätte alles allein, und wider den Rath seiner besten Befehlshaber unternommen, und ausgeführt. Als er schon in die Stadt gedrungen war, must' er noch fünf Tage, und eben so viel Nächte mit den Einwohnern der Stadt kämpfen. Auch rückte ein Entsatz heran, aber er schlug ihn, und blieb Meister von der Stadt.

Er

Er hatte den Marschall von Biron selbst dem Könige zum Unterfeldherrn in Guienne empfohlen; allein dieser schränkte ihn jezt in seinen Eroberungen sehr ein; denn obwohl er übrigens mit ihm in größter Vertraulichkeit lebte, wollte er doch keinem andern als seinem Herrn, Heinrich III. gehorchen. La Fere, woraus der Prinz Condé einen Waffenplatz zu machen gedachte, ward vom Marschall Matignon wieder weggenommen, und im Delphinat trieb der Herzog von Mayenne die Verbündeten so zusammen, daß sie fast diese ganze Provinz verlassen musten.

Der Herzog von Anjou, der seines Bruders Hülfe zu seinen Absichten auf die Niederlande wünschte, bewürkte, da ihm diese bewilligt ward, den Frieden zwischen dem Könige von Frankreich, und dem von Navarra. Der erste zeigte hierbey viel Mäßigung: er bestätigte alle Artickel des Vergleichs von Nerac, mit Zusatz einiger andern zum Vortheil der Protestanten, denen die angewiesenen Sicherheitsplätze noch auf sechs Jahre eingeräumt wurden. So kam dieser Friede noch am Ende des J. 1580 zu Flex im Perigord zu Stande.

Fast wäre indeß diese heilsame Sache, durch die Heftigkeit des Prinzen von Condé, zernichtet worden.

 Dieser

Dieser hatte dem Pfalzgrafen, Johann Casimir, unermeßliche Summen, für eine gewisse Anzahl von Miethstruppen zugesagt, und bis zu deren Entrichtung ihm Aigues mortes, nebst der Festung Peccais, versprochen. Allein es wollte dem König von Navarra, so wenig als den andern Anführern der Protestanten, gefallen, daß ausländische Völker in die festen Plätze Frankreichs gelegt werden sollten, und sie kehrten sich daher an das Widersetzen des Prinzen gegen diesen Frieden nicht, sondern bestätigten solchen, nachdem der König und das Parlement zu Paris ihm seine Kraft ertheilt hatten; auch sah sich der Prinz in der Folge gezwungen, solchem beyzutreten, als sich die Sachen vor den Herzog von Anjou in den Niederlanden vortheilhaft änderten, und seine Hofnung, mit Elisabeth von England vermählt zu werden, immer größer ward.

Der König von Spanien Philipp II, ihr größter Feind, war, durch die Gelangung zum Throne Portugalls, so mächtig geworden, daß Elisabeth darauf denken muste, sich Frankreich zum Freunde zu machen, um ihm das Gegengewicht halten zu können. Der Herzog von Anjou ward daher durch den Anschein einer nahen Verbindung von ihr aufs neue ermuntert, auch mit Gelde so wohl unterstützt, daß er im J. 1581 an

der Spitze von 20,000 wohl abgerichteter Truppen stand, und den Herzog von Parma nöthigte, die Belagerung von Cambray aufzuheben. Er hatte auch bereits ganz Cambresis weggenommen, als mit einmal Heinrich, sein Bruder, sich von allen Feindseligkeiten gegen Spanien loßsagte, und, durch seinen Bevollmächtigten, seine Vermittelung zu einem Waffenstillstande anbot, den aber der Herzog von Parma ausschlug, weil er von dem Könige von Spanien keine Vollmacht dazu hatte. Heinrich soll diesen Schritt darum gethan haben, um einer genauen Verbindung zwischen Philipp II. und Heinrichen von Navarra vorzubeugen, da letzterer ihm gestanden hatte, daß Philipp ihm Hülfsvölker, um Guienne zu erobern, angeboten.

Fast wäre dieser Kaltsinn Heinrichs III. gegen die Angelegenheiten seines Bruders, der itzt, wenigstens dem Namen nach, die höchste Gewalt in den Niederlanden erlangt hatte, dem niederländischen Bündnisse, das der Fürst von Oranien errichtet hatte, nachtheilig gewesen. Elisabeth wußte zwar, daß der Herzog, nach dem Entwurfe des Fürsten von Oranien, nie etwas anders, als dem Namen nach, Oberherr in den Niederlanden werden sollte; indeß gieng sie doch immer ungern dran, Spanien aufzubringen, weil sie der

Unterstützung Heinrichs, im Fall eines gänzlichen Bruchs mit Philipp II. noch nicht gewiß war. Sie hatte würklich sich zu einer Vermählung mit dem Herzoge von Anjou verbindlich gemacht, wenn der französische Hof ein festes Schutz- und Trutz-Bündniß mit ihr schließen wollte. Allein die Königin Mutter wollte nicht darein willigen, vermuthlich weil sie es nie geglaubt hatte, daß Elisabeth ernstlich gesonnen sey, ihren Sohn zu heyrathen. Zwar gieng eine prächtige Gesandschaft, mit dem Dauphin von Auvergne an ihrer Spitze, nach England, und ward auch von der Königin freundlich aufgenommen, doch bestand sie darauf: der Vergleich müsse erst geschlossen werden, eh' sie ihre Hand dem Herzoge reichte. Heinrich, und seine Mutter dagegen verlangten die Vollziehung der Vermählung, noch ehe der Vergleich geschlossen würde, denn es fiel ihnen gar nicht ein, Bedingungen einzugehn, die der katholischen Religion nachtheilig seyn könnten.

Ueber diesem Zögern verlief sich das Heer, was der Herzog, unter dem Prinzen Casimir, in den Niederlanden zu gebrauchen dachte. Da es ihm an Gelde mangelte, dasselbe zu besolden, so giengen die meisten in Dienste des Herzogs von Parma, die übrigen aber nach ihrer Heimath zurück. Der Prinz von Oranien gebrauch-

gebrauchte den Herzog nur als ein Werkzeug zu seinen Absichten, und war weder im Stande, noch geneigt, ihm zu dienen: dieser, dessen einzige Hofnung auf seiner Verbindung mit Elisabeth beruhete, legte sein kleines Heer in die Winterquartiere, und schiffte am Ende des 1581sten Jahrs nach England über.

Hier ward er so wohl aufgenommen, daß ganz Europa seine Verbindung mit Elisabeth vor geschlossen ansah, und die Stände von Holland deshalb ein besonderes Dankfest feyerten. Die Königin zog nicht allein einen Ring von ihrem Finger, und steckte ihn an den seinigen, sondern es ward auch ein Ehevertrag entworfen, und von ihr unterzeichnet, der zugleich ein Bündniß zwischen England, und Frankreich wider Spanien in sich hielt. Allein da der Herzog des andern Morgens kam, um Elisabeths Hand zu empfangen, sagte sie ihm: sie hätte die Sache besser überlegt, und könne jetzt nicht ans Heyrathen denken.

Diese Aenderung ihres Sinnes war theils ihrem eignen Widerwillen, ihre Gewalt mit einem Gemahle zu theilen, theils den Vorstellungen ihrer Minister zuzuschreiben; denn weder den Protestanten in England, noch den Katholicken in Frankreich war diese Verbin-

dung gefällig. Allein so hart auch die Prüfung war, welche sie der Geduld des Herzogs auflegte, wußte sie solche doch mit so vieler Geschicklichkeit zu mildern, daß er noch immer ihr hoffender Liebhaber blieb. Er kehrte im J. 1582 mit einer großen Summe an baarem Gelde, und Kostbarkeiten, nach den Niederlanden zurück, brachte auch eine Schaar englischer Freywilligen mit, worunter einige von den vornehmsten Familien waren. Diese Freygebigkeit, mit welcher Elisabeth ihre abschlägliche Antwort begleitete, und ihre Erklärung, daß sie die Heyrath blos verschöbe, setzte ihn bey den Fürsten auf dem festen Lande in großes Ansehen.

Auf Verlangen der Niederländer gieng er nach Vlißingen, wo ihn der Prinz von Oranien, und die Abgeordneten der Provinzen empfiengen. Von da ward er nach Antwerpen geführt, wo er mit vieler Pracht eingeholet, und ihm als Herzogen von Brabant gehuldigt ward. Auch zu Ghent erkannte man ihn in dieser Würde, nur Seeland, Holland und Utrecht weigerten sich, ihm zu huldigen. Ueberall ward der Herzog bald gewahr, daß seine schönklingenden Titel ihm doch keine würkliche Macht gewährten. Er sah, daß er keinen Antheil an der Verwaltung der öffent-

öffentlichen Einkünfte hatte, und daß er nichts durchsetzen konnte, ohne den Beystand des Prinzen von Oranien, dessen Hof auch häufiger besucht ward, als der seinige. Sein Bruder hatte verlangt: die Stände sollten ihn zum Nachfolger des Herzogs, im Falle seines Absterbens, erklären, aber er hatte mit dieser Forderung kein Gehör gefunden. Er ward daher von Heinrichen, und seiner Mutter, durch das Versprechen: man wolle ihn kräftig unterstützen, aufgemuntert, wofern er sich durch ein kühnes, gut angelegtes Unternehmen, von den Ständen unabhängig, und zum unumschränkten Oberherrn der Länder machen könnte, die er jetzt, bloß dem Namen nach, besäße.

Dies erzeugte bey dem lebhaften, aber nicht scharfsichtigem Herzoge einen Entwurf, der eben so ungeschickt angelegt, als schlecht ausgeführet ward, sich Antwerpen, und andre wichtige Plätze in den Niederlanden eigen zu machen. Er überfiel im J. 1583 Donkirchen, Dixmüyden, Dendermonde, und Wilvorden, und nahm sie weg, weil man sich geweigert hatte, seine Besatzungen in diese Oerter einzunehmen. Eben dies wollte er mit Antwerpen versuchen; er drang mit 300 Reutern, und 3000 Mann zu Fuß, plötzlich in die Stadt, und diese vertheilten sich in alle

Gegenden derselben, um die Bürger zu entwafnen. Allein der Prinz von Oranien ermunterte, durch seine persönliche Gegenwart, die Bürger, sich herzhaft zu widersetzen, und diese richteten unter den Franzosen ein solch Blutvergiessen an, daß 1500 blieben, und eben so viele gefangen wurden, so daß der Herzog sich in größter Verwirrung nach Dynkirchen flüchten muste.

Der Prinz von Oranien hatte selbst sollen aufgehoben werden, wenn das Unternehmen auf Antwerpen gelungen wäre: er entdeckte auch eine Verschwörung wider sein Leben, von welcher ein Spanier, Salseda, der Anführer war, und die, nicht ohne des Herzogs Vorwissen, unternommen worden. Diese Treulosigkeiten, und geheimen Ränke machten den Herzog bey allen Partheyen verächtlich, und da der Prinz von Oranien rieth, sich von ihm mit guter Art loß zu machen, ließ man sich mit ihm in Unterhandlung ein, gab ihm seine zu Antwerpen gefangen gemachte Leute wieder heraus, und Lebensmittel genug, um seine Truppen nach Dynkirchen zurückführen zu können. Der Herzog von Parma nuzte die unter diesem geschwächten Heer eingerissene Unordnung, schlug es bey Steinsbergen, und nöthigte den Rest desselben nach Frankreich zurück zu gehen.

Heinrich III. hatte seinen Bruder mit Gelde, bey seinem Unternehmen in den Niederlanden, nie unterstützen können; denn er verschwendete unermeßliche Summen mit seinen Lieblingen, den Herzogen von Joyeuse und Epernon, die er zu Pairs von Frankreich erklärt, und ihnen den Rang unmittelbar nach den Prinzen vom Geblüte ertheilt hatte. Den erstern verheirathete er, mit dem unsinnigsten Aufwande, an die Schwester seiner eignen Gemahlin, und dies geschah zu einer Zeit, wo das Reich durch Pest, und Hunger heimgesucht war. Er erschöpfte jedes Mittel des Staats, Geld aufzubringen, und der Marquis von O, sein Aufseher über die Einkünfte, brachte ungeheure Summen durch, die mit großer Mühe von der Geistlichkeit waren erhoben worden. Ueberall zeigte der Plan seiner Lebens-Art, und Regierung, die schrecklichste Widersinnigkeit, und Verstandesschwäche an. Wenn er des Nachts sich mit seinen Lieblingen in der schändlichsten Sinnlichkeit übernommen hatte, erschien er oft bey Tage in der Kleidung eines Bußfertigen, mit einem Kittel von grober Leinwand, und einer Geissel, nebst einem Rosenkranze, an seinem Gürtel hängend. Seine Reisen waren Wallfahrten nach Klöstern, wo er sich oft verweilte, und den Namen: Mönch Heinrich führte. Er stiftete

zu

zu Paris eine geistliche Brüderschaft von Büßenden, mit welcher er selbst öffentlich herumzog, das Gesicht mit einer Masque bedeckt.

Diese unsinnige Abwechselung von wollüstigem, und andächtigem Leben machte ihn in den Augen seines Volks verächtlich, und er ward selbst in Predigten darüber getadelt. Wenn überall bey einem so verkehrten Beginnen ein Plan statt finden konnte, so war es der: eine dritte Parthey im Reiche zu errichten, die blos ihm ergeben wäre, und ihn über die Protestanten sowohl, als über die Ligue erheben könnte; allein im Grunde that er nichts anders, als daß er durch sein widersinniges Betragen der Ligue, unter dem Herzog von Guise, immer mehr Zuwachs verschaffte.

Die beyden Günstlinge Heinrichs erlangten eine so unumschränkte Gewalt über ihn, daß er sogar auf den Einfall gerieth, seine Länder unter sie zu theilen, und den Pabst deshalb zu Rathe zog. Die Königinn von Navarra merkte seine Absicht, und der König glaubte, sie hätte einen von seinen Boten aufgefangen, weshalb er sie in Verhaft nehmen ließ, und unter Begleitung einer Wache sie zu ihrem Gemahl schickte.

Auch

Auch die Königinn Mutter war ihres Einflusses über den König durch jene beyden gänzlich beraubt worden, und sie verband sich jezt mit der Ligue, um die Regierung ihres Sohns zu verwirren, da er ihren Rath nicht mehr annehmen wollte. Das Haus Guise erbot sich gegen den Herzog von Anjou, ihn zum Oberhaupt der Ligue zu machen; allein sein Muth war durch Verdruß über den schiefen Gang seiner Sache in den Niederlanden geschwächt, so wie seine Gesundheit, und Vermögen durch Schwelgerey. Aus Leichtsinn entweder, oder aus Gewissensregung entdeckte er dies Anerbieten seinem Bruder, und das gute Vernehmen zwischen beyden schien dadurch eine Zeitlang sehr groß, als der Herzog, in der Mitte des 1584sten Jahres plötzlich starb, und dadurch die Ligue in Verlegenheit setzte.

Heinrich von Navarra ward nun der vermuthliche Kronerbe Heinrichs III.; allein hierbey konnte die Ligue nicht ruhig seyn, daß ein Ketzer den Thron von Frankreich einst besitzen sollte. Herzog Heinrich von Guise bekam also einen neuen Vorwand, seinen Eyfer ausbrechen zu lassen, und sein Bruder der Cardinal, nebst den Herzogen von Lothringen, Mayenne, und Nevers waren, nebst ihm, die Häupter dieses Bündnisses,

nisses, zu dem auch des Königs Mutter sich gesellete, die damit umgieng, die Krone auf ihren Enkel, den Prinzen von Lothringen, zu bringen. Die Anhänger der Ligue hielten in eben diesem Jahre eine Zusammenkunft bey Nancy, worinn beschlossen ward, weder den Hugonotten, noch den Deutschen zu nah zu treten, sondern bloß die Beschwerden dem Könige vorzulegen, welche die Nation durch die Macht seiner Günstlinge leiden müßte. In einer andern zu Joinville ward darüber zu Rath gegangen: wer zum Haupt der Ligue erklärt werden sollte, und der Herzog von Guise, der zwar nicht den Namen darzu hergeben, in der That aber doch regieren wollte, schlug den alten Cardinal von Bourbon vor, einen schwachköpfigen, aber eyfrig katholischen Herrn, dem er mit der Hofnung schmeichelte, daß er, als der Bruder des verstorbenen Königs Anton von Navarra, wenn dessen Sohn als ein Hugonott vom Thron ausgeschlossen würde, das nächste Recht zu demselben hätte. Diese Lockspeise verfehlte ihrer Wirkung nicht, und der Cardinal ließ sichs gefallen, das Haupt des h. Bundes zu werden. Es ward, unter seinem Namen, eine Erklärung bekannt gemacht, in welcher die Ligue die Ursachen darstellte, warum sie sich entschlossen habe, zur Erhaltung des wahren Glaubens, und zur Abschaffung der im Reich

eingeschlichenen Unordnungen die Waffen zu ergreifen.

Diese überall verbreitete Urkunde machte bey den Catholicken grossen Eindruck, und viele Grossen verliessen Heinrichs Hof, um zu den Verbündeten überzugehen. Der König sah seine Gefahr wohl ein, bewieß aber in Abwendung derselben mehr Klugheit, und Muth als man ihm zutraute; er ließ sich oft öffentlich sehen, und erklärte durch ein Manifest alle Verbindungen, wie die Ligue war, für Hochverrath. Auch schafte er eine Menge neuer Auflagen ab, und erließ 700,000 französische Livres von seinen eignen Einkünften. Mit dem König von Navarra suchte er, bey ihrer gemeinschaftlichen Gefahr, auch gemeine Sache zu machen, und lud ihn ein, an seinen Hof zu kommen, aber auch wieder zur katholischen Kirche zurück zu kehren, weil er anders keine Sicherheit hätte. Allein dieser betrug sich, so wenig er auch vor der Hand ein Mittel kannte, der ihm drohenden Gefahr zu entgehen, doch mit Anstand, und Würde, schlug beydes aus, an den Hof zu kommen, und seine Religion zu ändern, bis er des Irrthums bey derselben überzeugt wäre, bewürkte indeß eine Aussöhnung zwischen Heinrichen, und dem Marschall Montmorenci.

Es

Es zeigte sich sehr bald, daß Heinrichs entschlossener Muth, sich der Ligue zu widersetzen, nur scheinbar, und gezwungen gewesen; denn, anstatt mit einem Heere wider den Herzog von Guise im Felde zu erscheinen, ließ er sich von seiner Mutter bereden, mit der Ligue in Unterhandlung zu treten, und diesen Aufrührern alle ihre hochgetriebnen Forderungen zu bewilligen. Der Herzog von Guise war im Anfange des Jahrs 1585 an der Spitze von nur 5000 Mann zu Felde gegangen, und jezt wär es Heinrichen noch möglich gewesen, die Ligue zu unterdrücken, die auf nichts geringers ausgieng, als ihn bey seinen Unterthanen verächtlich, und verhaßt zu machen, auch wo möglich, des Throns zu berauben. In dem Manifest des Cardinals von Bourbon sowohl, als in Predigten ward wider ihn, als einen Beherrscher ohne Ansehn, geeyfert, und der Nation die Gefahr vorgestellt, die ihr bevorstünde, einen ketzerischen König zu bekommen. Hätte die Ligue den Pabst Gregor XIII. dahin bringen können, ihr kräftigst beyzutreten, so ist wohl kein Zweifel, sie würde gegen Heinrichs III. Person etwas gewaltsames unternommen haben; allein dieser wollte hierinn auf keine Weise willigen, obwohl er mündlich erklärte: der Krieg gegen alle Feinde der katholischen Religion sey ge-

recht,

recht, wenn sie gleich von königlicher Würde wären.

Der König von Navarra schrieb an Heinrichen einen Brief voll Ehrfurcht, und Liebe, worinn er ihm seine treuen Dienste anbot; dem Herzog von Guise hingegen schickte er, zur Verhütung des Bürgerkriegs, eine Ausforderung zu, entweder allein oder in Begleitung so vieler Freunde, als er ernennen würde, mit ihm, und seinen Freunden zu fechten. Dieser aber antwortete: er habe keinen Streit mit ihm persönlich, sondern allein die Sache der katholischen Religion zu führen. Er überfiel, ehe man sich von Seiten des Königs wider ihn in Verfassung setzte, Verdün, und Mezieres, würde auch, wenn der Herzog von Epernon nicht zu wachsam gewesen wäre, Metz erobert haben; die Stadt, und Festung von Lyon gerieth auch den Verbündeten in die Hände. Orleans, und die meisten Städte der Picardie wurden von der Ligue erobert, aus Marseille aber, dessen sich die Liguisten durch Verrätherey bemächtigt hatten, wurden sie wieder vertrieben, und Bourdeaux ward durch den Marschall von Matignon dem Könige noch erhalten.

Die Königin Mutter unternahm die Vermittelung zwischen dem König, und der Ligue. Heinrich versprach durch ein Manifest denen von seinen Unterthanen, welche die Waffen niederlegen würden, Verzeihung, und Rheims ward zum Ort der Zusammenkunft zwischen der Königin, und den Verbündeten gewählt. Ihre Forderungen waren hart, und für Heinrichen schimpflich; denn sie verlangten: er solle die Protestanten zwingen, ihre Sicherheitsplätze abzutreten, und der Stadt Genf seinen Schutz entziehen. Ferner sollte er alle zum Vortheil der Protestanten vorhin ergangne Edikte widerrufen, und ein neues bekannt machen, durch welches nur der katholische Glaube im Königreich eingeführt würde, ihnen selbst, den Verbündeten, sollte er die vornehmsten Plätze seines Reichs zur Sicherheit übergeben, und ihnen, zur Bezahlung ihrer Truppen, Vorschuß thun.

Da die Königin Mutter, aus Furcht vor der täglich zunehmenden Macht der Ligue, und aus Haß gegen Heinrichen von Navarra, durchaus Frieden zu haben verlangte, so mußte sichs ihr Sohn gefallen lassen, auf diese schändliche Bedingungen den Frieden von seinen aufrührerischen Unterthanen zu erkaufen. Er ward zu Nemours im J. 1585 bekannt gemacht, und

und noch besonders verordnet: daß alle, die nicht katholisch werden wollten, binnen 6 Monat, die protestantischen Prediger aber binnen einem das Reich verlassen sollten. Der König bestätigte alles, was die Ligue gethan, gab jedem ihrer Häupter eine Leibwache, und bestimmte für jeden die Sicherheitsplätze, die sie verlangten; kurz dieser Friede war der Triumph der Aufrührer, die nun über des Königs Ansehn, und Gewalt völlig siegten.

Heinrich von Navarra ward über diesen schändlichen Frieden so bestürzt, daß beym Lesen der Nachricht davon die eine Seite seines Barts auf einmal grau wurde. Er erhielt eine nochmahlige Einladung von Heinrich III., der den Krieg mit ihm zu vermeiden wünschte, an den Hof zu kommen, und seiner Ketzerey zu entsagen; allein dieser behielt klüglich seine Freyheit, und das Schwerd in der Hand, um seine Gerechtsame aufs äusserste zu vertheidigen.

Heinrich III. war durch den Vertrag mit der Ligue nichts weniger denn gebessert, sondern mehr noch, als vorher, in der Gewalt der Verbündeten. Ein Anhänger derselben, la Rocheblond, der blos ein Bürger zu Paris war, legte damals den ersten Grund

zu der berufnen Ligue der Sechszehn, deren Absicht war, Paris in der genauesten Verbindung mit der großen Ligue zu erhalten. Sie bestand aus Pfarrern, Advokaten, und Bürgern; ihr Nahme aber kam daher, weil sechsen ihrer Mitglieder die 16 Quartiere von Paris zugetheilt waren, um darinn Anhänger zu werben. Sie breitete sich sehr geschwind aus, und ward von den Häuptern der grössern Ligue, mit glücklichem Erfolge wider den König gebraucht.

Der Marschall Montmorenci bekannte sich zwar noch immer zum katholischen Glauben, erklärte aber dabey freymüthig, daß er ein Feind aller Religions-Verfolgung, und jeder Verbindung zu dieser Absicht mit fremden Mächten sey, hingegen die Verfassung des Reichs aufrecht zu erhalten wünsche. Auch der Papst Sixtus V. der klügsten einer, die je auf dem römischen Stuhle gesessen, billigte die Ligue nicht, sondern nannte sie bey ihrem wahren Namen, eine schändliche Rottirung wider die königliche Gewalt. Sein Haß gegen Spanien ließ ihm nicht zu, diese Aufrührer wider ihren rechtmäßigen König in Schutz zu nehmen, obwohl er übrigens den Wachsthum der Protestanten in Frankreich nicht zu gestatten willens war. Da er sich als den unumschränkten Austheiler von Kö-

nig-

nigreichen ansah, so achtete er auf die Ansprüche des Cardinals von Bourbon nicht, bewilligte aber dem Herzoge von Nevers eine Bulle, worinn er alle die in den Bann that, die wider den König die Waffen ergreifen würden. Dieser Herzog war zwar selbst einer von den Häuptern der Ligue, aber doch gesonnen, dem Könige treu zu bleiben, worinn ihn auch der Pabst bestärkte, und ihm die schlimmen Folgen der Ligue vorstellte, daß nemlich Heinrich III. dadurch könnte gezwungen werden, sich zur Erhaltung seiner Krone, den Protestanten in die Arme zu werfen. Bald hernach that er den König von Navarra, und den Prinzen von Condé in den Bann, nannte sie die unächten Abkömmlinge des Hauses Bourbon, und erklärte sie alles Rechts auf die Thronfolge in Frankreich verlustig. Der König von Navarra ließ diesen Frevel des Pabsts nicht ungeahndet hingehen, sondern an den Thoren des päbstlichen Pallasts zu Rom Schriften anschlagen, worinn Sixtus V. förmlich Lügen gestraft wurde, und seine Bulle durch eine Berufung auf die Pairs von Frankreich zernichtet ward. Sixtus konnte sich nicht enthalten, diesen herzhaften Feind hoch zu achten, der seinen Aussprüchen so freymüthig zu widersprechen wagte.

Heinrichen III. fehlte es an diesem Muthe, durch den er seine Würde, und Macht hätte retten können, wenn er sich auf die Seite des Königs von Navarra, und der gemäßigten Catholicken, geschlagen hätte, deren Haupt Montmorenci war. Allein er blieb in den Fesseln der Ligue, und diese zwang ihn, noch im Herbste 1585, zu einer scharfen Verordnung: daß seine Unterthanen, binnen 14 Tagen, die katholische Religion annehmen, oder ihre Güter verwirkt haben sollten. Man fieng an, diesen grausamen Befehl strenge zu vollziehen, und der König von Navarra that eben dies mit den Gütern der Catholicken in seinem Gebiete, wodurch viele tausende in das größte Elend geriethen. Allein die Anhänger der Ligue schadeten, durch diese Gewaltthaten, ihrer Sache am meisten; denn alle Catholicken, denen die ursprüngliche Verfassung des Vaterlandes werth war, verabscheueten ihr Verfahren.

Es war unerklärlich, wie die Nation so bethört werden konnte, nicht zu sehen, daß die größte Macht der Ligue wider den König selbst gerichtet war. Der Herzog von Epernon war der einzige Große, der sich für einen Feind von jedem, wer er sey, erklärte, der seinem Könige entgegen wäre, und er sezte sich mit sei-

seinem Bruder la Valette, an der Spitze eines Heers, sowohl gegen die Hugonotten, als die Anhänger der Ligue. Heinrich von Navarra war die Seele der ersten, und nach ihm der Prinz von Condé, nebst Lesdiguieres; allein weil er zu schwach war, dem Herzog von Mayenne, der in Guienne wider ihn das Heer der Verbündeten anführte, im Felde sich zu widersetzen, so muste er nur vertheidungsweise gehen. Der Marschall Matignon war Anführer der Liguisten in der Gegend von Bourdeaux; allein er gieng so gemäßigt dabey zu Werke, daß jener ihn als einen Verräther der Ligue bezeichnete, und sich nach Hofe begab, über ihn Klagen zu führen. Der Herzog von Guise war der einzige unter den Anführern der Ligue, der bey großen Fähigkeiten große Dinge ausführte. Mit einem kleinen Heere that er in Champagne, und Burgund seiner Sache weit mehr Dienste, als alle mit ihm verbundne Feldherren.

Heinrich von Navarra war damals in einer gefährlichen Lage. Nicht nur der König, und die Ligue waren wider ihn, sondern auch seine eigne Gemahlin handelte, seit er vom Pabste war in Bann gethan worden, feindseelig gegen ihn. Er verfuhr, als Krieger, den ganzen Feldzug über, sehr klug, nur brachte

ihn seine mächtige Neigung fürs andre Geschlecht mehr denn einmal in Gefahr, dem Herzog von Mayenne in die Hände zu fallen. Der Prinz von Condé hatte, mit englischem Gelde unterstützt, um Saintonge her den Krieg lebhaft geführet, und den Herzog von Mercoeur aus Poitou vertrieben. Lesdiguieres eroberte einen Theil von Dauphiné. Die Rocheller machten noch immer einen besondern protestantischen Freystaat aus. Sowohl Heinrich von Navarra, als der Prinz von Condé suchten sie dahin zu bringen mehr mit ihnen gemeine Sache zu machen, indem sie den Hafen Brouage zu zerstöhren bedacht waren, der, dem Handel von Rochelle nachtheilig schien. Allein der Prinz von Condé hob zur Unzeit die Belagerung dieses Orts auf, um seine Parthey zu unterstützen, welche das Schloß zu Angers überfallen hatte; aber noch eh er ankam, war es schon verlohren. Der Prinz muste sich, von dem Marschall Biron verfolgt, zurückziehen, die Belagerung von Brouage ward aufgehoben, und Heinrich von Navarra war nun der ganzen Macht der Catholicken alleine ausgesetzt.

Heinrich III. begriff immer mehr, wiewohl er sichs nicht öffentlich äussern durfte: daß der Fortgang der Ligue ihm schädlicher seyn würde, als das Glück der

der Hugonotten. Doch gestand er jedem, auf den er einiges Vertrauen setzte: er betrachte die Verbündeten als seine ärgsten Feinde, und den Feldherren, auf die er sich verlassen konnte, gab er geheimen Befehl, zu verhüten, daß die Ligue nicht in den Plätzen, die sie inne hätte, festen Fuß faßte. Als der König von Navarra indeß es dahin brachte, daß die protestantischen deutschen Fürsten im J. 1586 durch Abgeordnete bey ihm Fürspruch für seine hugonottischen Unterthanen thun ließen, getrauete sich Heinrich, aus Furcht vor der Ligue, gleichwohl nicht, ihnen höflich zu begegnen. Vielmehr sagte er ihnen: ihre Herren hätten kein Recht, sich in die Händel seines Reichs zu mengen, obwohl er voraus sah, daß diese Antwort das Anrücken deutscher Hülfsvölker für die Hugonotten beschleunigen würde.

Niemand überall war schwächer, und unglücklicher im ganzen Reiche, als der König selbst, der die ihm getreue Parthey der Hugonotten durch eine andre muste bekriegen lassen, die seiner Macht den Untergang geschworen hatte. Dagegen war der Herzog von Montmorenci, der sich zu keiner Parthey schlüg, der einzige, welcher das Gleichgewicht zwischen beyden hielt. Er bekam von Spanien, und Savoyen große Hülfs-

gelder, denn beyde traueten den Guisen nicht, weil diese vom Pabste zu sehr abhiengen, und auch der Pabst war ihm gewogen, weil er von den Hugonotten als von Ketzern sprach. Beyde Könige, der von Frankreich, und der von Navarra aber betrachteten ihn als einen zuverläßigen Mann, weil er die Verbündeten, bey jedem Anlaße, als Feinde des Vaterlands behandelte.

Der Herzog von Guise, und dessen Anhänger, kannten Heinrichs III. geheime Gesinnungen, und thaten alles, was sie konnten, ihn bey den Catholicken verhaßt zu machen. Der König wuste sich auf keine andre Art gegen diese Feinde seines Ansehens zu schützen, als durch einen Frieden mit seinen bessergesinnten Hugonotten. Er bediente sich hierzu abermals seiner arglistigen Mutter, die, auf dem Schloße St. Brix, in Begleitung des Herzogs von Nevers, und des Marschalls Birons, eine Unterredung mit jenen hielt. Der König von Navarra widerstand diesmal allen Angriffen ihrer Sirenen, und da sie keine Vollmacht hatte, den Protestanten eine Duldung der Religion anzubiethen, konnte sie blos einen Stillstand bis zum Frühjahr 1587 bewürken. Die Lage, worinn sich Heinrich befand, war übrigens so verzweifelt, daß

er

er sich nicht enthalten konnte, zum Marquis von Resny, dem ersten Minister Heinrichs von Navarra, der auf sein Verlangen zu ihm gesandt war, zu sagen: er wolle seinem Herrn erlauben, 20000 protestantische Schweizer in Sold zu nehmen, wofern er versprechen wollte, sie wider die Bundsgenossen zu brauchen.

Die Freyheit der Ligue wuchs indeß täglich, und der Herzog von Mayenne war zu Paris das Orakel der Ligue der Sechzehn, welche nichts unterließ, das Heinrichen den Catholicken von der gehäßigsten Seite vorstellen konnte. Seine Aufpasser gaben ihm im J. 1587 von einem Anschlage Nachricht, den diese Treulosen gefaßt hätten, ihn zu Paris in Verhaft zu nehmen, und an den Herzog von Guise zu schicken. Die Sache schlug nun zwar fehl, aber der König war doch so sehr in Furcht vor der Ligue, daß er es nicht wagen durfte, den Herzog, oder seine Anhänger, zur Rechenschaft zu fordern, sondern zufrieden seyn muste, daß jener Paris verließe.

Ohne den Beystand der Königinn Elisabeth war indeß der König von Navarra mit seiner Parthey dem Untergange nahe; allein sie half ihm wieder mit Gelde

auf, und verwendete sich für ihn bey den protestantischen Fürsten in Deutschland so nachdrücklich, daß diese ein neues Bündniß mit ihm schlossen, und, gemeinschaftlich mit den Schweitzern, 28000 Mann zu seinem Beystande aufbrachten.

Heinrich III. sah sich abermals gedrungen, entweder auf die Seite der Ligue, die gegen ihn treulos dachte, oder auf die der Protestanten zu treten. Zu Rettung seines Ansehens wäre nun das leztere unstreitig das klügste gewesen, was er hätte thun können; aber er war zu sehr Sclave seiner Religions Schwärmerey, als daß er die glücklich eingeleitete Verbindung mit dem König von Navarra hätte fortsetzen wollen. Daher entschloß er sich, mit der Ligue gegen die bessergesinnten seiner Unterthanen aufs neue gemeine Sache zu machen, obwohl der Herzog von Guise ihm bey einer Unterredung zu Meaux im J. 1587 die trotzigsten, und schimpflichsten Vorwürfe machte, die Aufrührer ungescheut vertheidigte, und ungestüm auf die Verfolgung der Protestanten drang.

Die deutschen Hülfsvölker waren eben damals im Begriff über die Loire zu gehn, und sich mit dem Könige von Navarra zu vereinigen. Dies glaubte Hein-

Heinrich III. aus allen Kräften verhindern zu müssen, und die Vorwürfe des Herzogs hatten ihn so sehr aus seiner wollüstigen Trägheit aufgeweckt, daß er selbst den Entwurf zu den Unternehmungen der Verbündeten wider die Deutschen machte, und dabey die größten Fähigkeiten, im Felde sowohl als im Cabinette, zeigte. Er gab dem Herzoge von Guise ein Heer anzuführen, welches die Bewegungen der Deutschen beobachten, und hindern sollte, daß sie keinen wichtigen Platz eroberten. Er selbst wollte mit einem zweyten Heere ihren Uebergang über die Loire aufhalten.

Der Herzog von Joyeuse, einer der Lieblinge Heinrichs III. muste, an der Spitze eines dritten Heers, dem König von Navarra entgegen rücken, der sich mit den Deutschen zu vereinigen suchte, und Matignon sollte von der andern Seite ihn einschließen. Beyde trafen an dem Flecken Coutres zusammen, und hier war es, wo Heinrich von Navarra die ersten Lorbeern in einem glücklichen Treffen brach. Er sah sich zwischen zween Flüssen eingeschlossen, und muste also schlagen, obwohl er weit schwächer, an Reuterey besonders war, als seine beyden Gegner. Er machte seine Anordnungen, wie ein großer Feldherr, im Treffen selbst aber focht er, an der Spitze seiner Leute,

wie

wie ein gemeiner Soldat, war überall, wo der Kampf am hitzigsten war, und nahm verschiedne Feinde mit eignen Händen gefangen. Nach einem kurzem, aber blutigem Gefecht erklärte sich der Sieg für ihn vollkommen. Der Herzog von Joyeuse blieb, nebst seinem Bruder, und mit ihnen 400 vom Adel, die als Freywillige dienten, nebst 5000 von gemeinen Kriegern. Der Sieger hatte nur wenig Leute verlohren, was aber seinen Sieg noch erhöhete, war die ungemeine Mäßigung, und Großmuth, die er gegen die Gefangnen äusserte. Er ließ sie fast alle, ohne Lösegeld loß, machte einigen sogar Geschenke, ob er wohl sehr arm war, sorgte für die Verwundeten, und bejammerte laut die unseeligen Folgen des Bürgerkriegs.

Es war Heinrichs Schicksal, zu siegen, nicht aber die Folgen seines Siegs zu nützen; denn anstatt entweder über die Loire zu gehn, und sich sogleich mit seinen deutschen Hülfsvölkern zu vereinigen, oder sich in der Eil von Saintonge, Angounais, Poitou, und den Gegenden umher Meister zu machen, die Matignon unbedeckt gelassen hatte, gieng er nach Bearn, wo er seine gesammleten Lorbeern der Gräfin von Grammont zu Füssen legte. Hierdurch bekamen

die

die Umstände seiner Parthey eine solche Wendung, die sie dem Untergang nahe brachte. Man hat zwar der Eifersucht des Prinzen von Condé die Schuld dieses falschen Schrittes beymessen wollen, weil er den König von Navarra zurückgehalten hätte, damit dieser nicht noch mehr Lorbeern erndten möchte. Allein der Beweg Grund zu dieser Fahrläßigkeit sey, welcher er wolle, so ist gewiß, daß die Folgen derselben für die Protestanten höchst traurig waren.

Der Herzog von Guise, eben so tapfer, als Heinrich von Navarra, aber thätiger, gieng dem Heer der Deutschen stets zur Seite, und fand Gelegenheit, ihnen, bey einem zweymaligen Ueberfalle, großen Schaden zu thun. Er hieb bey 1200 von ihnen nieder, und machte viele gefangen. Da nun ohnedieß unter ihnen keine Ordnung, noch Eintracht herrschte, konnten sie sich in einem feindlichen Lande nicht so lange halten, bis der König von Navarra wieder im Stande war, zu Felde zu gehen. Die Schweitzer, die bey dem Heere waren, nahmen überdem theils Dienste bey Heinrich III., theils giengen sie nach ihrer Heymath zurück, und so sahen sich denn auch die Deutschen gezwungen, mit dem König, und der Ligue einen Vergleich zu schließen, worauf sie Frankreich räum-

ten

ten, und dem Herzog den ehrenvollen Titel eines Befreyers des Vaterlandes verschafften.

Der Prinz von Condé starb im März 1588 plötzlich zu St. Jean d'Angeli, nachdem er mit seiner Gemahlin zu Abend gegessen hatte, in seinem 35sten Jahre. Es fanden sich bey Eröfnung seiner Leiche Spuren der Vergiftung, man zog deßwegen seine Gemahlin in Verhaft, sie ward aber, nach 6jähriger Gefängniß, vom Parlemente vor unschuldig erkläret, und der Urheber seines Todes blieb verborgen. Er war ein Herr von großen Verdiensten, und guter Gemüthsart, nur daß ihn seine Eyfersucht gegen den König von Navarra zuweilen verleitete, der Sache, für die sie beyde stritten, zu schaden. Ein halb Jahr nach seinem Tode gebahr seine Gemahlin einen Prinzen, der nachher unter dem Namen des großen Condé berühmt ward.

Der Herzog von Guise nützte die Gunst des Volks darzu, Heinrichen III. alles Ansehens völlig zu berauben, so daß ihm nichts als der Titel eines Königs übrig blieb. Es kam so weit, daß einige Lehrer der Sorbonne in einer Versammlung den Ausspruch thaten: ein Fürst könne, wegen schlechter Regierung, abgesetzt werden,

wie

wie man einen verdächtigen Vormund absetzte. Heinrich verwieß zwar diese Frechheit der theologischen Fakultät ernstlich, und drohete ihr, weil sie aber nicht bestrafet ward, so machte solches die Anhänger der Ligue nur noch verwegner.

Die Häupter derselben kamen im J. 1588 zu Nancy zusammen, und setzten eilf Bedingungen, welche Heinrich eingehen, oder ausschlagen sollte. Vermöge derselben sollte er sich offenbar für die Ligue erklären, die Schlüsse der Versammlung von Trident annehmen, die Inquisition in den vornehmsten Städten seines Reichs einführen, keinen gefangnen Protestanten begnadigen, der nicht seine Ketzerey abschwören, und zum katholischen Glauben übertreten wollte; auch sollt' er die der Ligue verdächtige Personen von seinem Hofe wegschaffen, und in ihre Stellen andre setzen, die sie ihm vorschlagen würde, einige wichtige Plätze seines Reichs endlich der Ligue einräumen, um Festungen darinn anzulegen.

So sehr auch Heinrich III. sich verstellen gelernt hatte, konnt' er doch seinen Unwillen nicht verbergen, als ihm diese für sein königliches Ansehn höchst unanständige Bedingungen durch den Herzog von Guise über-

überschickt wurden. Er versprach, sie zu überlegen. Die Frechheit der Sechzehner gieng so weit, daß sie Heinrichen in der Fasten bey einem andächtigen Aufzuge, gefangen zu nehmen beschlossen. Poulain gab ihm davon Nachricht, und er ließ hierauf die Oberhäupter dieser Rotte vor sich fordern, denen er drohete, sie alle aufhängen zu lassen, wodurch sie so sehr erschreckt wurden, daß sie den Herzog von Guise baten, eiligst zu ihrem Beystande nach Paris zu kommen. Poulain gab dem Könige den guten Rath, sie alle zugleich aufheben zu lassen, da sie in einem Hause versammlet waren; allein seine Mutter, und sein Günstling Villequier hintertrieben solches, und riethen ihm bloß, dem Herzoge zu befehlen, daß er nicht nach Paris käme. Weil aber nicht Geld genug da war, diesen Befehl durch einen ausdrücklichen Boten fortzuschicken, so konnte der Herzog füglich vorgeben, ihn nicht empfangen zu haben, als er dem ohngeachtet in Paris erschien, und von der Königin Mutter verlangte: sie sollte ihn bey dem Könige einführen.

Der König, der durch Poulains gute Kundschaft einem zweyten Anschlage kaum entgangen war, den die Herzogin von Montpensier gefaßt hatte, ihn auf einer Spatzierfahrt aufheben zu lassen, kam jetzt, über die

die Verwegenheit des Herzogs, ganz aus seiner Fassung. Er sagte: er wollte darein willigen, ihn zu sehen, um ihn vor seinen Augen ermorden zu lassen, und fragte einige von seinem Hofe: ob sie bereit wären, seine Befehle zu vollziehen? Allein die Königin Mutter, und Villequier brachten ihn von diesem gewaltsamen Entschlusse wieder zurück.

Der Herzog begab sich, unter dem frohen Zurufe des Volks, das ihn den Retter des Vaterlandes, den Vertheidiger des Glaubens nannte, zum Könige. Der König empfieng ihn nicht gnädig, und der Herzog fieng an, für seine Sicherheit zu fürchten. Doch kam er von einer nochmaligen Unterredung unangetastet zurück, und nun erst befahl Heinrich: alle Fremde sollten Paris verlassen. Weil auch, seitdem der Herzog in der Stadt sich befand, aller Anschein zu einem Aufruhr da war, so ließ der König 4000 Schweitzer, und 2000 französische Soldaten die Stadt besetzen, doch mit dem ausdrücklichen Befehle, kein Feuer zu geben. Dies war der größte Fehler, den Heinrich begehen konnte; denn nun wurden diese Truppen leicht gehindert, die wichtigsten Plätze der Stadt zu besetzen.

Die Empörung brach nun aus, und die Studenten der hohen Schule, samt den Bürgern, griffen zu

den Waffen, verrammelten die Straßen, und schlossen die königlichen Truppen so ein, daß diese sich zuletzt ergeben, und nach dem Louvre zurück führen lassen mußten. Heinrich, der sich in seinem Pallaste eingesperrt fand, und von einem Anschlage hörte, den die Aufrührer gefaßt hätten, solchen von der hintern Seite zu bestürmen, um so sich seiner zu bemächtigen, entkam durch eine schleunige Flucht nach Chartres.

Die Königin Mutter, und der Herzog hatten unterdessen zum Schein sich in Unterhandlungen eingelassen, wobey aber keiner aufrichtig zu Werke gieng, sondern jeder nur Zeit zu gewinnen suchte. Als der Herzog glaubte, sich der Bürger vollkommen versichert zu haben, weigerte er sich, länger Unterhandlung zu pflegen. Die Königin Mutter gieng indeß nochmals zu Fuß nach seinem Pallast, und er war eben im Begriff, ihr seinen letzten Entschluß zu sagen, als die Nachricht einlief: der König sey entkommen. Hierüber gerieth der Herzog in die größte Bestürzung, rief laut: die Königin habe ihn, zu seinem Verderben, so lange hingehalten, und zeigte dadurch deutlich, daß er Willens gewesen sey, sich der Person des Monarchen zu bemächtigen, um ihm nur den Titel eines Königs, ohne die geringste Gewalt, zu lassen. Der Tag, da

diese

diese Empörung ausbrach, im May 1588, ward der Tag der Verrammelungen genannt.

Alles ließ sich nun zur schrecklichsten Erneuerung des bürgerlichen Kriegs an. Der Herzog ließ allen auswärtigen Gesandten Wachen, und Schuzbriefe geben; der englische allein, Stafford, wollte keins von beyden annehmen, indem er erklärte, daß er dergleichen nur vom Könige, nicht von dessen Unterthanen, erwarte.

Heinrich kam, in sichtbarer Unruhe, zu Chartres an, ward aber von dem Bischoffe daselbst, wie es einem Monarchen anständig war, empfangen. Er ließ sogleich ein Manifest, wider die verrätherischen Unternehmungen der Pariser ergehen, welches aber mehr eine Schutzschrift für sein Verhalten war. Der Herzog stellte, sobald die Hauptstadt in seiner Gewalt war, Ordnung, und Ruhe darinnen, durch sein Ansehen, bald wieder her. Allein er ward bald inne, daß nicht alle Einwohner auf seiner Seite wären, und er sich auf die Anführer seiner Parthey nicht verlassen könne, welches meist unsinnige Schwärmer waren. Am meisten war das Parlement mit ihm unzufrieden, dessen erster Präsident, Achilles von Harley, die seltene Ent-

schlossenheit zeigte, ihm, da er ihn besuchte, zu sagen: „Es ist ein Jammer wenn der Knecht seinen Herrn verjagt: übrigens gehört meine Seele Gott, und mein „Herz meinem Könige zu; mein Leib aber ist in den „Händen der Bösen, sie mögen damit machen, was „sie wollen."

Die Stadt schickte Abgeordnete nach Chartres, welche den König wegen des vorgegangenen, um Verzeihung bitten musten. Die Königin Mutter gieng mit ihnen, und der König, der sich eben in der Hauptkirche befand, verziehe den Parisern, unter der Bedingung, daß sie künftig gegen ihren König mehr Unterwürfigkeit bewiesen, wobey er ihnen drohete, seinen Hof, und alle Gerichtskammern von der Hauptstadt wegzuziehen, wenn sie ihn von neuem beleidigten.

Der Herzog, dem der Schritt, welchen das Parlement, und die Stadt gegen Heinrichen gethan hatte, nicht gefiel, war geneigt, einen Vergleich mit dem Könige einzugehn, weil er sich von diesem mehr Nachgiebigkeit versprach. Auch war der König davon nicht abgeneigt, der dadurch Zeit zur Rache zu gewinnen hofte, und sich übrigens gänzlich von seiner Mutter, so wie von seinen schwärmerischen Religions-Begriffen, leiten

leiten ließ. Er gieng nach Rouen, wohin ihm die Verbündeten ihre Bedingungen überschickten, die fast eben dieselben waren, als die, welche er vorhin mit so vielem Unwillen verworfen hatte. Er ließ sich solche, so übermüthig, und für sein königliches Ansehen schimpflich sie auch waren, dennoch gefallen, und es ergieng ein Befehl, worinn statt des Worts: Ligue, Union der Katholicken, gesetzt war, daher man es das Unions-Edikt nannte. Darinn ward verordnet, daß alle seine Unterthanen, bey Strafe der Einziehung ihrer Güter, sich zum katholischen Glauben bekennen, und der König nie einen Frieden, noch Stillstand, mit ihnen eingehn, sondern zu ihrer Ausrottung zwey Heere unterhalten solle. Durch diesen Vergleich kam nun das Ansehen des Königs völlig an die Ligue, und ihm blieb nichts, als der leere Titel eines Monarchen.

Heinrich weigerte sich zwar standhaft, wieder nach Paris zu kommen, doch war er gegen die Häupter der Ligue verschwenderisch mit Gnadenbezeugungen. Den Kardinal von Bourbon erklärte er zum ersten Prinzen vom Geblüte, den Herzog von Guise aber zum obersten Befehlshaber über alle Heere, mit allen Rechten eines Connetable. Seinen Liebling, den Herzog von Epernon, entfernte er vom Hofe, und ließ ihn

seine Statthalterschaft der Normandie an den Herzog von Montpensier abtreten, wogegen er Angouleme, und Saintonge erhielt. Allein dieser verband sich, nebst seinem Bruder, la Valette, mit Lesdiguieres gegen die Ligue, und fuhren fort, im Delphinat Krieg gegen die Verbündeten zu führen, oder Vergleiche zu treffen, als ob sie unumschränkte Herren wären. Die Königin Mutter, die den Herzog von Epernon haßte, würkte bald vom schwachen Könige einen Befehl aus, vermöge dessen er aus Angouleme, durch die dasigen Einwohner, sollte vertrieben werden. Er schloß sich in die Festung daselbst ein, aber er würde der überwiegenden Menge endlich haben unterliegen müssen, wenn ihn nicht sein Bruder la Valette, nachdem er sich nur mit 30 seiner Leute lange vertheidigt, entsetzt hätte.

Heinrich brachte jetzt seine Zeit damit zu, die besten Mittel gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Guise zu überlegen, wie er seine treuesten Unterthanen, die Protestanten, vertilgen könne. Es schien, die Königin Mutter sey jetzt mit dem Herzog aufrichtig ausgesöhnt gewesen, weil sie so eifrig wünschte, daß die Krone auf das lothringische Haus kommen möchte. Der Herzog von Savoyen, der mit Spanien in genauem Verständnisse war, machte sich die Zerrüttungen

gen

gen Frankreichs zu nutz, und unter dem Vorwand, der Ketzerey den Eingang nach Italien zu versperren, trieb er die Franzosen aus allen Plätzen, welche sie in dem Marquisat Saluzzo besaßen.

Der Herzog von Guise frohlockte indeß über die allgemeine Zerrüttung, die sein Werk war, und sahe sich vom Volke, so wie von der Ligue angebetet. Durch die gute Ordnung, die er in Paris einführte, gab er einen öffentlichen Beweiß seiner Regierungs-Fähigkeit. Allein die Versammlung der Stände zu Blois, die auf den September 1588 angesetzt war, führte auch bey Heinrichen einen Zeitpunkt herzu, wo er zu der richtigen Besinnung wieder gelangte, die ihm von Natur eigen war, und die nur seine Günstlinge, so wie seine Anfälle von Wollust, und abergläubiger Schwärmerey oft mit einem Nebel überzogen. Sobald der König zu Blois angekommen war, erfolgte eine wichtige Veränderung in seinem Staatsrathe. Der Canzler Cheverny verlohr seine Stelle, und Montholon, ein berühmter Parlementsadvokat erhielt solche. Mit ihm wurden alle die entfernt, die dem Hause Guise ergeben waren, und von denen Heinrich vermuthen konnte, sie würden sich dem Anschlage widersetzen, den er jetzt fest gefaßt zu haben schien, sich des Herzogs und seines

Bruders, des Cardinals, mit Gewalt zu entledigen, und die Fesseln der Ligue um sich her zu zerreißen. Man bemerkte selbst gegen seine Mutter einen großen Kaltsinn, weil er sie, nicht ohne Grund, im Verdacht hatte, daß sie dem Hause Guise zugeneigt sey.

Es war eine zahlreiche Versammlung, bey welcher der König durch die Rede, womit er sie eröfnete, großen Eindruck machte; denn er zeigte durch die Art seines Vortrags; und die Wichtigkeit des Inhalts, wie sehr er bisher seine Geistesgaben mißbraucht habe. Obwohl er sich der katholischen Religion eyfrig ergeben bekannte, zeigte er doch auf eine meisterhafte Art, wie sehr die Grundfesten der Regierung dadurch wären erschüttert worden, daß die Häupter der Ligue, unter dem Vorwande der Religion, Bündnisse im Reiche, und mit auswärtigen Mächten errichtet hätten. Man sah, daß sie sich bey manchen Stellen dieser, mit großem Anstande gehaltenen, Rede verfärbten: da solche hernach gedruckt ward, beklagten sie sich, daß sie darinn für Rebellen gescholten würden, wobey der König so viel nachgab, daß er den Bogen, worinn sich diese Stelle befand, umdrucken ließ.

Heinrich III. war damals würklich in einer höchst gefährlichen Lage, denn so sehr sich auch der Herzog von Guise zu verstellen suchte, gieng er doch mit dem Anschlage um, den König in ein Kloster zu sperren, sich der Regierung zu bemächtigen, und die Krone an sein Haus zu bringen. Seine Schwester, die Herzoginn von Montpensier, glaubte des guten Erfolgs dieses Anschlags schon so gewiß zu seyn, daß sie die goldne Scheere bereits zeigte, mit welcher sie dem Könige die Haare abschneiden wollte. Der Pabst erhob den Eyfer des Herzogs von Guise durch schmeichelhafte Briefe, und verglich ihn, wegen seines Eyfers gegen die Hugonotten, mit Judas Maccabäus. Auch bewiesen die Anhänger desselben, dadurch, daß sie sich weigerten, den Herzog von Savoyen eher zu bekriegen, bis die Protestanten völlig ausgerottet wären, daß sie mit einem wichtigen Anschlage gegen den König umgiengen, wodurch denn endlich der feste Entschluß bey ihm erzeuget ward, an den Guisen eine blutige Rache zu nehmen.

Indeß hatte er kaum einen zuverläßigen Freund um sich, dem er seine Entwürfe hierüber mittheilen konnte; doch fand er endlich noch den Marschall von Aumont, und einige andre Großen seines Vertrauens in

dieser

dieser Sache werth. Er erzählte ihnen der Reihe nach alle die verrätherischen Anschläge des Hauses Guise gegen seine Person, von denen viele ihm durch die Prinzen aus dem lothringischen Hause selbst waren entdeckt worden. Einige derselben, die Herzoge von Mayenne, Aumale, Elboeuf, und Nemours, waren, aus Eyfersucht über die ehrgeitzigen Absichten des Herzogs von Guise, in eine besondre Verbindung unter sich getreten, welche man die carolinische Rotte nannte. Durch diese hatte Heinrich erfahren, daß man mit einem Anschlag auf seine Freyheit umgienge, der nächstens sollte ausgeführet werden.

Nach langem Ueberlegen kam es unter diesen Vertrauten Heinrichs zum Schluß: der Herzog von Guise, und sein Bruder, der Cardinal, sollten, weil sie zu mächtig wären, als daß man die öffentliche Gerechtigkeit wider sie in Bewegung setzen könnte, durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt werden. Die nahe Gefahr, in welcher sich Heinrich befand, zwang ihn, zu so abscheulichen Maaßregeln seine Zuflucht zu nehmen. Er ließ den tapfern Crillon, den Obristen seiner Leibwache, zu sich fordern, und frug ihn: ob er die That unternehmen wolle; allein dieser antwortete mit edler Freymüthigkeit; er sey ein Krieger, aber

kein

kein Nachrichter. Doch erbot er sich gegen den König den Herzog herauszufordern, und ihn gewiß, wenn er auch selbst dabey umkommen sollte, im Zweykampfe zu erlegen.

Heinrich wandte sich hierauf an Loignoe, den Anführer seiner Leibwache von 45 armen gascognischen Edelleuten, die der Herzog von Epernon zu seiner besondern Beschützung bestellt hatte. Dieser, der ein geschworner Feind des Herzogs von Guise war, nahm die Sache auf sich, suchte acht Edelleute unter seinem Trupp aus, und stellte sie dem Könige dar, der ihnen selbst Dolche austheilte, und sie durch eine nachdrückliche Anrede bevollmächtigte, Vollstrecker seiner Rache zu seyn. Der Herzog bekam einen Wink von dem, was wider ihn im Werke sey, allein er verachtete solchen. Mich zu tödten, wird sich der König nie unterstehen, schrieb er selbst unter den Zeddel, den er zu seiner Warnung erhielt, und gieng unerschrocken zu dem Cabinet des Königs, als er am Morgen des 23sten Dec. 1588 durch den Staatssecretair in dasselbe gerufen ward. Indem er die Thür öfnen wollte, empfieng er sechs Dolchstiche von den Gascognern, und ward bey den Füßen zur Erde gezogen, wo sie ihn vollends niedermachten.

Zu

Zu gleicher Zeit wurden, auf des Königs Befehl, der Cardinal Guise, und der Erzbischoff von Lyon, die Herzoge von Elboeuf, und Nemours, der Cardinal von Bourbon, und der Prinz von Joinville gefangen genommen. Auch bemächtigte man sich der vertrautesten Freunde des Herzogs der Abgeordneten von Paris, und aller Häupter der Ligue, die man habhaft werden konnte; die Herzoge von Mayenne, und Mercoeur aber retteten sich mit der Flucht. Der Cardinal Guise, der durch ein beissendes Sinngedicht den König äusserst erbittert hatte, und noch im Gefängniß die heftigsten Drohungen wider ihn ausstieß, ward Tages darauf, durch die Hellebardierer Heinrichs, im Gefängniß ermordet. Die Körper beyder Brüder wurden verbrannt, und ihre Asche in die Luft gestreut, damit nicht das Volk ihren Gebeinen göttliche Ehre bezeugen möchte. Der Herzog besaß, neben dem unbeständigsten Ehrgeitz, die größten Gaben zur Regierung; allein er hatte den Tod, seines Benehmens wegen wider seinen rechtmäßigen Oberherrn, nach den Grundsetzen des Reichs, wohl verdient, nur die Art desselben war gesetzwidrig. Gern hätte Heinrich sich auch des dritten Bruders, des Herzogs von Mayenne, bemächtigt; allein er war auf die Warnung des spanischen Gesandten, nach Orleans, und von da nach Dijon

hin geflohen, und da er mehr Vorsicht besaß, als seine Brüder, konnte ihm der König nicht beykommen. Die übrigen Gefangenen wurden von ihm begnadigt, und die Stände setzten ihre Versammlungen fort.

Wenig Tage nach diesem merkwürdigen Vorfall, erfolgte zu Blois das Absterben der Mutter des Königs, die unter mehr denn einer Regierung eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Sie war schon krank, als ihr der König, mit der lebhaftesten Freude, die Nachricht von seiner Befreyung aus den Händen der Guisen überbrachte; zwar verbarg sie ihm den Eindruck, den diese Sache auf sie machte; allein von Stund an nahm ihre Krankheit zu, und ihr Tod erfolgte gleich darauf. Als sie ihr Ende vor Augen sah, empfahl sie ihrem Sohne die Einführung der Religionsfreyheit in seinem Reiche, ermahnte ihn, den König von Navarra werth zu halten, und sich mehr der Regierung anzunehmen. Obwohl sie die Kunst zu regieren in hohem Grade besaß, war sie doch übrigens die lasterhafteste und wollüstigste Fürstinn ihrer Zeit, die den französischen Hof zu den verderbtesten von allen, in Absicht der Sitten, machte. Auch ihr Religions-Eyfer war so wenig aufrichtig, daß sie, da die Hugonotten die Schlacht bey Dreux gewonnen, lachend

sag-

sagte: Ey nun! wir werden denn künftig französisch beten!

Heinrich sah sich in seiner Hofnung, daß der Tod des Herzogs von Guise, und dessen Bruders, den Zerrüttungen Frankreichs ein Ende machen würde, gar sehr betrogen. Da er den Fehler begieng, nicht sogleich nach Paris zu gehen, und sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen, so stiegen die Unruhen, von Seiten der Ligue, immer höher, und die Lehrer der Sorbonne thaten, auf die von den Sechszehn ihnen vorgelegte Frage, öffentlich den Ausspruch: das Volk sey von seiner Treue gegen den König loßzuzählen, gab auch der Geistlichkeit Anweisung, nicht mehr öffentlich für ihn zu beten. Die Pfarrer forderten ihre Gemeinen auf, den Tod des Herzogs an dem Könige zu rächen, und der schwärmerische Eifer des Volks gieng so weit, daß seine Bildsäulen, Wapen, und Bildnisse überall zertrümmert, und wider seine Person die gröbsten Lästerungen ausgestoßen wurden. Weil der größte Theil des Parlements seiner Pflicht gegen den König getreu blieb, so nahm Büssy von Clerc, den der Herzog von Guise über die Bastille gesetzt hatte, funfzig Parlementsglieder gefangen, und führte sie in ihrer gerichtlichen Kleidung durch die Straßen von Paris in Verhaft.

haft. Der Herzog von Aumale ward zum Befehlshaber der Stadt erklärt, der Herzog von Mayenne aber unter dem Titel eines Verwesers des Staats, an die Spitze des Heers gestellt, und nur durch seine kluge Mäßigung vermied er es, daß man ihn nicht zum Könige öffentlich ausrief.

Die Aufrührer gegen Heinrich III. ordneten ein neues Parlement an, dessen Vorsitzer Brisson, und Mole, der oberste Anwald in demselben, bey Lebensstrafe zu werden, gezwungen wurden. Die neuen Räthe darinn musten sich mit einem Eyde verpflichten, der Ligue treu zu seyn, und den Tod des Herzogs von Guise, und seines Bruders zu rächen. Dem Herzoge von Aumale ward ein Rath von 40 Beysitzern zur Seite gesetzt, welcher Verordnungen machte, die Auflagen an Geld zu vermindern, wodurch die Ligue in den Provinzen sehr beliebt wurde. Mayenne wuste sich diese Rathsversammlung ergeben zu machen, indem er noch eine Menge ansehnlicher Männer, die ihm treu waren, zu jenen heftigen Köpfen hinzufügte. Die meisten Städte, und Provinzen folgten dem Beyspiel der Hauptstadt, und erklärten sich für die Ligue. Auch zeigte sichs jetzt, daß der König von Spanien sie zeither heimlich unterstützt habe, denn seine Gesandten verließen

Heinrichs Hof, und giengen nach Paris, wo die Ligue herrschte. Vergebens thaten der König, und die ihm noch treu gebliebnen katholischen Großen die stärksten Erklärungen wider die Hugonotten; Heinrich sah sich jetzt von allen verlassen, denen er bisher auf Antrieb seiner Mutter, oder aus Trägheit, und Furchtsamkeit getrauet hatte; doch traten an die Stelle jener Treulosen einige rechtschafne Männer, die noch immer vielen Einfluß im Reiche hatten.

Der Krieg gegen den König von Navarra ward jetzt auf allen Seiten schläfrig geführt; es gelang ihm sogar Niort, und andre feste Plätze zu erobern, wobey er doch sich durch seine Handlungen sowohl, als schriftliche Erklärungen so gemäßigt bezeugte, daß man wohl sah, es sey ihm bloß um die Ruhe des Reichs zu thun. Er erbot sich gegen Heinrichen auf die großmüthigste Weise, ihm ohn alle Bedingung mit seiner ganzen Kriegsmacht zu dienen, und durch Vermittelung der Herzogin von Angouleme, die nach Chatellerand reiste, ward zwischen beyden zu Tours, im J. 1589, eine völlige Aussöhnung bewirkt. Der König begab sich von Blois nach Tours, weil jener Platz nicht fest genug war, um ihn wider die Unternehmungen der Ligue zu sichern, und zu seinem Troste sammleten

sich

sich um ihn die wenigen getreuen, welche die Seuche der Empörung nicht ergriffen hatte. Diese waren, außer Rosny, und du Plessis Mornay, die übrigen Prinzen von Geblüte, nemlich der Herzog von Montpensier, der Prinz Conti, und der Graf Soißons. Auch die Herzoge von Montmorenci und Nevers, nebst dem Cardinal von Lenoncourt, begaben sich unter des Königs Fahne; Epernon aber vergaß, sobald Heinrich III. dessen Günstling er vorhin gewesen, ihn zu sich einlud, die Ungnade, welche derselbe neulich, von seiner Mutter verführt, auf ihn geworfen hatte, und kam mit 4000 zu Fuß, und 800 Reutern seinem bedrängten Könige zu Hülfe.

Ehe noch Heinrich III. seine Macht ganz zusammen ziehen konnte, wär er beynah, durch eine Schaar Reuter von der Ligue, auf einem Spatzierritt bey Tours überfallen, und weggeführt worden. Der Herzog von Mayenne war mit seinem Heer in der Nähe, und in geheimen Verständniß mit einigen Hofleuten des Königs, die ihn, da der König von Navarra sich nach Chinon begeben hatte, zu einem Ritt vor die Thore von Tours beredeten. Allein der König ward noch bey Zeiten durch einen Müller gewarnt, und erreichte die Stadt wieder, auf die zwar der Herzog

einen Angriff that, aber durch den tapfern Crillon zurück getrieben ward. Der König von Navarra eilte bald herzu, ihn vollends zu befreyen, und Heinrich III. sah sich in kurzem an der Spitze von mehr als 30000 Mann.

In der That war der Zeitpunkt seiner Aussöhnung mit dem Könige von Navarra der, welcher seinen gesunkenen Muth wieder etwas erhob. Bisher hatte er gegen die Angriffe der Ligue nicht die Standhaftigkeit bewiesen, die er, nach so gewaltsamen Maaßregeln, als der Mord der beyden Guisen war, billig hätte nehmen müssen. Er hatte nicht allein an den Herzog von Mayenne einen erniedrigenden Brief, wegen dieses Vorfalls geschrieben, sondern auch den Pabst durch seinen Botschafter um Verzeihung des Mordes des Cardinals von Guise gebeten, und dem Hause Lothringen zur Vergütigung an Statthalterschaften das dritte Theil seines Reichs angeboten. Des Herzogs Antwort war: „ich will diesem Treulosen nie vergeben!“ Als die Bulle, worinn ihm wegen seiner Verbindung mit Heinrichen von Navarra der Bannfluch vom Pabste gedroht ward, in Frankreich bekannt gemacht wurde, überfiel ihn ein sichtbarer Schrecken, weil das Volk dabey ein Geschrey wider ihn, als einen

Mör-

Mörder, und Verräther gegen Gott, erhob. Der König von Navarra sprach ihm indeß Muth zu, indem er sagte: Lassen sie uns nur überwinden, so bekommen wir gewiß die Absolution! Die Ligue hatte den alten Cardinal von Bourbon, den Heinrich noch gefangen hielt, zum König erklärt, und die Geistlichen versagten allen die Loszählung von Sünden, welche noch fortfuhren, den Mörder des Herzogs von Guise für ihren König zu erkennen.

Beyde Könige machten jetzt Anstalt, sich der Hauptstadt zu bemeistern; weil aber Heinrich III. kein Geld hatte, seine Truppen zu besolden, so bewieß Nicolaus von Sancy den Edelmuth, seine eignen Güter, und Kostbarkeiten zu verkaufen, und brachte ihm dafür 10000 Schweitzer, nebst 3500 Deutschen zu Hülfe, so daß es Heinrich nun wagen durfte vor die Thore von Paris zu gehen. Eben solche Treue bewieß der tapfre la Noue gegen ihn: denn er verpfändete sein Rittergut, um die Kriegsbedürfnisse zu bezahlen, und eilte den Herzog von Aumale, der Sonlis belagert hielt, anzugreifen, den er auch, nach einem hartnäkkigem Gefechte, gänzlich schlug. Die Eroberung verschiedner Plätze an der Loire, und in der Nähe von Paris war eine Folge dieses ungemein nützlichen Sie-

ges, und Paris ward am Ende des Julius 1589 von beyden Königen berennt. Heinrich III. nahm sein Hauptquartier zu St. Cloud, und Heinrich von Navarra das seinige zu Meudon.

Der Herzog von Mayenne verließ sich, bey Vertheidigung der Stadt, gar sehr auf den Haß des pariser Pöbels gegen beyde Könige; doch ließ er es nicht an Anstalten, sie zurück zu treiben, fehlen. Er setzte sich mit 4000 Mann in den Vorstädten St. Honoré, und St, Denys feste, da indeß beyde Könige sich alle Mühe gaben, den Belagerten jede Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Der Herzog wuste übrigens, daß Heinrich III. noch eine starke Parthey in Paris hatte, die vielleicht etwas zu seinem Vortheil wagen könnten, sobald nur die Stadt durch Hunger bedrängt würde, welches sehr bald der Fall seyn muste, wenn nicht etwas ausserordentliches, zum Vortheil der Ligue, vorfiele. Aber dies würkte die Schwärmerey, welche sich der Gemüther so vieler tausenden unter dem Volke bemächtigt hatte; denn diese brachte einen der verwegensten auf den Einfall: Heinrichen III. durch einen Meuchelmord wegzuschaffen.

Jacob Clement, ein Dominicaner von 22jährigem Alter, aus dem Gebiet von Sens, hatte sich durch die Lehrsätze seiner Parthey das Gehirn verrückt, und war fest überzeugt, sich den Himmel zu verdienen, wenn er einen meuchelmörderischen Tyrannen, für den man Heinrichen III. ausschrie, aus dem Wege räumte. Daß dies zu thun recht sey, lehrte man damals auf allen Canzeln zu Paris, und sein eigner Prior bestärkte ihn, durch erdichtete göttliche Offenbarungen, in dem Wahne: er sey das vom Himmel auserwählte Werkzeug, diese verdienstliche That auszuführen.

Dieser Schwärmer zeigte bey seinem Unternehmen die größte Entschlossenheit, und List; denn er versah sich mit einem Paß vom Grafen von Brienne, und einem Beglaubigungs-Schreiben vom Präsidenten Harlay: welches letztere aber vielleicht nachgemacht war. Nahe bey St. Cloud begegnete er dem obersten Advocaten des Königs la Guesla, der ihn auf sein Vorgeben: er habe dem Könige Dinge von größter Wichtigkeit zu eröfnen, mit sich nahm. Da er schon sonst von den königlich-gesinnten in ähnlichen Fällen war gebraucht worden, so führte man ihn ohne Bedenken in das königliche Schlafgemach, wo Hein-

rich noch unangekleidet saß. Er näherte sich dem Monarchen, nachdem dieser zwey Schreiben, so er von Paris mitgebracht, von ihm angenommen hatte, und gab vor: er habe noch sehr wichtige Dinge zu sagen, die der König allein hören müsse. Da nun Heinrich sich gegen ihn neigte, damit er ihm ins Ohr reden könnte, zog der Mörder ein Messer aus seinem Ermel hervor, stieß es dem Könige in den Leib, und ließ es in der Wunde stecken. Auf einmal hörten la Guesle, und Bellegarde, die einige Schritte aus Ehrfurcht zurückgetreten waren, den König schreyen, und sahen ihn, da sie sich schnell umwandten, ein blutiges Messer aus dem Leibe ziehen, womit er seinem Mörder zween Stösse ins Gesicht gab. Dieser blieb gleichwohl unbeweglich vor dem Könige stehen, bis la Guesle den Degen zog, und ihn mit dem Gefäße desselben zu Boden stieß. Hierauf liefen die Edelleute von der Leibwache herzu, und Clement wurde, indem er sich wieder aufraffte, von ihnen getödtet, und sein Körper zum Fenster hinaus geworfen.

Die Wundärzte hielten anfangs des Königs Wunde nicht für gefährlich, weil die Gedärme, die durch die Oefnung heraus drangen, unverlezt waren. Allein es zeigten sich, bald nach dem Verband, Merkmaale,

die seinen Tod befürchten ließen. Man gab also dem Könige von Navarra eiligst Nachricht, der von Meudon herbey kam, und vor dem Bett des Königs auf ein Knie niederfiel. Heinrich umarmte ihn zärtlich, erklärte ihn vor seinen rechtmäßigen Nachfolger, gab ihm aber dabey zu verstehen: er würde den Thron nie ruhig besitzen, wenn er nicht zur katholischen Religion übergienge. Die umstehenden Prinzen, und Großen ermahnte er, ihn, nach seinem Tode, für ihren Beherrscher zu erkennen, und sie gelobten auch unverzüglich dem Könige von Navarra ihre Treue an, indem sie sich auf ein Knie vor ihm nieder ließen.

Der verwundete Monarch bereitete sich hierauf zu seinem Tode, starb auch Tages darauf, in den Armen seines Nachfolgers, nachdem er 15 Jahr regiert hatte, und fast 39 Jahre erreicht. Mit ihm erlosch der valosische Stamm, der 260 Jahr, unter den größten Unruhen, den französischen Thron besessen hatte. Er war von der Natur mit den größten Gaben ausgerüstet, aber er vernachläßigte sie durch Müßiggang, und Wollüste, zu denen ihn seine Mutter verleitete; von ihr allein schrieben sich seine Laster und alle die Unfälle her, die seine Regierung bezeichneten. Als er aus Polen zurückkam, bemerkte man

an ihm Anfälle von Schwermuth, und sogar von Wuth, sonderlich bey großer Kälte. Die Nähe einer Gefahr brachte ihn jedesmal wieder zur Vernunft, und Besonnenheit zurück, er bewieß sich dann standhaft in derselben, so bald sie aber vorüber war, fiel er wieder in seine Schwachheit zurück. Er konnte, wenn er wollte, mit Würde sich betragen, und beynahe groß erscheinen; aber oft sank er wieder bis zum kindischen herab. Sein Andenken ward beydes von den Protestanten, und Catholicken verabscheut, obwohl er mildthätig bis zur Verschwendung war, und seine Günstlinge mehr als sich selber liebte. Seine Gemahlin, Louise von Lothringen, der er allezeit wohl begegnete, so ausschweifend in Wollust er übrigens war, überlebte ihn um 12 Jahre.

Sieben und Vierzigste Vorlesung.

Heinrichs IV, der Große genannt, Regierungs-Geschichte.

Es war zum Glück für Frankreich, daß gerade damals, als Heinrich III. durch die Bosheit der Ligue sein Leben verlohr, Heinrich von Navarra mit ihm zugleich vor Paris stand, und von ihm selbst zum Thronfolger ernannt wurde. Obgleich, nach dem salischen Gesetz, sein Recht zur Krone unstreitig war, würde es doch unendlich schwerer für ihn gewesen seyn, solches durchzusetzen, wenn er aus Bearn bis zur Hauptstadt sich erst hätte durchkämpfen müssen. Er stammte in gerader Linie von Robert, des heiligen Ludwigs sechstem Sohne, her, der eine Erbinn von Bourbon geheirathet hatte, und war damals 36 Jahr alt, als er, durch den Mord Heinrichs III. den Ruf zum erledigten Throne überkam. Allein es setzten sich seinen Ansprüchen noch große Schwierigkeiten entgegen, die für jeden, der nicht Heinrichs Muth, Klugheit und Thätigkeit besaß, unüberwindlich gewesen wären.

Viele

Viele Umstände bey Heinrichs III. Ermordung setzten es außer Zweifel, daß die Häupter der Ligue in Paris nicht unschuldig an diesem Anschlage gewesen wären, ja es entstand großer Verdacht, daß er selbst einigen von denen, die zunächst um Heinrich III. waren, nicht unbekannt gewesen sey. Desto gefährlicher war Heinrichs IV. Lage, der mit einem kleinen Heere, und bey gänzlichem Mangel fremder Hülfe, die Wuth der Ligue zu bekämpfen hatte, die von dem ketzerischen Glauben, dem er anhieng, neue Beweggründe hernahm, das Volk wider ihn einzunehmen. Er überlegte mit seinen Vertrauten: ob er sein Glück, und Leben einem Heere, dessen Anführer ihm verdächtig seyn mußten, anvertrauen, oder sich mit seinen besten Leuten in die Provinzen zurückziehen solle, wo er mehr Anhänger hätte; allein Chaumont, von Guitri bewegte ihn, festes Fusses stehen zu bleiben. Vor allen Dingen rieth er ihm, den Marschall von Biron, der das größte Ansehen bey dem Heere besaß, zu gewinnen, und dies gelang: Biron bewieß sich rechtschaffen, und erhöhte durch seine Willfährigkeit, ihm zu dienen, den Muth der Anhänger Heinrichs gar sehr.

Der neue Monarch bat ihn, den beym Heere des vorigen Königs befindlichen Schweitzern den Eyd der

Treue

Treue abzunehmen, und da diese durch den Patrioten, Harlay von Sancy, schon gewonnen waren, so erbothen sie sich noch drey Monate, ohne Sold zu verlangen, dem neuen Könige zu dienen. Durch dies Beyspiel wurden viele beschämt, die bisher noch ein tiefes Stillschweigen beobachtet, und unentschlossen zu seyn geschienen hatten. Die katholischen Häupter im Heere hielten eine Versammlung, in welcher sich die meisten Stimmen zuletzt dahin vereinigten, Heinrichen von Bourbon für den rechtmäßigen Thronerben zu erkennen, und ihm den Eyd der Treue zu leisten. Sie begaben sich hierauf zum Könige, und gestunden ihm zwar sein Recht zu, forderten aber zugleich von ihm, daß er seinen Glauben verändern solle. Auch wollten sie keine andre, als die katholische Religion im Reiche geduldet wissen, und die Hugonotten von allen Aemtern ausgeschlossen sehen, verlangten auch, daß Heinrich sich eine Gesandschaft an den Pabst gefallen ließe, durch welche sie ihr Verfahren rechtfertigen dürften.

Des Königs Antwort auf diese Forderungen war: „es sey ein zu wichtiger Schritt, seine Religion zu verändern, den er nicht eher in Erwägung ziehen könnte, als bis er erst den grausamen Mord seines Vorgängers gerächt hätte.“ Bey diesen Worten trat Guiory in

die

die Versammlung, und sagte laut: Nur feigherzige könnten daran denken, ihren König zu verlassen; alle tapfre Großen, die ihm folgten, hätten ihre Trauer so lange verschoben, bis sie erst des vorigen Königs Mord gerächt hätten. Ihm gaben hierauf die protestantischen, und schweizerischen Befehlshaber sogleich Beyfall; die katholischen aber setzten eine Schrift auf, wodurch Heinrich IV. sich verbindlich machte, die katholische Religion in Frankreich zu erhalten, auch sich in derselben unterrichten zu lassen, und die Rechte der Prinzen, so wie des Adels, auf keine Weise zu kränken. Diese unterzeichnete der König, worauf ihm die Prinzen, und übrigen Großen huldigten, und sich durch ihre Unterschrift zur Treue gegen ihn verpflichteten.

Der Herzog von Epernon war der erste, der, nach geleisteter Huldigung, den neuen Monarchen verließ. Er gieng mit seinen 7000 Mann nach Angouleme zurück, wo er Statthalter war, unter dem Vorwande, daß der König nicht katholisch wäre. Der wahre Grund war wohl der Stolz, denn darinn übertraf er alle Großen; er hielt sich für zurückgesetzt, weil die Marschälle Biron, und Aumont den Eyd der Treue vor ihm unterzeichnet hatten, da er doch als Herzog, ihnen am Range vorgienge. Er wußte, daß

Hein-

Heinrich ihn nicht liebte, und dieser bezeugte sich auch dabey ganz gleichgültig, obwohl dieser Vorfall ihm nachtheilig war, da er dem vorigen Monarchen große Dienste geleistet hatte; doch versprach er dem Könige, die Ligue zu bekriegen, und hielt auch sein Wort. Seinem Beyspiel folgten einige Großen, Vitri sonderlich, der nach Paris giens, die meisten begaben sich auf ihre Güter.

Der neue Monarch empfand bald die Wirkung dieses Wegziehens, an der Abnahme seines Heers. Er sah sich gezwungen, die Belagerung von Paris aufzuheben, und sich nach der Normandie zu ziehen, damit er seine Verbindung mit England unterhielte. Elisabeth war die einzige Stütze, die er haben konnte: er schickte den Beauvoir an sie, ihr den kläglichen Zustand seiner Finanzen vorzustellen, und sie um eine Hülfe an Geld zu ersuchen. Sie übermachte ihm sogleich 22000 Pf. Sterl. eine größere Summe, wie er selbst gestand, als er je zuvor gesehen hätte. Auch schrieb sie an ihre Befehlshaber zu Calais, und die andern Seehafen, die ihren Küsten gegen über lagen: sie wolle jeden Franzosen als einen Aufrührer behandelt wissen, der nicht Heinrichen für seinen rechtmäßigen Oberherrn erkennte.

Diese

Diese Hülfe zu rechter Zeit rettete Heinrichen vom Untergange; denn durch das englische Geld erhielt er die Schweitzer in seinem Dienste, die Briefe aber würkten zu Dieppe, und Caen, daß man seine Truppen einnahm. Auch sandte Elisabeth einen geschickten Unterhändler, Pallavicini, an die deutschen protestantischen Fürsten, um Heinrichen von ihnen eine Unterstützung an Mannschaft zu verschaffen, zu deren Bezahlung sie reichlich beyzutragen versprach. Ihrem Feldherrn in den Niederlanden, Willoughby, gab sie Befehl, ihm mit 4000 ihrer besten Truppen zu Hülfe zu kommen.

Die Mitglieder der Ligue zu Paris fuhren indeß fort, das Andenken Heinrichs III. und seinen Nachfolger auf alle Weise zu schmähen, den Mörder von jenen aber als einen Heiligen zu verehren. Den Herzog von Mayenne, der von dem Hause Guise der einzige noch war, den sie Heinrichen IV. entgegen stellen konnten, erboten sie sich, zum Könige zu machen; allein er lehnte diese Ehre ab, und wieß sie an den Cardinal von Bourbon, der noch ein Gefangner war. Matignon erhielt indeß Bourdeaux für Heinrichen, und der Marschall von Aumont Angres; allein das Heer, was der neue Monarch in der Normandie hatte, belief sich nicht über 8000 Mann.

Die

Die hitzigsten von der Ligue trugen Philippen II. von Spanien die Krone Frankreichs an, und erregten dadurch des Herzogs von Mayenne Eyfersucht; ein Umstand, der für Heinrich IV. sehr vortheilhaft war. Der Herzog überredete die Verbündeten, daß sie ihm ein Heer von 30000 Mann aufbrachten, mit dem er Dieppe wieder zu erobern, und Heinrichs Macht gänzlich zu Grunde zu richten gedachte. Als er aber mit diesem Heer in die Normandie einrückte, fand er den neuen Monarchen wohl verschanzt in der Nähe von Dieppe, hinter einem Flusse, und unter dem Geschütze des Schlosses Urques.

Obgleich der Herzog von Mayenne mit vorsichtiger Langsamkeit zu Werke gieng, konnte er doch nicht umhin, den König in seinen Verschanzungen anzugreifen. Es erfolgte ein hitziges Gefecht, bey dem Heinrich IV. alles that, was Unerschrockenheit, und Klugheit einem Feldherrn an die Hand geben können. Bald trieb er hinter den Linien die stürmenden Feinde zurück, bald verfolgte er sie an der Spitze der Reuterei, und überall sah man ihn, wo die Gefahr am größten war. Nur einmal brachen die deutschen im Dienste der Ligue stehenden Truppen, durch eine Hinterlist, in die Verschanzung, indem sie das Gewehr umkehrten,

ten, und sich stellten, als ob sie sich ergäben. Des Königs Truppen reichten ihnen hierauf die Hände, um ihnen aus dem Graben empor zu helfen; allein kaum waren sie in der Schanze, so fielen sie über jene her, vertrieben sie von ihrem Posten, und raubten ihnen drey Fahnen. Zum Glück kam frische Mannschaft herzu, die sie wieder herausjagte, aber die Fahnen blieben in ihren Händen, mit denen sie hernach als mit wohl erworbnen Siegszeichen prahlten. Der König kam dabey in Gefahr, getödtet zu werden, aber seine Geistes-Gegenwart, und die Treue seines Feldherrn rettete ihn. Der Herzog muste sich mit Verlust von 600 Mann nach Paris zurückziehen, und die Hofnung der Pariser, den König gefangen einbringen zu sehen, die man durch lügenhafte Berichte lange getäuscht hatte, ward so sehr vereitelt, daß Heinrich, der sich nun mit dem Lord Willoughby vereinigt hatte, bald darauf vor den Thoren von Paris erschien, und sich der Vorstädte bemächtigte.

Der Sieger dachte die Hauptstadt zu überrumpeln, obwohl er nur vier Stück Geschütz bey sich hatte; allein obgleich die Engelländer eine Bastey am Marcellsthore mit Sturm eroberten, konnte er doch, da der Herzog von Mayenne sich mit den Bürgern von Paris,

zur

zur Vertheidigung der Stadt vereinigte, seinen Zweck nicht erreichen. Er ließ seinen Soldaten die Plünderung dreyer Vorstädte, doch verhütete er dabey alles Morden, und Brennen, sorgte auch dafür, daß der Gottesdienst ungestöhrt blieb, dem selbst viele von den Katholicken unter seinem Heere beywohnten. Fünf Tage nach Besetzung der Vorstädte bot er dem Herzoge von Mayenne förmlich ein Treffen an; da sich aber niemand ausser den Mauern blicken ließ, zog er ruhig nach Tours, und nahm alle Plätze weg, die auf seinem Wege dahin lagen.

Seine Gegenwart zu Tours zernichtete die Verschwörung für die Ligue, die sich daselbst angesponnen hatte, und der venetianische Gesandte, Mocenigo, erkannte ihn daselbst, im Namen seiner Republik, für den rechtmäßigen Beherrscher Frankreichs. Der Herzog von Mayenne war indeß mehr im Cabinet, als im Felde, geschäftig, und ließ, allen Vorstellungen seiner Schwester zuwider, den Cardinal von Bourbon, unter dem Namen Carls X. förmlich vom Parlemente zum König, sich aber zum Statthalter des Reichs erklären. Dieser Schritt beunruhigte die Ligue der Sechszehn, die auf spanischer Seite war, und von Philipp II. stark mit Gelde unterstützt ward. Er hatte die Absicht,

seine Tochter Clare Isabelle zur Königin ausrufen zu lassen; allein der Herzog von Mayenne arbeitete insgeheim dagegen, und zernichtete mit großer Geschicklichkeit alle Maaßregeln der Ligue. Da er sah, daß des Pabsts Legat auf Spaniens Seite war, brachte er es dahin, daß nicht Philipp, sondern der Pabst selber zum Beschützer der Ligue erkläret ward. Hierwider konnte die Gegenparthey nichts einwenden, und Spaniens Absichten ward dadurch entgegen gearbeitet. Noch mehr aber wußte der Herzog das Ansehn der Sechzehn dadurch zu schwächen, daß er, kraft seiner Würde, als Verweser des Reichs, einen geheimen Rath ernannte, dem Montholon die Siegel abnahm, und sie dem Erzbischoffe von Lyon ertheilte.

Heinrichs IV. Sicherheit beruhte jetzt am meisten darauf, daß seine Gegner in Partheyen getheilt waren. Der Herzog von Savoyen suchte das Parlement zu Grenoble durch allerley Ränke dahin zu bringen, daß es ihn zum König von Frankreich erklären solle, weil er durch Vermählung der nächste Anverwandte des ausgestorbenen Hauses Valois, und die Prinzen des Hauses Bourbon entweder Ketzer, oder Freunde von Ketzern wären. Allein das Parlement verwieß ihn auf die allgemeine Versammlung der

Stände.

Stände. Auch war ihm bey seinen Absichten aufs Delphinat, und die Provence der Herzog de la Valette entgegen, der Heinrich IV. standhaft ergeben war, auch sein Leben in dessen Diensten verlohr. Dessen Bruder, der Herzog von Epernon, liebte sein Geld, und seine Macht zu sehr, als daß er eins von beyden mit Heinrichen zu theilen wünschte, welches doch der Fall gewesen seyn würde, wenn er sich mit ihm ausgesöhnt hätte, doch diente er ihm dadurch, daß er die von der Ligue beständig bekriegte.

Der Herzog von Mayenne setzte seine Eroberungen den Winter durch fort, nahm Pontoise ein, und belagerte Moulon. Heinrich entsetzte diesen Ort zweymal, eroberte Poißy im Angesichte des Herzogs, und belagerte hierauf Dreux. Er wünschte, um dem Elende des Bürgerkriegs ein Ende zu machen, daß es zu einer entscheidenden Schlacht käme, die der Herzog bisher immer vermieden hatte. Nachdem er sich aber durch den Grafen Egmont mit 4000 Reutern, und 3000 zu Fuß, von des Herzogs von Parma Heer, verstärkt sah, rückte er herbey, den Ort zu entsetzen. Sobald Heinrich vernahm, daß er im Anzuge sey, rief er seine vornehmsten Anführer zusammen, und erklärte ihnen, daß er es seiner Ehre nicht für nachtheilig

hielte, die Belagerung vor der Hand aufzuheben, um ein Treffen zu liefern. Der Herzog war ihm indeß um 6000 Mann überlegen, denn sein eignes Heer belief sich nicht über 10000 Mann; allein Muth, und Entschlossenheit ersetzten bey seinen sieggewohnten Streitern, was ihm an Zahl abgieng.

Jvry, ein Flecken ohnweit Dreux, war es, wo er mit dem Herzoge zusammen traf, aber die einbrechende Nacht verschob das Treffen bis auf den andern Morgen. Heinrich brachte sie mit Anordnungen zu, indeß seine Soldaten der Ruhe genossen, sobald aber der Tag anbrach, gab er seine Befehle zum Angriff. Man machte ihn bemerken, daß, auf den Fall eines widrigen Erfolgs, für keinen Ort zum Rückzug gesorgt sey. Keinen andern Rückzug, antwortete der Held, als das Schlachtfeld. Doch traf der Gedanke: daß hier so viele Tausende bereit stünden, sich nur um seinetwillen einander das Leben zu nehmen, sein ungemein menschliches Herz, als er beyde Heere überschaute, und er enthielt sich nicht, seine Empfindungen in ein lautes herzrührendes Gebet ausströhmen zu lassen, welches seinem Andenken ewig Ehre bringen wird, so wie es jetzt den Muth seiner Streiter sehr erhöhete. Er bat Gott: seine Waffen mit Sieg zu krönen, wenn er

sähe,

sähe, daß seine Regierung das Glück seines Volks befördern werde; wofern er aber die Zahl der Könige vermehren sollte, die der Herr den Völkern in seinem Zorne giebt, so möchte er ihm, mit der Krone, das Leben nehmen, und sein Blut das letzte seyn lassen, das in diesem Kriege vergossen würde. Nachdem er hierauf seinen Helm aufgesetzt hatte, auf dem ein Busch von drey weißen Federn emporragte, redete er seine Soldaten, die er anführte, mit kurzen Worten an: erklärte ihnen, daß er, so wie sie sein Leben für ihn wagten, auch für sie das seinige zu wagen, und, entweder zu siegen oder zu sterben, fest entschlossen sey. Wenn ihr auch, fügte er hinzu, in der Hitze des Gefechts eure Fahnen aus dem Gesicht verliehret, so verliert nur meinen Federbusch nie aus dem Gesicht: ihn werdet ihr immer auf dem Wege der Ehre, und des Sieges finden.

Seine persönliche Tapferkeit war es allein, was ihm einen herrlichen Sieg gewann, denn er war überall, wo die Gefahr groß, und Hülfe nöthig war. Die spanischen Truppen wurden zurückgetrieben, und ihr Feldherr erlegt; der Herzog von Mayenne aber verlohr so viel Volk, als die Zahl des ganzen Heers seines Siegers betrug, nebst allem Gepäck, und dem sämmtlichen

lichen Geschütze. Da der Sieg schon erfochten war, hielt noch ein Hause schweizerischer Truppen Stand, und stellte sich mit einigen von den französischen Fußvölkern in ein Viereck. Das siegende Heer wollte sie eben angreifen; allein Heinreich, dem die Schweitzer vorhin nützlich, und ergeben gewesen waren, bot ihnen auf eine so edelmüthige Art gütlichen Vergleich an, daß sie sich ergaben, und in seine Dienste traten.

Der Sieger schrieb seine an diesem Tage erhaltnen Vortheile dem klugen Verhalten des Marschall von Biron zum Theil zu, der zwar nicht gefochten, aber doch am rechten Ort sich dem Feinde gezeigt hatte; dieser aber sagte zum Könige: Es ist nicht recht, Sire, daß ich heute das gethan habe, was Sie billig hätten thun sollen, und Ew. Majestät dagegen meine Rolle aufs rühmlichste übernommen haben. Der Herzog von Mayenne entkam über die Seine, indem er das Volk zu Mante überredete, Heinrich sey geschlagen, und ums Leben gekommen.

Geldmangel, der durch die Untreue seines Rentmeisters, des von O. entstund, hinderte Heinrichen seinen Sieg zu verfolgen, er bot daher dem Herzog gleich am Tage nach der Schlacht, vielleicht nur zum

Schein,

Schein, einen Vergleich an. Sobald er aber aus England damit versehen ward, brach er die Unterhandlung mit dem Herzoge ab, und schloß Paris mit 16000 Mann völlig ein. Vermuthlich würde der Sieger durch einen Sturm sich haben zum Meister von Paris machen können, um so mehr, da der Herzog jezt abwesend, in den Niederlanden, war; allein sein menschliches Herz weigerte sich, die Hauptstadt des Reichs den Folgen eines stürmenden Angriffs auszusetzen, er glaubte, der Mangel würde die Pariser binnen zwey Tagen zur Uebergabe zwingen.

Der alte Cardinal Bourbon, den die Ligue unter dem Namen Carl X. als König erkannte, war indeß zu Fontenai in Poitou im Gefängnisse, vor Alter, gestorben. Obwohl er selbst Heinrichen IV. als den rechtmäßigen Beherrscher erkannte, fuhren die Bundsgenossen doch noch immer fort, ihn König zu nennen, und Geld mit seinem Bildnisse zu prägen. Jezt dachten sie nun vor der Hand nur darauf, die Stadt gegen Heinrichen von Bourbon, wie sie ihn nannten, zu vertheidigen, das Volk aber bey geduldigem Ertragen des größten Mangels zu erhalten. Sie bedienten sich hierzu des Religionseyfers, indem sie die Pariser überredeten: wer auf diese langsame Art, durch den

Hunger, aufgerieben würde, der stürbe als ein Märtyrer für den wahren Glauben. Dies Mittel würkte über alle Erwartung, die weichlichsten Personen ertrugen ohne Murren den schrecklichsten Mangel, bis zum Tode aus Hunger. Man gab dem Volke andächtige Schauspiele, zu seiner Unterhaltung; der päbstliche Legat Cajetan errichtete ein Regiment von 1300 Geistlichen, das man die streitende Kirche nannte, und welches der Bischoff von Senlis anführte. Mit diesem Haufen, unter dem Capuziner, und Mönche andrer Orden waren, zog er durch die Strassen von Paris, das Crucifix in der einen, die Hellebarde aber in der andern Hand. Der Cardinal-Legat ertheilte ihnen den Seegen, wobey die streitende Kirche eine allgemeine Salve gab; unglücklicherweise hatte einer scharf geladen, und erschoß den Allmosenpfleger des Legaten, ihm zur Seite im Wagen. Hierüber entstand Lerm, den man aber dadurch stillte, daß man unter dem Volk ausbreitete: die Seele des Getödteten sey gerade ins Paradies gefahren, weil es bey einer so heiligen Handlung geschehen sey. Der Legat behauptete eben dies, entfernte sich aber doch schleunigst aus dem Schwarm der streitenden Kirche.

Heinrich würde indeß die Stadt, worinn der Hunger wütete, bald haben erobern können, wenn er

nicht

nicht die aus derselben herausgetriebnen unnützen Mäuler durch sein Lager hätte abziehen lassen, anstatt sie in die Stadt zurück zu treiben. Er that, während der zwey Monate, da die Einschließung dauerte, alles, um die Hartnäckigkeit der Bürger zu überwinden; allein die Ligue der Sechzehner wuste alle seine Maaßregeln zu vereiteln, und das Volk zur geduldigen Erwartung des Entsatzes zu bewegen, obgleich die unnatürlichen Nahrungs-Mittel, zu welchen die Noth trieb, bereits mehr denn 13000 Einwohner weggerafft hatten. Bey einer Zusammenkunft mit den Abgeordneten der Ligue in der Abtey St. Anton, ließ er sich so weit herab, Thränen über das Elend des Staats zu vergießen, und die edelmüthigsten Bedingungen den Abgeordneten schriftlich mitzugeben, die er den Bürgern zugestehen wollte, wenn sie die Stadt übergäben; allein die Ligue unterdrückte solche, und streute aus: Heinrich verlange die Uebergabe ganz unbedingt.

Philipp II. obwohl er mit dem Verhalten der Ligue nicht allerdings zufrieden war, wollte sie doch nicht ganz unterdrücken lassen, und schickte daher dem Herzoge von Parma, seinem Feldherrn in den Niederlanden, wiederhohlte Befehle zu, Paris zu entsetzen.

Hein-

Heinrich verlangte auf die Nachricht, daß jener sich nähere, von der englischen Monarchin noch eine Verstärkung von 4000 Engländern, die in den Niederlanden gedient hatten, und 3 Stücken Geschütz. Elisabeth willigte auch darein, nicht allein diese unter dem Grafen Essex nach der Normandie zu schicken, sondern auch noch 3000, unter Norris, nach Bretagne; denn in beyde Provinzen waren die Spanier eingefallen. Allein ohngeachtet dieses edelmüthigen Beystandes, und der Summen, mit denen sie von Zeit zu Zeit Heinrichen unterstützte, befand sich doch der leutselige Monarch, beym Anzuge des Herzogs von Parma gegen Paris, in großer Verlegenheit, und persönlichem Mangel.

Die Eroberung der Hauptstadt würde seine Verfassung allerdings sehr verbessert haben, die jetzt so armselig war, daß er sich nicht einmal anständig kleiden konnte, und oft nicht wußte, wo er sein Mittagsmahl hernähme. Allein die Hofnung, die Bürger, durch Mangel, zur Uebergabe zu zwingen, ward ihm mittelst der guten Maaßregeln, die der Herzog zum Entsatze der Stadt nahm, vereitelt. Heinrich mußte gegen Ende Augusts 1590 die Belagerung, zu seinem großen Nachtheile, aufheben. Er gieng zwar dem

Her-

Herzoge entgegen, um die Verbindung mit Paris ihm abzuschneiden, konnte aber auch dies nicht hindern. Er hatte noch zween Versuche gemacht, Paris zu überrümpeln, beyde aber waren ihm, durch Wachsamkeit der Besatzung, fehlgeschlagen.

Der Herzog von Savoyen ward um eben diese Zeit, nachdem er Frejus, und Antibes eingenommen hatte, von den zu Aix versammleten Ständen, zum Beschützer der Provence erklärt. Der Pabst Gregor XIV. ein Spanier, war feindseliger gegen Heinrich IV. gesinnt, als sein Vorgänger Sixtus V. verfolgte ihn mit seinen Bannstrahlen, und versprach den Parisern monatlich 15000 Livres, auch sogar Kriegsvölker, zu Hülfe wider ihn zu senden. Heinrich mußte in dieser Bedrängniß wieder seine Zuflucht zur Elisabeth nehmen, welche von der Regierung der vereinigten Provinzen forderte, sie sollte dem Herzoge von Parma eine Diversion machen, die ihn abhielte, mit seinem Heere wieder in Frankreich einzurücken. Zugleich versorgte sie ihn von neuem mit Volk, und Gelde, aber unter der Bedingung: daß die Abgaben und Salzzölle in der Gegend von Rouen und Havre de Grace ihren Bevollmächtigten zur Wiederzahlung angewiesen würden, und Heinrich IV. ohne Verzug Rouen belagerte. Es war

ihr,

ihr, wegen des Handels ihrer Unterthanen, alles dran gelegen, die Seeküste von Frankreich der Ligue zu entreissen. Heinrich willigte in alles, was sie verlangte, war aber am Ende nicht im Stande, es zu erfüllen; daher drohte sie, den Grafen von Essex, und alle ihre Truppen, aus Frankreich zurück zu rufen. Allein Heinrich war viel zu klug, um nicht zu begreifen, daß es ihr mit diesen Drohungen kein Ernst seyn könne; sie ließ es auch, auf seine Bitte, geschehen, daß Sir Roger Williams, und sein Regiment, welches er allezeit um sich behielt, in seinem Dienste bliebe. Mit dessen Hülfe gelang es ihm, Louvieres im J. 1591. zu überfallen; auch versprach Elisabeth den deutschen Fürsten große Summen, damit sie Heinrichen mit 11000 Mann unterstützten.

Heinrich hätte gern den Krieg gegen die Ligue mehr ins innere des Reichs gezogen, wenn er Norris, den Anführer der englischen Truppen hätte bewegen können, die Seeküste zu verlassen. Weil aber Elisabeth hierzu nicht geneigt war, sah er sich gezwungen, seine Angriffe zuerst auf die Normandie zu richten. Er dachte Lamballe zu erobern, ward aber zurückgetrieben, und verlohr dabey den tapfern La Noue. Die Engländer nahmen indeß Chatillon weg, und

Essex

Essex erhielt von seiner Königinn Befehl, nicht anders als die Belagerung von Rouen vorzunehmen. Allein Longueville, Heinrichs Statthalter in der Picardie, überredete ihn, Noyon zu belagern, das er auch im Angesichte des Herzogs von Mayenne wegnahm, und weil es glücklich gegangen war, ließ sich Elisabeth, wegen dieses Ungehorsams, besänftigen.

Heinrich fuhr in seinen Eroberungen in der Normandie glücklich fort, und eroberte Chartres, obwohl mit vieler Schwürigkeit. Die Parlements zu Chalons an der Marne, und zu Tours verordneten, daß alle Bannsprüche des Pabsts wider Heinrichen IV. durch den Henker verbrannt würden, setzten auch einen Preiß auf des päbstlichen Botschafters Landriano Kopf.

Die Ligue war indeß mit der Langsamkeit unzufrieden, die der Herzog von Mayenne bey seinen Unternehmungen wider Heinrichen zeigte, und es entstand noch eine dritte Parthey, die den jungen Cardinal von Bourbon, einen Sohn Ludwigs, von Condé, der bey Jarnac geblieben war, auf den Thron bringen wollte. Um eben diese Zeit entkam auch der junge Herzog von Guise aus seinem Gefängnisse zu Tours,

worin

worinn er seit seines Vaters Tod gesessen hatte, und die Ligue der Sechszehn nahm ihn zu Paris mit Freudensbezeugungen auf, schmeichelte sich an ihm einen feurigern Anführer zu erhalten, und war geneigt, den König von Spanien zum Beschützer von Paris zu erklären. Heinrich IV. beruhigte sich über diesen Vorfall durch die Hofnung, daß er zu mehrern Trennungen seiner Feinde Anlaß geben würde, und da ihm eben damals eine Nachricht von allen Händeln, welche die Ligue der Sechzehn wider den Herzog von Mayenne zu Paris erregte, in die Hände fiel, schickte er solche dem Herzoge, der in der Picardie stand, selber zu.

Diese Ligue hatte von ihm mit Ungestüm verlangt, er solle den Krieg wider Heinrichen eifriger, als bisher, fortsetzen, und da er es nicht der Mühe werth achtete, ihre Forderungen zu beantworten, so trug sie dem Könige von Spanien die Krone Frankreich für seine Tochter an, unter dem Bedinge, daß er den Herzog von Guise ihr zum Gemahl gäbe. Der Herzog von Mayenne, den es längst gereuet hatte, daß er in seiner Feindseligkeit wider Heinrich IV. so weit gegangen war, schien jezt, nach der ihm zu so gelegener Zeit von Heinrich ertheilten Nachricht mehr

denn

denn jemals geneigt, sich mit demselben auszusöhnen. Sie wurden beyde darüber einig, den Präsidenten Jeannin, in den sie gleiches Vertrauen setzen konnten, an den König von Spanien abzuschicken. Dieser berichtete ihnen denn, daß Philipp II. sich des Besitzes von Frankreich völlig sicher glaube, so daß er Paris, und andre Städte dieses Reichs schon seine Städte nenne.

Die Ligue der 16 gieng in ihrer Wuth gegen die, welche nicht spanisch gesinnt waren, jezt schon so weit, daß sie, durch eine List des Befehlshabers der Bastille, Büssy Le Clerc, ein Todes-Urtheil wider den Präsidenten des Parlements, Brisson, und zween Beysitzer dieses Gerichts zu erschleichen wuste, und diese Männer auch sogleich aufhängen ließ. Dieser Frevel brachte die Pariser wider sie auf, dem Herzog von Mayenne aber öfnete er die Augen über den Abgrund, an dessen Rande er stünde; indem das Verbrechen jener Verurtheilten bloß darinn bestund, daß sie nicht spanisch genug gesinnet waren. Der Herzog gieng mit einigen Truppen schnell nach Paris zurück, legte dem Scheine nach die Zwistigkeiten bey, die sich unter dieser Rotte der 16 erhoben hatten, ließ aber in der nächsten Nacht vier derselben aus ihren Betten holen, und im unter-

untersten Saale des Louvre aufhängen. Büssy mußte die Bastille dem Herzoge übergeben, und die übrigen von dieser Rotte erhielten Verzeihung, bis auf zwey, die sich durch die Flucht retteten. Es blieben indeß noch immer drey Partheyen in Paris, eine die Spanien, eine andre die dem Herzoge, und eine dritte, die dem Könige Heinrich ergeben war. Diese letztere nannte sich die Staatskluge.

Auch diese Begebenheit war Heinrichen vortheilhaft, denn sie minderte immer mehr die Abneigung des Herzogs von Mayenne gegen ihn. Hingegen die Freundschaft der englischen Monarchin stand er damals in großer Gefahr zu verliehren, und wenn nicht der Graf von Essex, der Günstling der Königin, für ihn und seine Sache gewesen wäre, hätte sie vermuthlich damals ihre Truppen zurückgerufen, weil er sie durch die so lange verschobene Belagerung von Rouen unwillig gemacht hatte. Essex wünschte gar sehr ein Treffen; es kam daher in Heinrichs Kriegsrathe zum Schluß, daß der Herzog von Montpensier, und der Marschall Biron die Belagerung von Rouen unternehmen sollten. Elisabeth gab, um solche zu beschleunigen, die Versicherung: sie wolle die deutschen Hülfsvölker Heinrichs bezahlen.

Hein-

Heinrich rückte also noch im Jahr 1591 vor Rouen, mit einem Heere von 35000 Mann, worunter 6000 Engländer waren, die Essex anführte. Allein er kam vor eine Festung, in welcher Villars, einer der besten Krieger, commandirte, und die mit hinlänglicher Besatzung versehen war. Sie ward auf einer Seite angegriffen, wo ein sehr festes Werk, St. Catharina, lag, das mehr Widerstand that, als die Stadt selbst würde haben thun können; auch ließ Villars, neben Heinrichs Laufgräben noch andre für seine Soldaten ziehn, so daß Heinrich zwey feindliche Werke, statt eines, vor sich hatte. Er übernahm selbst die Aufsicht über die Belagerung, und setzte sich dabey so gut der Gefahr aus, wie der gemeinste Soldat; allein seine katholischen, und protestantischen Befehlshaber glaubten, wenn die Stadt übergienge, würde die Plünderung derselben den Engländern anheim fallen, nicht aber ihnen, daher waren sie so abgeneigt, ihre Dienste zu thun, daß der Herzog von Parma Zeit bekam, seine Truppen nochmals zusammen zu ziehen, und vor Ende des Jahres zum Entsatze von Rouen anzurücken.

Der Herzog von Parma hatte nur 10000 Mann bey sich, auch übereilte er sich nicht, Rouen zu befreyen, denn er wollte vielmehr, durch Zögern, von

 der

der Ligue die Bedingungen erhalten, die Spanien forderte. Heinrich ließ die Belagerung durch den Marschall von Biron fortsetzen, er selbst aber suchte den Herzog von Parma zu überfallen. Allein er fand an diesem kaltblütigen Feldherrn seinen Meister in der Kriegskunst; anstatt sich überfallen zu lassen, wußte er sich eine Verbindung zwischen der belagerten Stadt, und seinem Heere zu eröfnen.

Heinrich verlohr über das behutsame Verfahren des Herzogs, der sich zu keinem Treffen bringen ließ, alle Geduld, indem er dadurch an der Spitze eines Heers von 40000 Mann gezwungen ward, unthätig zu bleiben. Der Herzog von Mayenne hatte sich nun mit dem von Parma verbunden; aber beyde kamen Heinrichen an Zahl nicht bey, und ihr Zug war äusserst gefahrvoll. Allein die große Ordnung, und Kriegszucht, die der Herzog von Parma bey seinem Heere eingeführt hatte, machte ihn über alle diese Hindernisse siegen; er bewieß sich bey allen Schwierigkeiten so ungezwungen, als ob er am Hofe, nicht aber auf dem Marsche sich befände, und ließ sich, unbewafnet, in einer ofnen Sänfte forttragen.

Hein-

Heinrich, den seine Ungeduld mit sich fortriß, griff den Vortrab von des Herzogs Heer bey Aumale mit der größten Hitze an. Er wagte sich dabey viel zu weit unter die Feinde, so daß er in die Seite verwundet ward, und nur mit Mühe dem Verlust seiner Freyheit, oder seines Lebens auswich. Er gieng hierauf nach Dieppe, um diesen Ort zu decken; Villars aber, der keine spanische Hülfe verlangte, um Meister von seinem Platze zu bleiben, that unterdeß einen so glücklichen Ausfall, daß die Belagerer fast alle Hofnung verlohren. Doch der König eilte ihnen bald wieder zu Hülfe, und drängte Rouen so sehr, daß Villars nach Hülfe sich umsehen mußte. Der Herzog von Parma zog sein Heer schnell wieder zusammen, und überraschte Heinrichen so geschwinde, daß dieser kaum Zeit hatte, sich in Fassung zu setzen. Jetzt wollte der Herzog von Parma ein entscheidendes Treffen liefern; allein der Herzog von Mayenne war dawider, und jener ward überstimmt. Sie giengen zusammen vor Caudebec, einen festen Platz, der wegen seiner Magazine wichtig war, und eroberten ihn; allein der Herzog von Parma ward dabey in den Arm verwundet, und auf eine Weile unthätig gemacht.

Die große Kühnheit Heinrichs IV. sezte ihn einer neuen Gefahr aus, und nur sein gutes Glück, mit dem entschlossensten Muthe verbunden, rettete ihn aus den Händen der Feinde. Er machte sich Hofnung, den Herzog von Parma, der in dem Ländchen Caux auf einer schmalen Erdzunge stand, gänzlich einzuschließen. Er nahm Ivetot, wo der feindliche Vortrab stand, im Angesicht der Feind weg, und da des Herzogs Lager von drey Seiten durch die breitströhmende Seine, von der vierten aber durch sein zahlreiches Heer, so er ihm entgegen sezte, begränzt war, so hielt er es vor unmöglich, daß der Herzog ihm diesmal entwischen könnte. Indem er nun von einer kleinen Schaar Reuter, und 150 zu Fuß begleitet, das feindliche Lager besichtigte, sah er sich plözlich von einem starken feindlichen Haufen umringt. Es erfolgte ein Gefecht, welches Heinrich IV. in einem Briefe an seine treueste Freundinn, Elisabeth, als eins der fürchterlichsten beschreibt, das je vorgefallen sey. „Ich bin „es der Gerechtigkeit schuldig, fährt er fort, zu geste„hen, daß ihre Truppen (er hatte meist Engländer „um sich) so unerschrocken, und herzhaft gefochten ha„ben, daß es meinen Franzosen unmöglich war, es „ihnen gleich zu thun.“

Nur

Nur mit Mühe erkämpfte sich Heinrich seine Freyheit, und nahm hierauf seine Maaßregeln so gut, daß der Herzog entweder in seiner Gegenwart die Seine passiren, oder sich durch sein zahlreiches Heer durchschlagen muste. Er glaubte seiner Sache so gewiß zu seyn, daß der junge Biron von seinem Vater nur sechs bis 7000 Mann verlangte, um den Feind völlig aufzureiben. „Wir werden dann, sagte „der alte Mann, uns beyde wieder nach Biron zur „Ruh setzen, und Kohl pflanzen müssen."

Für die beyden Herzoge schien alles verlohren, sie waren beyde unfähig zu fechten; jener wegen seiner Wunde, Mayenne aber wegen einer vernachläßigten Unpäßlichkeit. Dabey gebrach es ihrem Heer an allem, nur nicht an Vertrauen auf ihren Anführer, *dieser* machte auch einen so herrlichen Plan, und führte ihn mit so vieler Besonnenheit aus, daß er an einem Morgen in aller Frühe mit einer Menge von Fahrzeugen über die Seine gieng, ohne von Heinrichen bemerkt zu werden. Er hatte Tages zuvor zwo Schanzen an der Seite von Caudebec, und an der entgegen gesetzten Seite des Flusses aufwerfen lassen, die seinen Uebergang völlig deckten. In zween starken Märschen erreichte er St. Cloud, gieng dort nochmals über die

Seine, zog vor Paris vorbey, und ruhete nicht eher, als bis er vor Heinrichs Nachsetzen völlig sicher war.

Dieser große Krieger hielt dies für seinen Meisterstreich; denn er ließ Heinrichen durch einen Trompeter fragen: was ihm davon dünkte? Heinrich, der sich einen Sieg, welchen er so gewiß in Händen zu haben vermeint, so schnell entrissen sah, daß er kaum glaubte, seinen eignen Augen trauen zu dürfen, gab ihm, voll Unmuths, die Antwort: er könne nicht davon urtheilen, denn er wäre der Rückzüge so wenig gewohnt, daß er auch den besten einer Flucht gleich achtete. Der Herzog sezte hierauf seinen Zug bis an die Grenze fort, nahm Epernai weg, und gieng nach den Niederlanden zurück. Heinrich wünschte ihn noch auf der Grenze zu erreichen, und er hätte es thun können, wenn er bey Vernon über die Seine gegangen wäre; allein die meisten in seinem Kriegsrathe waren dawider, und er sah wohl, daß sie mehr auf ihre Vortheile dachten, als auf den seinigen.

Die geheime Eyfersucht der wider ihn verbundenen Partheyen gegen einander selbst, war übrigens Heinrichs Glück. Der Herzog von Mayenne haßte, und fürchtete zugleich die Spanier, und Mitglieder

der Ligue, getraute sich aber nicht, mit Heinrichen einen Vergleich zu schließen. Philipp II. dachte Frankreich, unter dem Vorwand der Religion, zu einer Provinz von Spanien zu machen. Elisabeth stand Heinrichen darum so sehr bey, um Philippen in Frankreich so viel zu schaffen zu machen, daß er sie nicht unmittelbar bekriegen könne. Heinrichs Feldherren, die um Geld dienten, wünschten den Krieg verlängert zu sehen, um ihm desto länger nothwendig zu bleiben. Die Herzoge von Epernon, und la Valette, so wie alle Statthalter der Provinzen fürchteten ihre eigne Macht vermindert zu sehen, wenn ein solcher Fürst, wie Heinrich IV. zum völligen Besitz der königlichen Gewalt gelangte. Auch war eine zahlreiche Parthey im Reiche, theils Freunde, theils Feinde der Ligue, die einen freyen Staat zu errichten wünschten.

Im J. 1592 litt Heinrich IV. durch den Herzog von Mercoeur einen Verlust; denn dieser schlug seine Truppen an der Gränze von Anjou, lieferte auch den Hafen Blavet in Bretagne den Spaniern in die Hände. Der König gieng indeß vor Caudebec, und eroberte es, auch kam Epernai in seine Hände, doch mit Verlust seines besten Feldherrn, des Marschalls Biron, nachdem er kurz vorher zwey andre, Montpensier und

Guitri, durch den Tod eingebüßt hatte. Einigermassen ersetzte der Vicomte Türenne diesen Verlust ihm wieder, der mit Heinrichen dadurch noch fester verbunden ward, daß er, durch dessen Vermittelung, die Erbin des Hauses la Marck heirathete, und hiermit, zum Verdruß der Guisen, Herzog von Bouillon ward. Seine Besitzungen machten ihn wichtig für Heinrichen, weil er nicht allein Herr von dem Herzogthum Bouillon, sondern auch von der festen Stadt Sedan, und ihrem Bezirke ward. Heinrich gab ihm den Marschalls-Stab, und sein erstes Unternehmen war vortheilhaft für den König; denn er entsetzte Beaumont, eine Festung nicht weit von Sedan, die der Marschall von Lothringen, im Dienst der Ligue, belagerte, schlug diesen gänzlich, und beraubte ihn alles Geschützes, und Gepäcks, ja selber des Lebens. Auch ein andrer von Heinrichs Feldherren, Thémines, erhielt, über den Herzog von Joyeuse, einen wichtigen Sieg, wobey der Herzog 2000 Mann, und das Leben selber einbüßte. Lesdiguieres trieb den Herzog von Savoyen aus Frankreich, und verfolgte ihn bis vor die Thore von Turin. Der Herzog von Epernon folgte, nach dem Tode seines Bruders la Valette, ihm als Statthalter von Provence, und nahm dem Herzoge von Savoyen Antibes ab.

Aller

Aller dieser erhaltnen Vortheile ohngeachtet war Heinrichs Zustand um die Zeit überaus verfänglich. Seine beste Bundsgenossinn Elisabeth war mit ihm unzufrieden, daß er den Krieg nicht in Bretagne führte, und die Seeküsten, England gegen über, von Truppen entblößt liegen ließ, da sie doch über 12000 ihrer Leute, unter Norris, in Frankreich ihm zu Dienste ließ. Der beständige Geldmangel, den Heinrich litt, drang ihn, die deutschen Hülfstruppen, die der Prinz von Anhalt führte, abzudanken; allein Elisabeth bewog den Prinzen, sie auf etwanige Nothfälle beysammen zu behalten.

Philipp II. hofte noch immer, es mit Hüfe des Pabsts, und der großen Summen, die er an die Ligue verschwendete, dahin zu bringen: daß, durch einen Schluß der Stände von Frankreich, das salische Gesetz übergangen, und seine Tochter zur Königin von diesem Reiche erklärt würde. Er hatte si: deswegen bisher noch nicht vermählt. Zwar war sie dem Herzog Albert zugesagt, aber Philipp dachte doch noch darauf, sie mit einem Prinzen, aus dem Lothringischen Hause zu vermählen, der den Franzosen angenehm wäre.

Die

Die eifrigen Anhänger der Ligue sahen den Thron von Frankreich noch immer als erledigt an, und die Parthey der Sechszehn war durch den Eyfer des Pöbels, und die Unterstützung der spanischen Besatzung zu Paris noch immer ansehnlich. Allein der Herzog von Mayenne, der mit Heinrich IV. damals schon insgeheim einverstanden war, Spaniens Absichten entgegen zu arbeiten, begegnete der Ligue der Sechszehn verächtlich, um so mehr, da die Parthey der Staatsklugen immer merklicher die Oberhand über sie erhielt.

Der Pabst Klemens VIII. hatte versprochen, eine Versammlung der Stände von Frankreich anzubefehlen, damit in derselben ein König gewählt würde. Philipps II. Parthey wollte sie entweder zu Soissons, oder Rheims, der Herzog von Mayenne aber durchaus zu Paris angestellt wissen, damit die Spanier nicht darinn die Oberhand erhielten. Um indeß seinen Ansprüchen mehr Gewicht zu verschaffen, gab Philipp II. dem Herzog von Parma Befehl, mit seinem Heere abermals nach Frankreich zu rücken; seine Unterhändler bey der Ligue aber musten die Erklärung thun: wenn seine Tochter zur Königinn gewählt würde, wollte er ihr Recht mit Millionen, und

einem Heere von 60000 Mann, geltend zu machen wissen.

Beyde, Heinrich IV. und sein jezt nur noch scheinbarer Gegner, der Herzog von Mayenne, wurden von der Vorsehung aus der nicht geringen Verlegenheit gerissen, in der sie sich damals befanden. Der Tod des Herzogs von Parma, der am Ende des Jahrs 1592 erfolgte, als er eben das Heer, welches die Ansprüche Philipps II. unterstützen sollte, zusammen zog, war die günstige Eräugniß, welche der Himmel zu einer Zeit veranstaltete, da alle Rettungsmittel Heinrichs IV. ganz erschöpft zu seyn schienen. Nur die Königinn Elisabeth stund ihm noch bey, seine katholischen Anhänger aber stunden im Begriff, ihn alle zu verlassen, weil er, ihren wiederhohlten Aufforderungen zuwider, noch immer anstand, sich für den katholischen Glauben zu erklären. Seine protestantischen Unterthanen hatten ihm treulich gedient, aber sie waren wie er, selbst, meistens arm, und ihre Zahl war auch sehr vermindert.

Unter diesen mißlichen Umständen gab einer der redlichsten, und scharfsichtigsten seiner Anhänger, der Marquis von Rosny, in der Folge Herzog von Süll,

Hein-

Heinrichen, obwohl er selbst ein Protestant war, den Rath: sich, nach dem ungestümen Verlangen seiner katholischen Unterthanen, zur Veränderung der Religion geneigt zu bezeigen, und hier der Ligue einen Queerstrich zu machen, den sie unter allen am meisten fürchtete. Heinrich, der wohl sah, daß die Versammlung der Stände, die nicht mehr zu verhindern war, ein schreckliches Ungewitter über ihn zusammenzöge, wählte das einzige Mittel, so ihm übrig war, solches zu zertheilen, und gab auf das wiederhohlte Dringen der Katholicken eine Antwort, die sie an seiner Willigkeit, ihren Glauben anzunehmen, nicht mehr zweifeln ließ.

Im Anfange des Jahrs 1593 versammleten sich die Stände des Reichs zu Paris, nachdem sie durch eine gemäßigt, und gut abgefaßte Verordnung des Herzogs von Mayenne, so wie durch einen ungestümen Befehl des päbstlichen Legaten, des Cardinal Piazenza, dahin waren berufen worden. Jener empfahl ihnen nur die Ruhe des Reichs, und die Sicherheit der Religion; dieser dagegen that schriftlich, und auch nachher mündlich den Vorschlag: die Versammlung solle sich dahin vereinigen, bey der Wahl eines Königs Heinrichen von Navarra ganz auszu-

schließen,

schließen, selbst dann, wenn er sich für katholisch bekennen sollte. Der Herzog, der die königlich-gesinnten, und die gemäßigten unter den Liguisten auf seiner Seite hatte, ward bald gewahr, daß er in der Versammlung mehr Gewicht habe, als Philipps II. Parthey. Er widersezte sich daher dem Antrag des Legaten mit großem Nachdruck, und Anstande; auch bewieß der Erzbischoff von Lyon, wie sehr jener Antrag der Würde des Pabsts zu nahe träte, dem man doch einmal die Wahl der Mittel überlassen hätte, durch welche Religion und Staat gerettet werden könnten. Ehe man nicht dessen Meinung hierüber wisse, ließe sich überall nichts hierin bestimmen.

Indem hierüber gestritten ward, kam eine Schrift mit Vorschlägen bey dem Grafen Belin, Befehlshaber von Paris, an, in welcher die katholischen Prinzen, Prälaten, und Großen, so sich bey Heinrich IV. befanden, auf eine Unterredung antrugen, die durch Abgeordnete von beyden Theilen, in der Nähe der Hauptstadt, vorläufig angestellt werden sollte. Die eyfrigsten unter den Verbündeten wollten diese Schrift für ketzerisch erklärt wissen; allein der Herzog hatte Ansehen genug, den größern Theil dahin zu bringen, daß sie den Vorschlag überlegten, und darinn nichts

zu

zu entscheiden beschlossen, bis er mit dem Herzoge von Feria, Philipps Gesandten, zu Soissons darüber sich besprochen hätte.

Bey dieser Zusammenkunft begegneten beyde einander mit vielem Stolze. Feria wollte, daß man das salische Gesetz aufheben müsse, weil alle Prinzen, welche, kraft desselben ein Recht zur Krone hätten, Ketzer, oder deren Freunde wenigstens wären. Dagegen wollt' er die Infantin Isabelle sogleich zur Königinn von Frankreich erklärt wissen, weil sie als Tochter der Schwester des verstorbnen Königs das nächste Recht darzu hätte. Der Herzog antwortete ihm: Königreiche wären nicht durch Versprechungen zu erlangen. Es erhob sich hierauf ein hitziges Gezänk unter ihnen, wobey es zu wechselseitigen Drohungen kam; weil aber die spanischen Minister dem Herzoge von Feria zu Gemüth führten, von welchem Gewicht der Herzog von Mayenne über die französischen Stände sey; zog jener gelindere Saiten auf, bot diesem die Oberherrschaft von Burgund für sich, und sein Haus auf immer, die Statthalterschaft der Picardie auf Lebenszeit, und die Oberfeldherrnstelle über alle Truppen in Frankreich an. Es ist ungewiß, ob der Herzog von Mayenne auf diese Vorschläge geachtet habe.

Er

Er ließ die spanischen Gesandten nach Paris zurückgehen, und, nachdem er Noyon erobert hatte, auch den grösten Theil des spanischen Heers nach den Niederlanden, worauf er den Herzog Feria in die Versammlung der Stände einführte.

Dieser hielt eine Rede, in welcher er den Vorschlag, einen katholischen König zu wählen und das salische Gesetz aufzuheben, mit so vielem spanischen Stolze vortrug, daß er dadurch bey den Franzosen Mißfallen erregte, und patriotische Gesinnungen bey ihnen erweckte, die Heinrichen vortheilhaft waren. Man verwarf diese Vorschläge, und das Parlement zu Paris ließ eine Verordnung ergehen, die es für Hochverrath erklärte, wenn man sich auch nur auf einen Vergleich einlassen wollte, das salische Gesetz zu widerrufen, und Ausländern die Krone zu ertheilen. Dem Herzog von Mayenne mißfiel dieser Schritt des Parlements, der aber für Heinrichen wichtig, und dem Reiche vortheilhaft war, indem er den Patriotismus bey vielen erweckte. Der Herzog Feria schlug hierauf, in Philipps Namen, den Herzog von Guise zum Gemahl für die Infantin Isabelle vor.

Jezt wäre es den beyden Herzogen, wenn sie auch eines Sinnes geworden wären, nicht mehr möglich gewesen, das salische Gesetz abzuschaffen. Es war bekannt, daß Heinrich IV. sich bereits von Bischöffen unterrichten ließ, und willens zu seyn schien, sich mit der römischen Kirche auszusöhnen. Die Versammlung der Stände hatte seinen Vorschlag zu einer Unterredung zwischen Abgeordneten beyder Theile bewilligt, und sie gieng würklich zu Sûrene, einem Dorfe bey Paris, vor sich, wobey der Erzbischoff von Lyon von Seiten der Stände, der von Bourges aber, von Seiten Heinrichs IV. die vornehmsten Abgeordneten waren.

Acht und Vierzigste Vorlesung.

Fortgesezte Regierungs-Geschichte Heinrichs IV. nach Veränderung seiner Religion.

In der Mitte des Jahrs 1593 gewannen Heinrichs IV. Angelegenheiten mit einmal eine günstige Wendung. Er hatte seit einiger Zeit Unterricht von berühmten Geistlichen der katholischen Kirche angenommen, und entsagte jezt öffentlich zu St. Denys seinem bisherigen Glauben, hörte die Messe, und erhielt vom Erzbischoff von Bourges die Lossprechung von dem päbstlichen Kirchenbanne. Er übergab dem Prälaten ein mit seiner Hand unterzeichnetes Glaubens Bekenntniß, und das Volk, was dieser Feyerlichkeit in gedrängten Haufen zusahe, schien darüber sehr erbauet.

Nicht also die Schwärmer unter den Verbündeten; diese schmäheten jezt mit noch größerer Heftigkeit auf Heinrichen, gaben seine vermeintliche Bekeh-

rung, für schändliche Heucheley, und seine Loszählung vom Banne für das Werk einer höllischen Cabale aus. Aber das Volk, das sich nach Frieden, und Ruhe sehnte, achtete nicht auf ihr Geschrey, und ein Stillstand auf drey Monat, vom 1sten August an, den der Herzog mit ihm bewürkte, war die unmittelbare Folge seiner Abschwörung. Er hatte eben damals Dreux erobert.

Die ungemein leutseligen Tugenden des Königs leuchteten jedem seiner Unterthanen, nur nicht den Schwärmern von der Ligue ein, und gewannen ihm bald aller Herzen. Eben jene Boßhaftigen hatten dies vorhergesehen, und ihre Maaßregeln dagegen genommen. Sie munterten einen Schiffer, Peter Barriere auf, Heinrichen zu ermorden. Allein ein Dominicaner, Bianchi, und Brancaleon, ein Edelmann vom Hofe der verwittweten Königin entdeckten diesen Mordanschlag, halfen auch darzu, daß dieser Bösewicht eingezogen, und hingerichtet ward, nachdem er seine Mitgenossen unter den Liguisten entdeckt hatte.

Elisabeth, die treueste Bundsgenossin Heinrichs, schrieb ihm in sehr strengen Ausdrücken, nachdem sie seine

Be-

Bekehrung durch Mornay, ihren Gesandten an Heinrichs Hofe, erfahren hatte; allein der König wußte wohl, daß ihr eigener Vortheil sie standhaft bey der Verbindung mit ihm erhalten würde. Weit mehr zu schaffen machten ihm die eifrigern unter den Protestanten. Er hatte ihnen erlaubt, sich zu versammeln; ihr ungestümer Eifer trieb sie aber, ihm eine Menge von Bedingungen zu überreichen, die er nicht eingehen konnte, ohne sein eignes Verderben zu bewürken. Doch bestätigte er ihnen die Verordnung von Poitiers, und bezeigte sich sehr gnädig gegen sie.

Heinrichs Waffen waren um diese Zeit glücklich: der Marschall Matignon schlug, indem er Blaye in Guienne belagerte, mit Hülfe einiger englischen, und holländischen Schiffe, eine spanische Flotte, obwohl er es nicht hindern konnte, daß Blaye nachher von ihr entsetzet ward. Lesdiguieres hieb 3000 Spanier an der Gränze von Savoyen nieder, und wandte sich darauf wider den Herzog von Epernon, der über das Volk in Provence tyrannisch herrschte, und sich nicht für Heinrich IV. erklären wollte. Der Herzog von Montmorenci erhielt in Languedoc, wo er zu gebieten hatte, alles in vollkommener Ruhe, leistete auch Hein-

richen, sobald dieser sich zur römischen Kirche gewandt, so vortrefliche Dienste, daß dieser ihn dafür zum Connetable erklärte.

Das anscheinende Glück des Königs vermochte den Herzog von Mayenne dahin, daß er sich mit der spanischen Parthey stärker verband, die ihm den Vorschlag that, seinen Sohn, den Herzog von Lothringen, mit der Infantin von Spanien zu vermählen, und dadurch die Krone an sein Haus zu bringen. Er ließ sich durch diese Lockweise gewinnen, und Heinrich entdeckt, daß ein Vergleich zwischen ihm, und Spanien im Werke sey, vermöge dessen man ihm 18000 Mann, zur Ausführung seiner Entwürfe, geben wolle. Heinrich wünschte sehr, den Herzog von Mayenne zu besänftigen, und auf seine Seite zu bringen; er gab daher dem Staatssecretair Villeroy, und dem Präsidenten Jeannin, die bisher zu geheimen Aufträgen zwischen ihm, und dem Herzoge waren gebraucht worden, von dessen Verbindungen mit Spanien Nachricht.

Der Legat des Pabsts war über den Stillstand, den man mit Heinrich IV. geschlossen hatte, unwillig. Um ihn zu besänftigen wußte es der Herzog bey den

Stän-

Ständen, die noch beysammen waren, dahin zu bringen, daß sie ihren Eyd, zum Vortheile der katholischen Religion sich zu verbinden, erneuerten, und die Schlüsse der Kirchen-Versammlung von Trident annahmen. Man bediente sich hierbey des Kunstgriffs, daß man zuerst die Stände, bis auf den Herbst, entließ, und Heinrichs IV. Abgeordneten erlaubte, sich aus der Versammlung wegzubegeben, dann aber, da der Legat in den Saal trat, jenen Unions-Eyd, und die Verpflichtung zu den Schlüssen von Trident, ablesen ließ. Der Herzog that dies, um sich bey dem Pabste beliebt zu machen, von dem er wußte, daß er, nach Heinrichs Uebergang zur römischen Kirche, zu dessen Vortheil entscheiden könne. Er ließ um eben die Zeit seinen eignen Bruder, den Herzog von Nemours nach Pierre Encise gefangen setzen, weil dieser, den man auch mit der Hofnung einer Verbindung mit der spanischen Infantin ankörnte, sich hatte einfallen lassen, in Lyon, wo er Statthalter war, sich unabhängig machen zu wollen.

Der Fortgang, den Heinrichs IV. Angelegenheiten, seit seiner Bekehrung hatten, war seinen Erwartungen gar nicht gemäß. So sehr auch das Volk zu

Paris ihn, seit dem Stillstande, seegnete, und zu lieben schien, unterwarfen sich ihm doch keine Großen, noch erkannten Plätze von Wichtigkeit ihn, als Oberherrn, und er sah nun wohl, daß der Vorwand der Religion bisher nur eine Ausflucht gewesen war, deren man sich gegen ihn bedient hatte. Es herrschte noch ein zu großes Vertrauen zu des Herzogs von Mayenne guten Absichten unter der Nation, wozu auch noch das Mißtrauen kam, das man auf Heinrichs Bekehrung setzte. Der Marquis von Vitri war erst nach fünf Monaten, seit dieser Begebenheit, der einzige Große, der das Herz hatte, sich für Heinrichen zu erklären, und mit ihm auszusöhnen. Er war von der Ligue zum Befehlshaber von Meaux gemacht worden, nachdem er vorhin den König verlassen hatte; jetzt aber, da Heinrich seinen Uebergang zur katholischen Kirche bekannt gemacht hatte, erinnerte er den Herzog von Mayenne sogleich, daß man nicht ferner Umgang nehmen könnte, sich dem Könige zu unterwerfen, und da dieser nichts hiervon hören wollte, befahl er seiner Besatzung, die Stadt zu räumen, übergab die Schlüssel der Obrigkeit, und brachte sie dahin, solche an Heinrichen zu senden. Heinrich nahm im Jenner 1594 die Einwohner, als seine Kinder, auf, und

setzte, auf ihr Anhalten, den Marquis von Vitri aufs neue in seine Stelle ein.

Noch mehr Mühe kostete es Heinrichen, die Gesinnungen des römischen Hofes zu seinem Vortheile zu ändern. Clemens VIII. war bisher sein heftiger Feind gewesen, und als der König, nach seiner Religionsänderung, die ersten Schritte that, sich mit ihm auszusöhnen, deßwegen auch den Cardinal von Gondi, und den Marquis von Pisani nach Rom schickte, um aufs demüthigste seine Loßsprechung vom Banne zu suchen, wollte sie der Pabst einige Zeit über nicht vor sich lassen. In der Folge schien er zwar geneigter, ihm die Loßzählung vom Banne zu bewilligen, aber er ward doch noch immer durch die spanische Parthey in Furcht gehalten, es öffentlich zu äußern. Nicht diese allein, sondern auch die von der Ligue, und selbst die Protestanten zum Theil suchten ihm, durch das Gerücht, seine Bekehrung sey nur verstellt, den Zugang zum Pabste zu sperren. Heinrich gebrauchte zwar mancherley Unterhändler am römischen Hofe, sonderlich Arnolden von Ossat, der sich in der Folge als Cardinal großen Ruhm erwarb, um diese Verleumdungen seiner Widersacher zu zernichten. Allein der

römische Hof gieng doch dabey so langsam zu Werke, und der Pabst selbst bewieß sich, aus Staatsklugheit, so unerklärlich hart, daß Heinrich, auf Ossats Anregen, den Herzog von Nevers, an der Spitze einer prächtigen Gesandschaft, nach Rom schickte, um des Pabsts Erklärung zu betreiben. Kaum war dieser Herr an der Gränze angekommen, als der Pabst ihm sagen ließ: er werde ihn nicht als den Gesandten eines Königs, den er nicht erkenne, annehmen, und ihm nur zehn Tage in Rom zu bleiben gestatten. Dem ohngeachtet erschien er, und sprach mit großer Freymüthigkeit, als der Minister eines Königs, machte auch zulezt dem Pabst begreiflich: er stünde in Gefahr, durch fortgesetzte Härte, zwey Drittheile von Frankreich zu verliehren. Nachdem er alles, Drohungen, und Güte umsonst versucht hatte, reisete er wieder zurück, um Heinrichen von dem widrigen Fortgang seines Geschäfts Nachricht zu bringen.

Der Marquis von Vitri, und die Einwohner von Meaux hatten indeß die Bürger der Hauptstadt ermahnt, ihrem Beyspiele gemäß, sich dem Könige zu unterwerfen. Charenton, und viele Plätze um Paris her, wurden von Heinrichen erobert. Auch erklär-

ten

ten sich in eben dem Jahre die Einwohner von Lyon für ihn, ohne daß ihr Erzbischoff das geringste zu ihrer Unterwerfung beygetragen hatte. Es änderte sich überall die Gesinnung der Franzosen jezt so sehr zu Heinrichs Vortheile, daß er wohl sah, es fehle nur an der für das Volk so wichtigen Ceremonie seiner feyerlichen Krönung, um ihm die Herzen der Nation vollends zu gewinnen. Der Marschall de la Chastre trat von der Ligue ab, und übergab Heinrichen die Stadt Orleans, nebst dem Gebiete derselben, worinn er, so wie in Bourges Statthalter war. Auch übergab Alincourt Pontoise an ihm, Rheims aber, wo die Könige bisher waren gekrönt worden, blieb noch immer in den Händen der Bundsgenossen. Heinrich beschloß, um seine Rechte so bald als möglich allgemein geltend zu machen, sich zu Chartres krönen zu lassen.

Es geschah im Anfang des Jahrs 1594 mit so vieler Feyerlichkeit, als die damaligen Zerrüttungen des Reichs nur immer gestatten wollten. Die Folgen, die diese Feyerlichkeit hatte, waren so erstaunlich, daß der Legat des Pabsts vor nöthig fand, ihnen durch eine eigene Schrift möglichst Einhalt zu thun. Er erklärte

klärte darinn: der Pabst sey so weit entfernt, sich durch den Herzog von Nevers zur Loßzählung Heinrichs IV. vom Banne bewegen zu lassen, daß er vielmehr beschlossen habe, solches niemals zu thun. Allein dieser unzeitige Eyfer schadete der Ligue gar sehr; denn der Legat gab keine Ursach an, warum Heinrichen die Lossprechung versagt würde. Die Katholicken, die auf Heinrichs Seite waren, sahen nun deutlich ein: nicht Heinrich, sondern der Pabst sey zu tadeln, und Philipps von Spanien Absicht sey, Frankreich in immerwährenden Krieg zu verwickeln. Daher ward auch die Zahl derer, die Heinrichs Fahnen folgten, mit jedem Tage größer.

Die Hauptstadt war jetzt vom Könige abermals gesperrt, nachdem ein fünfmonatlicher Waffenstillstand den Einwohnern einen Vorschmack von den Süßigkeiten des Friedens verliehen hatte. Der Herzog von Mayenne war mit den seinigen nach Soissons gegangen, und hatte die Stelle eines Befehlshabers dem Grafen von Brißac gelassen. Sein Betragen war dem Parlemente in der letztern Zeit äusserst verdächtig geworden; denn er gestattete den Sechszehn geheime Zusammenkünfte, wohnte solchen selbst einmal bey,

und

und schämte sich nicht, die Greuel dieser verhaßten Rotte wieder erneuern zu wollen. Er hatte sich von Brißac die Hofnung gemacht, derselbe würde seinen Absichten gemäß handeln; allein dieser dachte nur darauf, bey Heinrichen sein Glück zu machen, und fieng daher sehr bald geheime Unterhandlungen mit seinen Freunden von der königlichen Parthey an, und dachte nur darauf, sie dem Könige zu übergeben. Um seine Zusammenkünfte mit ihnen vor den Spaniern, und den Eiferern für die Ligue zu verbergen, gab er Familienzwist mit seinem Schwager St. Luc, der sich bey Heinrichen befand, als den Grund an, warum er öfters mit denen von des Königs Parthey in den Vorstädten zusammen käme. Bey dieser Gelegenheit eröfnete er Heinrichen seine Absicht, ihm ohne Blutvergießen die Stadt in die Hände zu spielen, und da der Vorsteher der Kaufleute, nebst dem Schöppen L'anglois, mit von den Anhängern des Königs waren, so gab Brißac Befehl, daß das neue Thor, unter dem Befehl des Schöppen, stark besetzt werden sollte, bis es zugemauert werden könnte, weil dadurch des Königs Truppen am ersten in die Stadt würden eindringen können.

Brißac suchte sich bey allen Schritten, die er that, den Schwärmern von der Ligue zu steuern, und sie zu entwafnen, durch das Ansehn des Parlements zu sichern; zum Glück waren auch der Präsident desselben, le Maitre, der oberste Anwald Molé, und zween Parlementsräthe, von der königlichen Parthey. Doch konnten die Zusammenkünfte nicht so geheim gehalten werden, daß nicht der Herzog von Feria etwas davon sollte geargwohnt haben. Es wurden daher zween spanische Officier, und einige Soldaten bestellt, die den Grafen Brißac überall begleiten sollten, und denen Befehl gegeben war, ihn bey dem geringsten Lerm, so sie außer der Stadt hören würden, niederzustoßen. Allein zum Glück für ihn zeigten sich an dem bestimmten Tage die königlichen Truppen nicht eher, als früh um 4 Uhr, da er sich, unter einem guten Vorwande, der Gesellschaft seiner Aufpasser zu entledigen gewußt hatte. Er öfnete hierauf ihnen die Thore, und so zogen sie in aller Stille ein, besetzten die wichtigsten Posten, und machten sich, fast ohne Widerstand, Meister von der Stadt. Nur ein Haufe von 70 spanischen Soldaten, die sich weigerten auszurufen: es lebe der König! ward, nebst einigen schwärmerischen Bürgern, niedergestoßen.

Sobald

Sobald Heinrichs Truppen sich der Stadt versichert hatten, erschien er selbst, von einem ansehnlichen Gefolge seines Adels begleitet, und sein Einzug glich mehr einem Triumph, als einer Eroberung. Er ward mit allgemeinem Freudenruf empfangen, gerade nach der Hauptkirche geführt, und mit einer Rede bewillkommt, worauf der ambrosische Lobgesang, und die Messe gesungen ward. Hierauf speiste er öffentlich im Louvre, und Nachmittags waren alle Laden offen, so daß Ruh, und Gewerbe in der Stadt, binnen wenig Stunden, hergestellt waren.

Der Cardinal Pellevee, einer der eyfrigsten Anhänger der Ligue, war bereits bettlägerig, als diese große Veränderung mit Paris vorgieng; die Nachricht davon rührte ihn so sehr, daß er augenblicklich des Todes ward. Uebrigens bewieß Heinrich gegen die Spanier, die er als Kriegsgefangene hätte behalten können, die Leutseligkeit, ihnen einen freyen Abzug zu erlauben. Als sie auszogen, rief er ihren Feldherren zu: Meine Herren, empfehlen sie mich ihrem Könige; reisen sie glücklich, aber kommen sie nie wieder. „Den Cardinal-Legaten bat er zu sich, dieser entschuldigte sich aber, und reiste ab. Mit ihm

verließ

verließ eine Menge hitziger Anhänger der Ligue die Hauptstadt, und der großmüthige Monarch ließ sie ungestraft abziehen, denn er sagte: Ich will alles verzeihen, und vergessen; kann man auch wohl diesen Leuten ihre Handlungen mehr verargen, als einem Rasenden, wenn er zuschlägt?"

Ohne banger Unruh war indeß der sonst unerschrockne Monarch an diesem merkwürdigen Tage nicht. Er sah sich zum öftern ängstlich um, und fragte: ob man sich auch der Thore völlig versichert habe? Der frohe Zuruf des Volks beruhigte ihn aber bald, und er sagte: „Ich sehe wohl, daß dies arme Volk in der Tyranney ist gehalten worden." Als er von dem Gedränge in die Kirche fast hineingetragen ward, wollte er es nicht leiden, daß die Wache ihm mehr Platz verschafte: „Ich will lieber mit Mühe hineinkommen, sagte er, wenn sie mich nur bequem sehen können; denn sie haben eine heißhungrige Begierde, einen König zu sehen."

Diese ruhige Einnahme der Hauptstadt hatte das Ansehn eines Wunders, obwohl die meisten, die sie bewürken halfen, sich dafür hatten bezahlen lassen.

Der

Der Graf Brißac erhielt für seinen Dienst dabey den Marschallstab, und 100,000 Thaler. Der König frug bey seinem ersten Mittagsmale einen scherzhaften Mann: „Was sagst du darzu, daß du mich in Paris siehest?“ und da dieser antwortete: Ich sage, Sire! man hat dem Kayser wieder gegeben, was des Kaysers ist, versetzte der Monarch mit seiner gewöhnlichen Betheurungs-Formel: „Potz heil. Graurock! man hat es mir nicht wieder gegeben, sondern rechtschaffen verkauft.“

Das Parlement widerrief sogleich alle Verordnungen, die seit des vorigen Königs Tode, zum Nachtheil der königlichen Macht, ergangen waren, sonderlich auch die dem Herzog von Mayenne ertheilte Würde. Auch die Häupter der hohen Schule, und der Sorbonne unterwarfen sich dem Könige, und nahmen, indem sie kniend um Vergebung baten, alle ihre aufrührische Sätze, und Handlungen zurück; der König aber ließ sich so weit herab, daß er die Lehrer der Sorbonne von der Aufrichtigkeit seiner Bekehrung versicherte. Als jemand äusserte, seine Leutseligkeit gegen die, so ihn beleidigt hätten, gienge zu weit, sagte der edelmüthige Monarch: „Meine Siege kom-

„men von Gott, und da er mir vergiebt, so wenig ich „es verdiene, will ich auch meinen Unterthanen ver„geben.“ Er bestätigte auch die meisten, die in Aemtern standen, in denselben, und ließ sich von ihnen den Eyd der Treue schwören.

Jetzt, da sich Heinrich der Hauptstadt versichert hatte, gieng sein Augenmerk auf Rouen, da dieser Platz viel zu wichtig war, als daß er ihn in den Händen der Ligue lassen konnte. Der Befehlshaber darinn war noch immer Villars, der zuvor sich durch seine tapfre Vertheidigung ausgezeichnet hatte. Er war von dem Herzoge von Mayenne zum Admiral von Frankreich ernannt worden, und verlangte vom Könige nicht allein die Bestätigung seiner beyderley Würden, sondern auch noch 120,000 Livres, und einen Gehalt von 60,000 franz. Pfunden. So hoch gespannt diese, und noch viel andre seiner Forderungen waren, sah sich Heinrich doch gedrungen, solche einzugehen, um so mehr da Elisabeth von England darauf bestund, daß er diesen Platz nicht in den Händen seiner Feinde lassen dürfe. Die Folge davon war, daß sich auch der Statthalter von Poitou, Herzog von Elbeuf, ihm unterwarf. Der Marschall von Aumont erhielt

erhielt Befehl, die englischen Truppen, welche unter dem Norris standen, in Bretagne anzuführen; mit ihnen eroberte er Morlaix, St. Malo aber ergab sich freywillig. Er belagerte hierauf Credon, und nahm es den Spaniern ab, die alle niedergehauen wurden. Zwischen dem Herzoge von Mercoeur, und dem spanischen Feldherrn d'Aguilar waltete große Uneinigkeit ob, und dadurch ward dem Marschalle die Eroberung von Bretagne sehr erleichtert.

Auch bey der Eroberung von Champagne gab Heinrich Proben seiner Großmuth. Die Ligue hatte dem Marschall von St. Paul den Befehl über die Truppen ertheilt, die diese Provinz vertheidigen sollten, und Mayenne hatte ihm deswegen den Marschallsstab gegeben. Allein er war kürzlich vom Herzoge von Guise, Statthalter dieser Provinz, in einem Wortwechsel niedergestoßen worden, und nun trat der letztere mit Heinrichen in Unterhandlung. Die Einwohner von Rheims thaten dem Könige den Vorschlag, ihm den Herzog auszuliefern; allein der edelmüthige Monarch verwarf diesen treulosen Kunstgriff; verglich sich mit dem Herzoge dadurch, daß er ihn zum Statthalter von Provence machte, nachdem Lesdiguieres den

Herzog von Epernon aus dieser Provinz vertrieben hatte. Der Herzog von Lothringen verglich sich mit dem Könige, weil er sah, daß die Ligue sich nicht gegen ihn würde behaupten können.

Heinrich konnte nun, da sich das Glück wieder zu ihm wandte, auf die Loszählung vom Banne hoffen, und der Pabst versicherte auch insgeheim den Ossat, daß er solche zu gehöriger Zeit ertheilen wolle, man solle nur an seiner Freundschaft gegen die Abgeordneten der Ligue keinen Anstoß nehmen. Philipp II. dagegen ward durch den glücklichen Fortgang Heinrichs nur noch trotziger, und ließ kein Mittel unversucht, wodurch er ihm heimlich, oder öffentlich schaden konnte. Heinrich sah sich zuletzt gedrungen, ihm den Krieg zu erklären, und seine Niederlande anzugreifen. Ein förmlicher Krieg war bisher zwischen Spanien, und Frankreich noch nicht erklärt worden, obgleich beyde Völker, seit vielen Jahren, Feindseligkeiten gegen einander ausgeübt hatten, und die Franzosen der spanischen Treulosigkeit lange zum Spiel hatten dienen müssen. Jetzt brach, durch Heinrichs Freymüthigkeit, der Krieg aus, und alle, die es mit Spanien hielten, wurden von ihm für Aufrührer erklärt.

Ausser

Ausser den Staatsursachen, die Heinrichen zu diesem Schritte bewegten, war auch seine Beyschläferin, die Gabrielle von Estrees, die er bis zum Unsinn liebte, und die auf eine Versorgung für ihren Sohn dachte, ein Grund hierzu. Der Herzog von Bouillon rieth nicht weniger zu diesem Kriege, denn er dachte den Vortheil des Prinzen von Oranien dadurch zu befördern, und auch den Reformirten, deren Oberhaupt er jetzt war, ansehnliche Vortheile zu verschaffen.

Indem Heinrich sich zu diesem Kriege rüstete, und zugleich Ruh, und Ordnung in seinem Reiche wieder herzustellen suchte, stand ein Bösewicht auf, der durch die verderblichen Grundsätze der Jesuiten begeistert, darauf ausgieng, das Glück, dessen Frankreich unter einem so guten Beherrscher zu genießen anfieng, gewaltsam zu stöhren. Es war ein junger Mensch, von 19 Jahren, Johann Chatel, dessen schwaches Gehirn durch die Reden seiner Lehrer so war erhitzt worden, daß er sich den Himmel damit zu verdienen glaubte, wenn er Heinrichen ermordete. In dieser Absicht wußte er sich, in dem Gefolge des Königs, bis in sein Zimmer einzuschleichen, und stach mit einem langen Messer ihm nach der Kehle. Weil aber der

König sich in eben dem Augenblick bückte, um einen Herrn, den man ihm vorstellte, zu umarmen, so traf er ihm den Mund, und stieß einen Zahn aus, ohne eine tiefe Wunde zu machen. Der Mörder ward ergriffen, und gestand auch die That, ohne einen Mitschuldigen derselben anzugeben; nur leugnete er nicht, von seinen Lehrern oft behaupten gehört zu haben: es sey verdienstlich, einen ketzerischen, und noch im Banne der Kirche befindlichen König zu ermorden. Er hielt die schrecklichsten Martern mit Standhaftigkeit aus, ohne seine That zu bereuen, so tiefe Wurzel hatten die schädlichen Maximen seiner Sekte in seinem Gemüthe geschlagen. Sein Lehrmeister Gueret, und noch ein andrer des Ordens, Guignard, wurden eingezogen; der erstere hielt die Folter aus, ohne etwas zu gestehen, und ward des Landes verwiesen; in den Schriften des andern fand man Sätze, die den Königsmord rechtfertigten, daher ward er mit dem Strange getödtet, ohne daß man ihn dahin bringen konnte, einzugestehen, daß er Unrecht gethan habe. Er behauptete diese Schriften vor der Einnahme von Paris aufgesetzt zu haben, nach welcher der König eine allgemeine Vergebung bekannt machen lassen. Weil man fand, daß dieser schädliche Lehrsatz dem ganzen

Orden

Orden gemein war, so verwieß der König denselben aus Frankreich, ward aber neun Jahre nachher wieder dahin vermocht, ihn zurückzurufen.

Gabrielle von Etrees hatte ihren königlichen Liebhaber so sehr in ihrer Gewalt, daß sie, so schwach am Geiste sie auch war, doch den ungleich größern Geist Heinrichs zu den wichtigsten Entwürfen bestimmen konnte. Der Krieg gegen Spanien war die Folge eines solchen Entwurfs, den sie gemacht hatte, ihrem Sohne durch die Eroberung der Franche-Comté eine Versorgung zu schaffen. Er sollte sie unter dem Schutze der Schweitzer-Cantons besitzen, die Oberlehnsherren davon seyn sollten. Philipp II. ließ indeß den Connetable von Castillon, Velasco, mit einem Heere von 15000 Mann, nach dieser Provinz aufbrechen, um sich gemeinschaftlich mit dem Herzoge von Mayenne, Heinrichen zu widersetzen. Dieser war jetzt, nebst dem Herzoge von Mercoeur, und dem von Aumale, noch immer ein Anhänger Philipps, der auf die betrüglichen Versprechungen desselben thöricht sich verließ. Er hatte kürzlich in Burgund, wo sein Anhang noch am stärksten war, Dijon, die Hauptstadt, den königlichen Truppen überlassen müssen, und nur die Festung dabey hielt sich noch.

Heinrich IV, der nun in Paris Ruh' und Sicherheit wieder hergestellt, und den Prinzen von Conti daselbst zum Präsidenten des Staatsraths erklärt hatte, machte sich fertig, den Feldzug gegen die Spanier selbst zu eröfnen, als er die gewisse Nachricht erhielt, der Connetable, Velasco, habe sich mit dem Herzoge von Mayenne vereinigt, und Vejoul in der Franche Comté, das seine Truppen bereits erobert hatten, ihnen wieder entrissen. Seine Ungeduld, der schönen Gabrielle Wort zu halten, riß ihn zu der voreiligsten Handlung fort, bey welcher er leicht seine Freyheit, oder sein Leben hätte einbüßen können. Denn, indem er nach dem Sammelplatze seiner Truppen zog, stieß er an der Spitze von 300 Reutern, bey Fontaine Francoise auf des Herzogs von Mayenne Vortrab, und wagte es, solchen anzugreifen. Hätte der Herzog den Connetable in Bewegung setzen können, so möchte Heinrich der Gefahr, in die er sich so unbehutsam stürzte, schwerlich entgangen seyn. Allein er sah voraus, daß sein kleiner Haufe, wofern er sich zurückzöge, sogleich würde vom Feinde umringt werden; daher wehrte er sich mit dem erstaunlichsten Muthe so lange, bis 800 von seiner Reuterey darzu kamen, und diesem ausserordentlichen Gefecht, mit

völli

völligem Siege auf seiner Seite, ein Ende machten.

Der Herzog von Mayenne sah aus der Unthätigkeit der Spanier, womit sie litten, daß Heinrichs Truppen die Festungen Dijon, und Talon eroberten: sie wollten nicht mit ihm gemeinschaftlich Krieg führen. Er sehnte sich schon lange nach einer Aussöhnung mit Heinrichen, um so mehr, da die Ligue ihrem Untergange immer näher kam; nur wollt' er es nicht wagen, ihn, vor der päbstlichen Loszählung vom Banne, als König zu erkennen. Heinrich, der seine Gesinnungen schon kannte, erlaubte ihm, sich zu Chalons aufzuhalten, und bewilligte darzu einen dreymonatlichen Stillstand. Der Herzog beschloß, diese Zeit auf Unterhandlungen zum Frieden zu wenden.

Hätte Heinrich die Schweitzer-Cantons zu rechter Zeit auf seine Seite gebracht, so würd' es ihm jezt leicht geworden seyn, mit den Spaniern allein fertig zu werden, und die Franche-Comté zu erobern. Jezt aber, da dies nicht geschehen war, begehrten sie vielmehr, der Neutralitäts-Vergleich zwischen dieser Provinz, und Burgund vom Jahre 1580 solle erneuert

neuert werden. Alles, was er demnach thun konnte, war, daß er das Land verheerte, das er zu erobern gedachte. Er begab sich nach Lyon, wo ihn die Einwohner, und ihr Erzbischoff, der dem Herzoge von Mayenne so viel Dienste geleistet hatte, prächtig bewirtheten. Er nahm dort Besitz von den Festungen, welche Bois-Dauphin in dieser Gegend inne hatte, und verlieh ihm den Marschallsstab, den dieser bereits vom Herzoge vorhin erhalten hatte. Als er zu Lyon war, schloß er mit dem Herzoge von Savoyen einen Stillstand bis zum Schlusse des Jahrs 1595.

Clemens VIII. zeigte sich auch nunmehr gegen Heinrichen von Tag zu Tag geschmeidiger; doch war er noch immer unschlüssig, dem Gesuch des Königs völlig zu willfahren, aus Furcht, Philippen II. zu beleidigen. Eine witzige Antwort indeß, die ihm sein Auditor Rotar, Olivieri, gab, machte dieser Unschlüssigkeit ein Ende. „Was sagt man in Rom von „den französischen Unruhen?“ frug der Pabst, worauf Olivieri versetzte: „Man sagt: Clemens VII. habe „durch seine Hitze England verlohren, und Clemens „VIII. werde durch seine Langsamkeit Frankreich verliehren.“ Diese Rede bestimmte mit einmal den

Pabst, die Loßsprechung Heinrichs den versammleten Cardinälen vorzutragen, und, da nur einer dagegen Einwendungen machte, solche zu beschließen. Sie erfolgte hierauf feyerlich noch im Herbste des Jahrs 1595, nachdem dû Perron, und Ossat, im Namen des Monarchen, die Erfüllung gewisser Bedingungen heilig angelobt hatten. Eine derselben betraf, wie man meint, die Zurückberufung der Jesuiten, die übrigen aber blosse Bußübungen, die der heil. Vater dem loßgezählten Monarchen auflegte.

Der Herzog von Mayenne hatte nun keinen Vorwand mehr, seine Aussöhnung mit Heinrichen aufzuschieben, und der großmütige Monarch räumte gern die dabey noch vorkommenden Hindernisse aus dem Wege. Sie kam also im Jenner 1596 zu Stande, und der Herzog erhielt weit bessere Bedingungen, als er nach seiner damaligen Verfassung hoffen konnte. Er wurde als das Haupt einer Parthey bey diesem Vergleiche betrachtet, und die Erklärung von ihm angenommen, daß er, nebst seinen Freunden, blos um der Religion willen die Waffen ergriffen habe. Es ward daher für ihn, und sie eine Vergessenheit alles vorgegangnen bedungen, und er, so wie alle seine Anhänger

hänger, in ihre Güter wieder eingesezt. Der König nahm es auf sich, alle seine öffentliche Schulden, und, für eine beträchtliche Summe, selbst von seinen Privatschulden zu bezahlen. Er legte die Statthalterschaft von Burgund nieder, sein ältester Sohn aber ward Statthalter von Isle de France, auch bekam er, zur Sicherheit, die Städte Seure, Chalons und Soissons, auf sechs Jahre. Vornehmlich ward er, samt seinen Freunden, von aller Schuld an des vorigen Königs Tode frey gesprochen.

Heinrich hatte wichtige Ursachen zu dieser Aussöhnung mit dem Herzoge. Er entzog dadurch seinen mächtigsten Unterthan der Verbindung mit Spanien, und machte sich dadurch einen Mann zum Freunde, der, bey allen seinen Vergehungen wider ihn, doch immer Patriotismus genug übrig hatte, um nicht all' das Unheil anzurichten, was er, in seiner Lage, hätte anrichten können. Er hatte doch, so sehr er gegen Heinrichen im Anfange feindseelig handelte, verhütet, daß Frankreich nicht eine Provinz von Spanien, nach Philipps Entwurfe, geworden war. Der Herzog ward auch von der Zeit an, ein Bewundrer der Tugenden Heinrichs, und sein getreuester Unter-

than;

than; es gelang dem edelmüthigen Monarchen ihn sogar in der Folge zu seinem vertrauten Freunde zu machen. Die Rache, die Heinrich für so langjährigen Verdruß, den der Herzog ihm verursacht hatte, an ihm nahm, bestand darinn, daß er ihn einst, bey seinem schwerfälligen Körper, durch einen weiten Spaziergang, den er mit ihm vornahm, rechtschaffen abmattete.

Des Herzogs Aussöhnung mit ihm war übrigens von großen Folgen. Nach dem Tode des Herzogs von Joyeuse war dessen Bruder, der bisher im Kloster gewesen, es aber wieder verlassen hatte, um der Ligue zu dienen, zum Befehlshaber von Toulouse gemacht worden. Dieser übergab jezt die Stadt an Heinrichen, und der Herzog von Nemours unterwarf sich gleichfalls. Auch überfiel der Herzog von Guise, mit Hülfe eines corsikanischen Hauptmanns, Libertat, die wichtige Stadt Marseille, welche bis jezt noch in der Gewalt der Spanier gewesen war, und eroberte für Heinrichen diesen wichtigen Gränzhafen, durch den die Spanier immer einen Eingang in Frankreich gehabt hatten. Der Monarch war auch über die Nachricht von dieser Eroberung so erfreut, daß er ausrief: Nun bin ich endlich einmal König!

Der Herzog von Epernon hatte, vermittelst eines starken Gehalts, den ihm der König von Spanien zahlte, sein ehemaliges Gewicht in Provence wieder erlangt, und sich hierauf gegen Heinrichen sehr übermüthig bezeugt, weil dieser den Herzog von Guise zum Statthalter der Provence erklärt hatte. Jetzt, da er sah, wie edelmüthig sich der Monarch gegen den Herzog von Mayenne bezeugte, machte ihm dies Muth, vor ihn zu treten, und, nebst der Verzeihung seiner Widerspenstigkeit, sich die Statthalterschaft von Limousin auszubitten. Der Monarch verwilligte ihm beydes, und dies, so sehr es auch seine dermalige Lage zu rechtfertigen schien, ward ihm als eine Schwachheit angerechnet. Man sagte von ihm: er sey vielmehr großmüthig gegen seine Feinde, als dankbar gegen seine Freunde gewesen, aber man that ihm darinn Unrecht. Der treue Lesdiguieres kam eben damals, nachdem er seine kriegerischen Aufträge geendigt hatte, an Heinrichs Hof, und ward von dem dankbaren Monarchen, dem er gedient, mit der Versicherung bewillkommt: er könne auf alles, was nur in seiner Gewalt stünde, Anspruch machen. Er gab ihm auch Tages darauf eine Stelle im Staatsrath, ob jener gleich für einen eifrigen Hugonotten bekannt war.

Von

Von allen Unterthanen des Königs, die zu ihrer Pflicht noch nicht zurückgekehrt waren, galt, nächst dem Herzoge Mercoeur in Bretagne, der Herr von Rosne für den gefährlichsten. Der Herzog von Mayenne hatte ihm den Marschallsstab gegeben, Heinrich aber wollte ihn nicht in dieser Würde bestätigen, sondern zwang ihn gewissermaßen, sich in den Schutz der Spanier zu begeben, denen er die beträchtlichsten Dienste in Artois, und der Picardie leistete. Der Herzog von Nevers, und der von Bouillon, war, nebst dem Grafen von St. Paul, und dem Admiral Villars, Heinrichs Feldherrn in der Picardie; allein die Abneigung der drey letztern gegen den erstern schadete Heinrichen in seinen Unternehmungen daselbst gar sehr. Fuentes, der spanische Feldherr, nahm Catelet weg, und belagerte Dourlens. Heinrichs Feldherren wollten diesen Platz entsetzen, wurden aber vom Fuentes geschlagen. Der Admiral Villars, der sich mit unter den Gefangnen der Spanier befand, ward, weil er die Ligue verlassen hatte, jetzt mit kaltem Blute von einem spanischen Officier ermordet. Wegen dieser Grausamkeit zog das Parlement zu Paris den Herzog von Aumale vor Gericht, den man bey Dourlens unter den Spaniern gesehen hatte, und verurtheilte

urtheilte ihn, wegen Hochverraths, geviertheilt zu werden, ließ auch dies Urtheil an seinem Bildnisse vollstrecken. Ein andrer von Heinrichs Feldherren, Hûmieres, überfiel zwar die Stadt Ham, kam aber bey dieser Eroberung, selbst ums Leben.

Als Heinrich den glücklichen Fortgang der Spanier in der Picardie erfuhr, gieng er selbst dahin ab, um solchem Einhalt zu thun. Unterwegs kam ihm der Herzog von Nevers entgegen, und meldete ihm: die Spanier hätten auch Cambray weggenommen, und Heinrich werde mit den wenigen Truppen, die er bey sich hätte, nicht viel thun können, um die Picardie gegen die Spanier zu beschützen. Heinrich ward über den zaghaften Ton, woraus dieser sonst für tapfer gehaltne Feldherr sprach, so aufgebracht, daß er ihm sagte: „Für Sie schickt es sich ungemein wohl, „mir einen Rath hierüber zu geben, da Sie stets in „einer Entfernung von 7 Meilen von Cambray ge„blieben sind." Dieser bittre Vorwurf kränkte den Herzog so sehr, daß er in wenig Tagen sich zu tode grämte; auch wollte er Heinrichs Besuch nicht annehmen, dem es reuete, ihn so hart angelassen zu haben.

Der

Der König fand sich außer Stande, Cambray wieder einzunehmen, und gieng deswegen für die starke Festung la Fere, die er, nach einer langweiligen Belagerung einnahm. Allein izt war der Erzherzog Albert, Statthalter der Niederlande, mit 20000 Mann in Frankreich eingerückt, und da es dem spanischen Feldherrn Fuentes nicht möglich gewesen war, la Fere zu entsetzen, dachte dieser darauf, Heinrichen auf eine andre Art Schaden zu thun, wozu Rosne ihm Anleitung und Vorschub gab.

Rosne war damals bey den Spaniern im Verdacht, als wollte er sie verlassen, und in Heinrichs Dienste treten, der ihm auch würklich angeboten hatte, seine Schulden zu bezahlen. Eh dies aber geschehen konnte, ward die Unterhandlung bekannt, und Rosne kam in die Gefahr, sein Leben zu verliehren, da er sich in der Gewalt der Spanier zu Brüssel befand. Er ward vor dem Staatsrath gefordert, um verurtheilt zu werden; allein, ob er wohl von seiner gefährlichen Lage unterrichtet war, trat er doch mit unerschrockner Miene vor solchem, und sprach: er käme von einem Anschlage, der Spanien sehr vortheilhaft wäre, Nachricht zu geben. Er brachte hierauf die Eroberung der

wichtigen Plätze Metz und Calais in Vorschlag, versprach auch, den letztern in wenig Tagen zu schaffen. Der Erzherzog nahm seinen Vorschlag an, und gab ihm die Aufsicht über dies Unternehmen, welches er auch bald ausführte, eh' Heinrich herbeyeilen, und Calais entsetzen konnte. Er hatte den Sancy nach England geschickt, um der Königin die Gefahr zu melden, in welcher Calais schwebte, da sie eine Flotte im Canal hatte, mit der es ihr ein leichtes gewesen wäre, die Festung zu entsetzen. Als Sancy seinen Vortrag gethan hatte, frug ihn Elisabeth: ob sein Herr Calais lieber in spanischer Gewalt, oder in der ihrigen sehen werde? Dieser antwortete ehrlich: lieber in spanischer; denn diesen wird es mein Herr bald wieder entreissen. Sie wollte hierauf mit Sancy weiter nichts zu thun haben, sondern ließ durch ihren Gesandten, Sidney, Calais von Heinrichen fordern, wofern sie etwas zu dessen Entsatz beytrüge. Heinrich ward so sehr entrüstet über diese Forderung, daß er Sidney'n den Rücken zukehrte, und sagte: er wollte lieber von einem Löwen gebissen werden, als von einer Löwin. Er machte zwar einen Versuch, mit einer kleinen Anzahl Truppen in den Hafen von Calais einzulaufen, ward aber durch widrige Winde zurück getrieben, und

Rosne

Rosne erreichte durch wiederholte Angriffe seinen Zweck, wie er denn in diesem Feldzuge noch die wichtige Stadt Ardres den Spaniern in die Hände lieferte.

Heinrichs guter Ruf litt durch diese widrigen Vorfälle bey seinen besten Freunden gar sehr; denn man sagte: er hätte lieber für seine geliebte Gabrielle, die er zur Herzogin von Beaufort erklärt hatte, Eroberungen machen, als Calais befestigen, und die Picardie in Sicherheit setzen wollen. Er empfand bald die Folgen davon; denn der Herzog von Mercoeur, der die Truppen der Ligue in Bretagne anführte, verwarf, weil er von den Spaniern unterstützt ward, alle Anträge zur Aussöhnung mit Heinrichen. Auch waren seine alten Freunde, die Hugonotten, an deren Spitze die Herzoge von Bouillon, und Trimouille standen, mit ihm unzufrieden, da die Parlementer zuweilen sehr strenge mit ihnen verfuhren. Was ihnen noch mehr Verdacht erregte, war die Ankunft eines päbstlichen Gesandten in Frankreich, des Cardinals von Florenz, Alexander von Medices, der auf die Erfüllung dessen dringen sollte, was Heinrich dem Pabste für seine Lossprechung vom Banne hatte ver-

sprechen müssen. Da dieser mit großer Ehre von Heinrichen aufgenommen ward, und man ihn in Frankreich noch nicht als den gemäßigten, gutgesinnten Mann kannte, für den er in der Folge bekannt ward, so fürchteten die Protestanten um so mehr, er möchte ihnen Schaden thun, je mehr einige Parlementer sich weigerten, das Friedensedikt vom J. 1577 in ihre Register einzutragen.

Sie versammleten sich, und übergaben dem König eine Schrift, worinn sie dringend anhielten: daß ihnen an den Orten, wo sie die stärkere Zahl ausmachten, freye Religionsübung möchte gegönnt werden. Als sie hierauf keine befriedigende Antwort erhielten, so setzten sie ihre Versammlungen fort, um auf Mittel zu ihrer Sicherheit zu denken, befestigten ihre Städte, und erhoben Abgaben in denselben, zu einer Zeit, wo es Heinrichen in der Picardie selbst am nothwendigen gebrach. Er war auf eine rühmliche Art in diesen Geldmangel gerathen, weil er die Schulden, die er gemacht hatte, richtig abtrug, und nie daran dachte, sich auf unedle Art aus seinen Bedürfnissen heraus zu reissen. Wenn er jetzt den Marschall Biron nach Artois schickte, und diese Provinz verheeren

ren ließ, so that er es mehr um seinem Rufe wieder aufzuhelfen, als seinem Schatze. Elisabeth, die nun anfieng sich für der spanischen Macht zu fürchten; erneuerte hierauf alle ihre Verträge mit ihm, und schickte ihm bald hernach, unter Sir Baskerville, 2000 Mann zu Hülfe, wodurch seine Umstände wieder verbessert wurden.

Nur an seinen Einkünften litt der Monarch noch immer großen Ausfall; denn statt 150 Millionen franz. Pfunde, welche die Einnehmer seiner Gläubiger vom Volke erhoben, kamen nicht mehr als 30 Millionen in seine eigne Cammer. Um sich aus der Verlegenheit zu reissen, worinn ihn dies setzte, überließ er die Verwaltung seiner sämtlichen Einkünfte nach und nach dem Marquis von Rosny, der das gerade Gegentheil des Marquis von O, seines vorigen Schatzmeisters war, welcher ihn unverschämt geplündert hatte.

Im J. 1596 berief er seine Großen zu einem allgemeinen Landtage nach Rouen, weil in Paris die Pest herrschte. Er eröfnete die Versammlung mit einer Rede, in welcher er sich als den Vater seiner

Unterthanen, auf eine rührende Weise, zu erkennen gab. Er sagte ihnen: „nicht um sie zu nöthigen, seinen Willen blindlings zu bestätigen, habe er sie zusammen gerufen, sondern um sich ganz unter ihre Vormundschaft zu begeben, und ihren Rath zu vernehmen, um ihm zu folgen. Die Liebe zu seinen Unterthanen mache ihm diesen Schritt, den sonst Könige, und graubärtige Sieger, wie er sey, nicht zu thun pflegten, leicht, und rühmlich."

Diese Rede des Monarchen verfehlte ihre Wirkung nicht. Es ward eine neue Policey eingeführt, und ein Mittel angewiesen, sogleich eine ansehnliche Summe zu erheben; der Rath aber, dessen Errichrichtung zugleich beschlossen wurde, ward bald als unnütz erkannt. Die Protestanten erhielten zwar ihre Religionsfreyheit an den Orten, wo sie dieselbe seit dem Anfange des J. 1590 gehabt hatten, weil man ihnen aber nicht in ihren übrigen Forderungen zu Willen seyn konnte, blieben sie noch immer mißvergnügt, wie viel Müh' auch der König sich gab, sie gefälliger zu machen.

Heinrich meinte nun, einiger Ruh im Staate zu genießen, und mit Spanien, wegen des Friedens, unterhandeln zu können, als seine kurze Ruhe durch einen Anschlag des spanischen Befehlshabers von Dourlens, Portocarrero, aufs neue gestöhrt ward. Dieser nahm sich vor Amiens zu überrumpeln, dessen Einwohner sich Heinrichen freywillig unterworfen hatten, und darum keine Besatzung hatten einnehmen wollen. Sein Entwurf glückte, und dieser Verlust war Heinrichen um desto empfindlicher, da er gegenwärtig vom Mangel zu sehr gedrückt ward, um die Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes sogleich lebhaft betreiben zu können. Gleichwohl kam das Glück eines ganzen Feldzugs darauf an, daß er ihn wieder bekam; denn alle seine Kriegsbedürfnisse waren in Amiens den Spaniern in die Hände gerathen, und er schien daher geneigt zu seyn, einen verzweifelten Schritt zu thun, um Geld aufzutreiben. Allein Rosny wendete solchen ab, indem er Heinrichen einen Entwurf vorlegte, vermöge dessen er 600 000 Kronen aufnehmen, seine Einkünfte vermehren, und von seinen Pächtern dritthalb Millionen franz. Pfunde erheben konnte, die sie zahlten, um zu verhüten, daß sie nicht zur Rechenschaft gezogen würden. Allein dies Geld konnte nicht

auf einmal aufgebracht werden, und Heinrichs Schwierigkeiten nahmen zu, als die Folgen verliebter Ausschweifungen ihn nöthigten, nach der Hauptstadt zu gehen, wo nun die Pest aufgehört hatte, um sich da heilen zu lassen.

Hier vernahm er zu seinem größten Verdrusse, daß die Herzoge von Montpensier, Bouillon, und Trimouille, unter dem Schutze der Königin von England, eine Parthey errichtet hätten, die sie die patriotische nannten; daß die Protestanten ihm so wenig gutes zutraueten, daß sie vorgäben, sie müßten von ihm einen neuen Bartholomäustag befürchten, zumal da sie hörten, der Pabst vermittele den Frieden zwischen Frankreich und Spanien. Auch erfuhr er, daß der Herzog von Mercoeur in Bretagne seine Parthey furchtbar vermehre. Auch sein Freund, der Herzog von Florenz hatte das Fort If, das den Hafen von Marseille bestrich, unter dem Vorwande weggenommen, daß ihm die großen Summen noch nicht bezahlt worden wären, die er Heinrichen vorgeschossen hatte.

Der Herzog von Mayenne wandte nicht nur sein Ansehen, sondern auch Drohungen an, um die katho-

lischen

lischen ruhig zu erhalten. Eben solche Treue bewieß Lesdiguieres seinem Könige; denn er führte nicht allein, auf seine Kosten, einen glücklichen Krieg wider den Herzog von Savoyen, sondern da ihn die Hugonotten, weil er selbst ein Protestant war, mit in ihre Verbindung zu ziehen suchten, drohete er, seine Waffen wider sie selbst zu kehren, wofern sie länger widerspänstig blieben. Der Marquis von Rosny, wiewohl er auch ein Reformirter war, stellte den Hugonotten ihren Unsinn vor Augen, und die von den drey Herzogen errichtete Parthey verschwand. Heinrichs freymüthige Redlichkeit, sein herzhafter edler Muth, mit leutseliger Gnade verbunden, schlossen ihm alle Herzen auf, und der hohe Rath, dem er zu Paris seine Entwürfe, wie den erschöpften Finanzen des Staats wieder aufzuhelfen sey, bewilligte alles, was er hierin verlangte. Auch bewürkte der König für die Protestanten eine freyere Religionsübung, und mehr Sicherheit.

Als die bewilligten Gelder erhoben, und 4000 Mann neue Truppen aus England angekommen waren, sah sich Heinrich auf einmal an der Spitze von 30,000 Mann, mit denen er im J. 1597. zur Be-

freyung von Amiens anrückte. Er vertraute dem Herzoge von Mayenne die höchste Aufsicht über sein Heer, der auch die spanische Art Krieg zu führen am besten kannte. Als er aber vor den Ort kam, fand er ihn mit noch mehr Festungswerken besetzt, und endlich rückte auch der Erzherzog Albert mit 25000 alten Kriegern an, ihn zu entsetzen. Auf den Rath des Herzogs Mayenne gieng Heinrich nur vertheidigungsweise, in seinen Verschanzungen, und trieb die Spanier bey verschiednen Angriffen zurück, worauf sich der Ort ergab, und der Erzherzog sich nach Arras zurückzog, da ihm denn Heinrich bis an die Thore dieser Stadt nachsetzte. Der König legte nun nicht allein eine Besatzung nach Amiens, sondern auch eine Citadelle daselbst an.

Dieser für Heinrichen rühmliche Feldzug half sehr viel, seinen Ruf nicht allein, sondern auch sein Glück, wieder herzustellen. Lesdiguieres führte auch den Krieg gegen den Herzog von Savoyen noch immer mit gutem Glücke fort, und gab Heinrichen die erste Nachricht, daß Philipp II. zum Frieden mit ihm geneigt sey. Als er nach Paris zurück kam ließ er einige übrig gebliebne Schwärmer von der Ligue hinrichten, die

durch

durch den Verlust von Amiens Muth bekommen hatten, ihre Ränke mit dem Könige von Spanien, und dem Herzoge von Mercoeur fortzusetzen. Da dieser letztere erfuhr, daß Philipp sich zu Unterhandlungen mit Frankreich erboten habe, begriff er sehr leicht, daß es ihm unmöglich seyn würde, sich in der Unabhängigkeit von Heinrichen, in Bretagne, ferner zu behaupten. Er schloß daher, nachdem er mancherley Verlust erlitten, im Jahr 1597 mit dem Marschall von Brißac einen neuen Stillstand. Unterdeß waren zu Rom, durch Heinrichs Gesandten, den Grafen von Luxemburg, alle vorläufige Bedingungen zu den Friedensunterhandlungen mit Spanien berichtigt.

Der Stillstand mit dem Herzog von Mercoeur war kaum verstrichen, als Heinrich sehr früh im J. 1598 den Feldzug wider ihn persönlich eröfnete, weil er wuste, daß er nicht von Spanien würde unterstützt werden. Des Herzogs Gemahlin war die Erbin des Hauses Penthievre, und, vermöge ihrer Ansprüche, hatte er so lange das Herzogthum Bretagne behauptet, in der Hofnung, es würde ihm, und seinen Erben bleiben. Hierinn fand er sich nun getäuscht; denn

er konnte weder die Spanier bewegen, zu fechten, noch einige der Großen von Bretagne abhalten, ihre festen Plätze dem Könige zu übergeben. Seine Gemahlin, die ihres Stolzes wegen berufen war, sah sich daher gedrungen, selbst nach Angers sich zu verfügen, wo sie Heinrichen einen Fußfall that, und um den Vergleich anhielt, den ihr Gemahl so oft von der Hand gewiesen hatte. Heinrich, der nie gern mit einem seiner Unterthanen strenge verfuhr, hatte jezt noch in der großen Zuneigung für seinen Sohn Cäsar, von der schönen Gabrielle, eine besondre Ursach, der Herzogin das, was sie suchte, zu bewilligen. Er verheirathete ihn sogleich mit des Herzogs von Mercoeur Tochter, der Erbin seiner großen Länderey, wobey er ihm noch das Herzogsthum Vendome, und, von seiner Mutter wegen, das von Beaufort darzu gab. Der Herzog muste ihm die Statthalterschaft von Bretagne abtreten, und Mercoeur sah jezt den Fehler ein, den er begangen hatte, nicht eher die Hand zum Vergleiche mit dem König geboten zu haben.

Heinrich hatte nun über die Ligue völlig gesiegt, und war jezt im Stande seinen den Protestanten so

oft wiederhohlten Versprechungen nachzukommen. Sie begaben sich zu ihm nach Nantes, wo ihm Chamier, einer der rechtschaffensten ihrer Geistlichen, die Verordnung, schon ausgearbeitet, zur Genehmigung vorlegte, die unter dem Namen dieser Stadt in der Folge so berühmt ward. Heinrich ließ sie untersuchen, und, nachdem er sie gebilligt hatte, ward sie im Aprill 1598 unterzeichnet. Er handelte hierbey um soviel edelmüthiger, da er seit kurzem mehr Gehorsam von seinen catholischen Unterthanen, als von den protestantischen, erfahren hatte. Denn ob diese letztern gleich manche Klagen mit Grunde führten, so war doch der Ungestüm ihrer Anführer, womit sie solche vorbrachten, nicht zu entschuldigen, und, nach der Meynung der Katholicken hätte Heinrich mit den Hugonotten Krieg anfangen müssen. Allein er wünschte die Ruh im Reiche, sowohl von aussen, als innerlich wieder herzustellen; darum genehmigte er diese Verordnung, die als ein Grundgesetz für die Protestanten forthin angesehen ward. Durch sie wurden nicht nur alle vorhin zu ihrem Vortheil ergangene Verordnungen erneuert, sondern ihnen auch freyer Zutritt zu allen Aemtern, und Ehrenstellen bewilligt, eine gleiche Eintheilung der Beysitzer in den Gerichtskammern,

von

von beyden Religionen, und die Freyheit ihnen eingeräumt, ihre Kinder auf den hohen Schulen erziehen zu lassen. Nur in einigen Städten, z. B. zu Rheima, Soissons, u. a. sollten sie keinen Gottesdienst halten, weil Heinrich durch besondre Vergleiche den Katholicken dies versprochen hatte. Das Parlement zu Paris machte einige Schwierigkeit, diese Verordnung nieder zu schreiben; allein Heinrichs Gründe waren so dringend, und er wuste ihnen durch einen männlichen, überzeugenden Vortrag so viel Nachdruck zu geben, daß die so dawider waren, seiner hinreißenden Beredsamkeit weichen musten, so daß nach Verlauf eines Jahrs, das Parlement sich bequemte, die Verordnung einzutragen.

Es war nun Heinrichen, durch seinen standhaften Ernst, gelungen, die innere Ruhe seines Reichs herzustellen; noch weit schwerer aber ward es ihm, seine Bundsgenossen dahin zu bringen, daß sie ihm auch äußerlich Friede mit Spanien zu schließen vergönneten. Sowohl Elisabeth von England, als die Generalstaaten, waren, durch ihre Gesandten, bemüht, ihm diesen Lieblingsentwurf auszureden, ließen ihm ihren Beystand zur Fortsetzung des Kriegs anbiethen, und

und ihn an die Verbindlichkeiten erinnern, die er ihnen schuldig sey. Heinrich gab dem Cecil, Gesandten der Elisabeth, geheimes Gehör, räumte ihm ein, daß er verpflichtet sey, keinen Frieden ohne Theilnahme seiner Königinn zu schließen, stellte ihm aber zugleich vor, wie äusserst nothwendig seinem ganz erschöpftem Lande der Friede sey. Cecil gab ihm zu empfindliche Reden, daher verwieß er ihn, und den berufnen Barneveld, Gesandten der Generalstaaten, auf ein Verhör vor seinem Staatsrathe, wobey er selbst zugegen seyn wolle. Auch hier muste er vom Cecil Reden anhören, welche ihm nur seine eigne Mäßigung, und das, was er der Königinn schuldig war, erträglich machen konnten. Sein Staatsrath folgte seinem Beyspiele, und drangen, so wie er, auf die Nothwendigkeit des Friedens, mit dem es auch bereits so weit gediehen war, daß er in kurzem zu Ende kommen muste. Elisabeth, die allen guten Verstand Heinrichs, nur mehr strenges in ihrer Gemüthsart hatte, rechtfertigte das, was ihr Gesandter gesagt, durch einen sehr anzüglichen Brief, darinn sie sagte, wenn es anders in weltlichen Dingen eine Sünde wider den heil. Geist gäbe, so wäre das der Undank.

Indeß

Indeß giengen die Unterredungen zu Vervins, dem zum Vergleich bestimmten Orte, unter Vermittelung des päbstlichen Legaten, und seines Botschafters Gonzaga, immer fort. Heinrichs Interesse besorgten Sillery, und Bellievre, der Erzherzog Albrecht aber, der, im Namen des Königs von Spanien, dabey interressirt war, hatte seinen Bevollmächtigten eine von Philipp II. eigenhändig unterzeichnete Schrift mitgegeben, worinn dieser bezeugte: er wolle es bey dem, was sie beschließen würden, bewenden lassen. Der Friede ward zu Vervins den 2ten May 1598 unterzeichnet, aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht, weil Heinrich es noch bey Elisabeth, und den Generalstaaten versuchen wollte, sie zu vermögen, demselben beyzutreten. Vermöge dieses Vergleichs gab Spanien die in der Picardie gemachten Eroberungen zurück; Heinrich aber versprach, die Grafschaft Charolois an Spanien, doch unter französischer Oberherrschaft, zu überlassen. Den Streit zwischen Heinrich und dem Herzog von Savoyen, wegen des Marquisats Saluzzo ließ man dem Pabste zu entscheiden über, deswegen indeß der König gar bald wieder in einen neuen Krieg verwickelt ward. Um eben die Zeit bewilligte auch der Großherzog von Toscana die Zu-

rück-

rückgabe der Insel If, gegen die Schuld, die Heinrich an ihn zu bezahlen versprach.

Dieser Friede war für Frankreich rühmlicher, und vortheilhafter, als jeder andrer, den es seit Philipp Augusts Zeiten geschlossen hatte. Auch erlangte Heinrich dadurch Freyheit, seine großen Entwürfe, zum Wohl seiner Unterthanen auszuführen. Seine beste Hülfe dabey war Rosny, der, ohne das Land zu drücken, des Königs Einkünfte wieder in guten Stand setzte, er selbst aber, der Monarch, erwieß sich dabey als einen wahrer Vater des Vaterlands. Er dankte alle seine unnütze Truppen ab, und schränkte allen unnöthigen Aufwand ein. Er gab dem Rosny Gehör, der ihm einen wohl überlegten Entwurf von Haushaltung vorlegte, und erließ 20 Millionen an Abgaben, die sich, ohne das Volk zu drücken, nicht eintreiben ließen. Er brachte Handlung, und Künste wieder in Aufnahme, stellte auch die Gold- und Silber-Fabriken wieder her, die für Frankreich seitdem unendlich vortheilhaft wurden. Er verschönerte seine Hauptstadt, und alle königliche Palläste, grub Canäle, und bauete die neue herrliche Brücke über die Seine, wo noch seine Bildsäule zu sehen ist. Alle diese Entwürfe führte

er aus, indem er täglich etwas von seinen Schulden bezahlte, und der Pracht seines Hofes ward dadurch nichts entzogen. Den Gebrauch des Feuergewehrs im Frieden untersagte er mit weniger Ausnahme, schränkte auch die Ausfuhr des Korns in fremde Länder ein. Er war der erste, der Seidenmanufacturen, und Verfertigung kostbarer Tapeten in Frankreich einführte, und den Flor der Handlung dadurch ansehnlich vermehrte.

Neun und Vierzigste Vorlesung.

Beschluß der Regierungs-Geschichte Heinrichs IV. des Großen.

So groß sich Heinrich, nach geschloßnem Frieden, als König zeigte, so tief sank er in seinem häuslichen Leben von dieser Größe herunter. Seine Leidenschaft für die Herzogin von Beaufort war so heftig geworden, daß er beym römischen Hofe um eine Scheidung von seiner Gemahlin Margarethe anhielt, damit er seine geliebte Gabrielle heyrathen könnte, die ihm eben einen zweyten Sohn, Alexander, gebohren hatte. Rosny widersetzte sich zwar diesem anstößigen Vorhaben, allein der bis zum Unsinn verliebte König würde es schwerlich aufgegeben haben, wenn nicht der Tod der Herzogin, die im J. 1599 starb, solches zernichtet hätte. Schon das Jahr zuvor war er selbst an einem gefährlichen Fieber dem Tode nah gewesen, und hatte, als er wieder genesen war, seine Schwester Catharina mit dem Herzoge von Bar vermählt. Sein vieljähriger

Widersacher, Philipp II. von Spanien war in eben dem Jahre 1598, bald nach dem Frieden zu Vervins, auch gestorben.

Heinrich ersetzte sehr bald den Verlust seiner Beyschläferin durch das Fräulein von Entragues, die eben so viel List, und Ehrgeitz, als Reitze besaß. Er wußte seine Leidenschaft zu ihr so wenig zu mäßigen, daß sie ihm bald ein schriftliches Eheversprechen abnöthigte. Als er solches vorher dem Rosny wies, riß dieser es kaltblütig in Stücken, ohne sich daran zu kehren, daß Heinrich ihm sein Mißfallen darüber lebhaft zu erkennen gab. Heinrich setzte zwar ein neues Versprechen auf, die Kühnheit seines Vertrauten beleidigte ihn aber doch dabey so wenig, daß er ihm gleich darauf die wichtige Stelle eines Oberfeldzeugmeisters gab.

Vor der Herzogin von Beaufort Tode wollte die Königin Margarethe in die Trennung der Ehe nicht willigen, weil des Königs Entschluß, jene zu heyrathen, bekannt war. Als diese aber aus dem Wege war, willigte sie darein, weil sie doch ehemals von ihrem Bruder zu dieser Verbindung war gezwungen worden,

den, und der Pabst hob, unter dem Vorwand der zu nahen Verwandschaft, diese Ehe auf. Rosny, und Heinrichs übrige Minister besorgten: der König möchte sich auf eine unanständige Heyrath einlassen, deswegen eilten sie, zwar nicht ohne sein Vorwissen, aber doch wider seine Erwartung, ihn an Marien von Medices, die Nichte seines Freundes, des Großherzogs von Toscana zu versprechen. Diese Verbindung war zwar nicht nach seiner eignen Wahl, doch gieng er sie ein.

Der Herzog von Savoyen weigerte sich das Marquisat Saluzzo an Heinrichen abzutreten, und da der Pabst zum Schiedsrichter in diesem Streite gewählt war, so bediente er sich unter andern des Vorwands, daß, wenn Heinrich es erhielte, der Ketzerey aus Frankreich nach Italien der Weg würde geöfnet werden. Heinrichs offenes Betragen hatte dem Herzoge eine verächtliche Meinung von seinem Verstande beygebracht; er beschloß daher, selber nach Frankreich zu gehen, um Heinrichen entweder, durch seine größere Verschmitztheit zu überlistigen, oder durch seine Ränke in Streit mit seinen Großen zu verwickeln.

Heinrichs Leutseligkeit, womit er unverdiente Beleidigungen ertrug, war unstreitig ein sehr liebenswürdiger Zug in seiner großen Seele. Seine Großen hatten vor dem Frieden zu Vervins kaum gewußt, daß sie einen Obern hätten, und ihre Unabhängigkeit war ihnen noch immer so zur Natur, daß Heinrich selbst zuweilen sich Gewalt anthun mußte, um sie zu lehren, ihm, und den Gesetzen des Reichs zu gehorchen. Der Herzog von Bouillon, so sehr er dem Monarchen alles, was er besaß, zu verdanken hatte, suchte sich doch durch auswärtige Bündnisse gegen seinen König zu verstärken, welches ihm Heinrich billig verwieß. Eben so viel Ursach hatte er mit den Herzogen von Epernon, la Trimouille, Montpensier und Biron mißvergnügt zu seyn, die, durch ihren Hang zur Uneingeschränktheit ihn oft beleidigten. Weil er ihnen mit gutem Bedachte keinen Antheil an der Staatsverwaltung gab, so glaubten sie nicht genug belohnt dafür zu seyn, daß sie sich ihm unterworfen hatten.

Von diesem Mißvergnügen wußte der Herzog von Savoyen, und suchte es, durch seine Erscheinung an Heinrichs Hofe, am Ende des J. 1599. die sehr prachtvoll war, zu vermehren. Der Marschall von

Biron,

Biron, dem die eitle Meinung: er verdiene der größte im Reich zu seyn, bereits den Kopf verrückt hatte, war gleichwohl der einzige, auf den die geheimen Ränke des Herzogs einigen Eindruck machten. Uebrigens vereitelte Heinrichs Entschlossenheit alle seine Erwartungen; denn der Monarch erklärte ihm standhaft: er verlange das Marquisat schlechterdings, oder etwas, das ihm an Werth gleich käme. Der Herzog versprach das letzte, und der edelmüthige Monarch ließ ihn auf dies Wort wieder in sein Gebiet zurückkehren, ohne ihn zum Unterpfande seines Versprechens, wie er wohl hätte thun können, zurück zu behalten. Aber der Herzog war nicht so edel, und billig denkend, als Heinrich; denn da er nach seiner Zurückkunft fand, daß alle seine Ränke bey Heinrichen fruchtlos waren, suchte er bey Philipp III. Schutz, um sein Wort nicht halten zu dürfen, vermöge dessen er nach 3 Monaten das Marquisat, oder etwas gleichgeltendes ausliefern sollte. Heinrich aber kehrte sich an alle seine Kunstgriffe nicht, und obgleich der spanische Hof jenem würklich Beystand versprach, griff er ihn doch im J. 1600 an 3 verschiednen Orten seiner Herrschaft an, und eroberte deren größten Theil in einem einzigen Feldzuge.

Es gereicht zu Heinrichs Ruhme, daß er bey diesem Unternehmen die Freyheit von Genf aufrecht erhielt, welche der Herzog von Savoyen, vermittelst des Forts St Catharine, wodurch er diese Stadt im Zaum zu halten dachte, eben zu unterdrücken im Begriff war. Heinrich ließ dies Fort niederreißen, so sehr auch des Pabsts Legat, der den Frieden vermittelte, und selbst einiger seiner Minister, es widerriethen.

So sehr auch Heinrich durch das Streben seiner Großen nach unabhängiger Macht in Verlegenheit gesetzt wurde, so glücklich war er dagegen in der Wahl seiner Minister; denn kein Fürst ward wohl besser bedient, als er. Villeroi war der älteste unter ihnen, ein Mann von vieler Erfahrung, und Klugheit in Geschäften. Sein Canzler war Bellievre, ein eben so geschickter, als grundehrlicher Mann. Sillery diente ihm zu Rom mit großer Treue, und Klugheit, so wie Jeannin, als Präsident, die einheimischen Angelegenheiten der Regierung, mit einer Mäßigung, besorgte, die völlig zu Heinrichs Gesinnungen stimmte. Der Herzog von Sülly, damals noch Marquis von Rosny, besorgte seine Einkünfte mit so vieler Klugheit

heit, und war dabey ein so aufrichtiger Freund seines Königs, daß er bis diesen Tag ein unübertroffnes Muster eines getreuen Ministers geblieben ist, auch liebte ihn der Monarch so sehr, daß die Eifersucht der übrigen Minister dadurch oft gereizt ward.

In dieser Verfassung befand sich Heinrich, als er seinen Feldzug in Savoyen beschloß, und mit seiner Verlobten Beylager zu Lyon hielt. Der Herzog von Savoyen, der jezt sich in Gefahr sah, seines ganzen Gebiets beraubt zu werden, nahm seine Zuflucht zum Pabste. Er hatte vergebens versucht, den Marquis von Rosny zu bestechen; dieser rieth nicht nur seinen Herrn zu diesem Kriege, sondern führte ihn auch selbst mit solchem Nachdrucke, wie man es bisher noch nicht gewohnt war. Seiner Geschicklichkeit, das grobe Geschütz zu gebrauchen, war es zuzuschreiben, daß viele Plätze, die der Herzog für unbezwinglich gehalten hatte, fast in einem Augenblick weggenommen wurden. Allein eben dieser war es auch, der Heinrichen, zur Zeit seiner zweyten Vermählung, rieth, sich mit dem Herzoge, den er gewissermaßen in seiner Gewalt hatte, zu vergleichen. Es kam demnach im Jahr 1600 ein Friede zu Stande, auf Be-

dingungen, die der Monarch selber vorschrieb, und wodurch er, anstatt des streitigen Landes, andre erhielt, die ihm bequemer gelegen waren.

In den Augen der Welt war Heinrich um diese Zeit siegreich, und glücklich; allein so vielen Versuchen der Ermordung, oder Vergiftung war kein Fürst damals ausgesezt, als er. Drey Mönche wurden wegen einer Verschwörung wider sein Leben hingerichtet, und, als eben der Krieg mit dem Herzoge ausbrach, ward eine Frau entdeckt, die ihn hatte vergeben wollen, deswegen auch sie lebendig verbrannt wurde.

Obwohl der Marschall von Biron ihm, aus Eitelkeit, im Felde treffliche Dienste bisher geleistet hatte, ließ er sich, aus eben dieser Schwachheit, welcher der Herzog von Savoyen zu schmeicheln gewußt hatte, heimlich verstricken, dessen Vortheil dem seines leutseligen Herrn vorzuziehen. Allein Heinrichs große Seele war über allen Verdacht erhaben; er fuhr fort, ihn mit Gunst zu überhäufen, und sich seiner sowohl im Felde, als bey Gesandtschaften zu bedienen, wiewohl Biron die Gnade seines Königs mit Uebermuth, und Undank erwiederte. Mit grösserer

ſerer Treue diente ihm der Marquis von Rosny am engliſchen Hofe, indem er ſich ſeiner bediente, die Geſinnungen der klugen Königin, in Abſicht des damaligen Zuſtandes von Europa, zu erforſchen. Im Jahr 1601 gieng der Marquis, dem Scheine nach blos aus Neugier, nach England; er brachte es auch bald heraus, daß Eliſabeth ſich mit Heinrichen zu verbinden wünſchte, um die zunehmende Macht von Oeſterreich zu ſchwächen.

Der Erzherzog Albrecht hatte eben damals die Belagerung von Oſtende unternommen, als ſich zu Valladolid etwas ereignete, was Heinrichen Händel mit dem ſpaniſchen Hofe zuzog. Sein Geſandter, Graf Rochebot, war daſelbſt beleidigt worden, indem ſein Neffe gefangen geſezt, und ſogar ſein Haus geplündert wurde, weil jener, mit Hülfe einiger Landsleute, ein paar Spanier, von denen ſie beleidigt worden, getödtet, oder verwundet hatte. Heinrich forderte auf eine gebieteriſche Art Genugthuung, daß der Papſt ſich als Mittler in den Streit miſchte, und er erhielt ſie. Heinrich würde vielleicht dieſe Sache nicht ſo hitzig betrieben haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß der Graf von Fuentes, und der Erzherzog

Albrecht

Albrecht mit seinen Unterthanen Ränke spielten, um Marseille, und Metz zu überfallen. An der Belagerung von Ostende nahm er auch so vielen Antheil, daß er sich in Person nach Calais begab, und den Zustand seiner Festungswerke gegen die Niederlande zu untersuchte. Elisabeth befand sich eben damals zu Dover, und schickte den Sir Edmonds nach Frankreich, um Heinrichen eine persönliche Zusammenkunft mit ihr zur See anzutragen, wobey sie sich erbot, ihm auf den halben Weg entgegen zu kommen. Allein er lehnte die Einladung unter dem Vorwande ab, daß ihrer Majestät Gesundheit dabey leiden könnte. Im Grunde traute er der Königin nicht, sondern besorgte, sie möchte ihn gefangen mit sich nach England führen, um sich für die großen Summen, die er ihr schuldig war, bezahlt zu machen, und ihn zu zwingen, ihr Calais abzutreten. Auch war er zu haushältig, als daß er sich der Versuchung aussetzen wollte, mit der Pracht des englischen Hofes zu wetteifern. Doch that er was ausserordentliches, denn er ließ den Marschall von Biron mit einem ansehnlichen Gefolge von 400, worunter die Hälfte Großen, und Ritter waren, nach Dover abgehn, um Elisabeth seine Ehrerbietung zu bezeugen.

Die scharfsichtige Monarchin machte damals die schwache Seite des Marschalls ausfündig, und sagte voraus: er würde ein gleiches Schicksal mit ihrem Lieblinge, Essex, haben, den sie einige Zeit vor Birons Ankunft hatte enthaupten lassen. Der Herzog von Savoyen sowohl, als der spanische Hof hatten sich, während des Feldzugs, zu öftern gegen Biron mit Versprechungen herausgelassen, die seinen ganzen Ehrgeitz rege machen konnten, wofern er die französche Macht verrathen, und Heinrichen vom Throne zu stoßen behülflich seyn wollte. Sie versprachen ihm die dritte Tochter des Herzogs zur Gemahlin, und zugleich Burgund, Franche-Comté, nebst der Grafschaft Charolois zum unabhängigen Besitz. So gewaltig auch Birons Ehrgeitz war, zitterte er doch über diesen für ihn allzu gefährlichen Versuchungen, entdeckte Heinrichen was man ihm angebothen, und bat um Verzeihung, es nicht eher gethan zu haben. Aus einer unerklärlichen Ursach entzog ihm der König, nach diesem Bekenntnisse, sein Vertrauen dennoch nicht, vielmehr schien er es ihm noch ungemessener zu verleihen. Als er ihn nach England schickte, schien er indeß Verdacht gegen ihn gefaßt zu haben; denn er bestellte viel heimliche Auflaurer um ihn, auch scheint er die erste gewisse

wisse Nachricht von Birons Verrätherey von daher erhalten zu haben. Wenigstens erfuhr Windword, der Gesandte des englischen Hofes zu Paris, durch Rosny zuerst alles, was er, und sein Herr von Birons Räncken, mit Spanien, und Savoyen, entdeckt hatten. Diese fanden, daß Biron damals nicht nur sein Verständniß mit diesen beyden Mächten erneuert habe, sondern auch in verrätherische Verbindung mit dem Herzoge von Bouillon, und dem Grafen Auvergne getreten sey, daß sie einander in ihren Entwürfen helfen wollten.

Heinrich ward durch diese Nachricht sehr beunruhigt; allein er ließ Biron in seinem geheimen Verständnisse fortfahren, gab ihm sogar 30,000 Kronen, für seine Dienste im Kriege wider Savoyen, und gebrauchte ihn bey Erneuerung seines Bündnisses mit den Schweitzer Cantons. Er führte dies Geschäft mit besondrer Geschicklichkeit aus, und schloß einen sehr vortheilhaften Vergleich für ihn, wodurch Heinrich in seiner Meinung, daß Biron ihm stets im Herzen getreu bleiben würde, bestärkt ward. So schwer hielt es, wie sehr auch der äusserliche Schein wider ihn war, daß seine große Seele Mistrauen gegen diesen verdienten Mann fassen sollte.

Um diese Zeit ward Heinrich durch die Geburt eines Dauphins mit Freuden erfüllt, und sein ganzes Reich mit ihm. Ein Erbe seiner Krone schien seinen Thron gegen alle einheimische und auswärtige Ränke zu befestigen. Er bekam eine Gesandschaft von der Pforte, die sich beschwerte, daß der Herzog von Mercoeur in Ungarn als Feldherr wider sie diente; allein Heinrich wich dieser Beschwerde aus, indem er erklärte: jener sey eben so gut ein Lehnsträger vom deutschen Reiche, als von ihm.

Heinrich war jetzt unter solchen Verbindungen der Umstände, welche zeigten, er sey mehr gemacht, widrige, als günstige Schicksale auszuhalten. Man sah jetzt jeden kleinen Flecken in seinem Charakter, und vergrößerte ihn. Seine Sparsamkeit, so nöthig sie war, um seine großen Schulden zu tilgen, mußte für Geitz, und Undank gegen seine besten Freunde gelten. Seine Steuern sah man als einen Druck des Volks an, und er mußte sich nach Blois, Poitiers und andern Orten begeben, um den darüber entstehenden Aufstand zu stillen, den Biron, und seine beyden Freunde angeregt hatten. Auch trug Spanien, und Savoyen, durch Unterhändler, zur Vermehrung des

Unwillens der Nation bey, ja selbst unter den Bedienten seiner Gemahlin befanden sich italiänische Rottengeister. Seine Lage war jetzt gefährlicher, als da er noch um Leben, und Reich focht.

Biron bediente sich eines gewissen la Fin, zu seinen geheimen Aufträgen an den König von Spanien, und den Herzog von Savoyen; diesem machte Rosny begreiflich, daß er um sein Geschäfte, und des Marschalls Ränke wüßte. La Fin erschrak über seine Gefahr, und, um sein Leben zu retten, übergab er in Heinrichs Hände die unleugbarsten Beweise von Birons Treulosigkeit. So sehr auch die Nothwendigkeit, sich seiner zu bemächtigen, daraus erschien, fand Heinrich es doch noch vor gut, sich eine Weile zu verstellen, und er that solches mit der ungezwungensten Art von der Welt.

Indem er aber zu Poitiers war, erhielt er solche Beweise, daß er, durch Biron, in stündlicher Gefahr schwebe, daß er nach Fontainebleau eilte. Von da ließ er der englischen Monarchin sagen: der Herzog von Bouillon von dem er wußte, daß sie ihm günstig war, sey ein Verräther. Gleichwohl scheuete er sich,

den

den Herzog vor ein peinliches Verhör ziehen zu müssen, und verlangte daher von ihm: er möchte immer um ihn bleiben. Allein so heilig dieser auch seinen König versicherte: er sey seiner Pflicht unverrückt geblieben, nahm er doch die Flucht nach Chartres, und von da nach Heidelberg. Die Hugonotten, zu denen er gehörte, machten seine Sache zu ihrer eignen; Heinrich aber war mit dieser Flucht nicht unzufrieden, da sie das Ansehen eines bösen Gewissens hatte. Epernon dagegen erbot sich, nicht nur ein halbes Jahr um den König zu bleiben, sondern auch, ihm seine Söhne, als Geiseln, seiner Treue wegen, zu lassen, und zernichtete dadurch den Verdacht, den Heinrich gegen ihn gehegt hatte.

Biron war, als Statthalter in Burgund, abwesend, und es kam jetzt darauf an, ihn in seine Gewalt zu bekommen, welches Heinrich dadurch zu bewürken suchte, daß er sich manches günstige, im Beyseyn solcher Leute, den Marschall betreffend, entfallen ließ, von denen er wußte: sie würden ihm solches augenblicklich melden. Biron gieng in diese Falle, und kam an den Hof nach Fontainebleau. Hier nun bewieß Heinrich gegen diesen Treulosen ungemeine Groß-

muth. Er ließ ihm von dem Herzoge Epernon, und andern den Wink geben: ein offenherzig Bekenntniß seiner Schuld würde noch alles gut machen. Allein Biron antwortete auf alles, was seine Freunde ihm hierüber sagten, damit, daß er die Hand an den Degen legte, seinen Feinden drohete, und seine Ankläger zu wissen verlangte. Der König selbst sprach hierauf zu ihm mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, und machte ihm begreiflich, daß seine Ränke ihm nicht verborgen wären; aber nie, so wiederholt er solches auch that, konnte er ihn zu einem Bekenntnisse bringen. Hierauf redete Biron es mit dem Grafen Auvergne ab, daß sie die Flucht ergreifen wollten; allein man kam ihnen zuvor, und zog sie an eben dem Tage ein, den sie zu ihrem Entfliehen bestimmt hatten.

Biron stellte sich anfangs sehr beherzt, als er vor einem Ausschusse des Parlements verhört ward; allein da er fand, daß alle seine Kunstgriffe ihn nicht retten würden, hielt er vor allen versammleten Kammern eben dieses Gerichts eine so männliche, und zugleich rührende Rede zu seiner Vertheidigung, daß die Beysitzer häufig Thränen vergossen. In der ersten Bewegung glaubte man, er würde losgesprochen werden können;

allein

allein der König war zu weit gegangen, als daß er ihn hätte begnadigen dürfen, und er verdiente den Tod allerdings, ob es gleich hart scheint, daß man ihm keinen Sachwalter gestattete. Er ward zum Tode verurtheilt, und litt solchen mit einer Kleinmuth, und Verwirrung, die jeden erstaunen machte, da man ihn so oft in den größten Gefahren unerschrocken gesehen hatte.

Seine Verurtheilung hatte große Folgen. Nur einer zwar von seinen Mitschuldigen, von Fontenelle, ward gerädert; allein des Marschalls Vertrauter, von Lux, machte solche wichtige Entdeckungen, daß der König für gut befand, solche nicht bekannt werden zu lassen, weil er die Theilnehmer für zu groß hielt, als daß man sie vor Gericht fordern könnte. Der Graf von Augvergne ward begnadigt, weil seine Schwester, von Entragues, des Königs Geliebte, für ihn bat; allein der König gab der Sache den Schein, als thät er es darum, weil er noch der einzige männliche Erbe des Hauses Valois wäre, denn der Graf war ein natürlicher Sohn Carls IX.

Der König sah mit Entsetzen, welch einer Gefahr er entgangen sey; denn es erschien aus den ihm

vorgelegten Schriften, daß kaum ein Großer im Reiche war, der nicht durch ausländisches Gold, oder Versprechungen sich hatte gewinnen lassen. Auch der Bruder des Herzogs von Guise, der Prinz von Joinville, war unter den schuldigen, die Gnade erhielten. Die Königinn Elisabeth leistete bey diesem wichtigen Vorfall ihrem Freunde die treuesten Dienste; denn ihrer Klugheit war es lediglich zuzuschreiben, daß der Herzog von Bouillon, und die Hugonotten in Frankreich nicht zu den Waffen griffen, wobey Spanien, und Savoyen sie gewiß unterstüzt hätten.

Der König bekam von den vornehmsten Höfen Europens Glückwünsche wegen der Gefahr, welcher er entgangen war; auch erschien im Herbste 1602 von den Schweitzer Cantons, und Graubündtern 42 Abgeordnete, die das Bündniß mit ihm erneuerten. Er bestätigte ihnen alle Bedingungen des alten Bündnisses; nur die Summe der jährlichen Hülfsgelder von 400,000 Kronen wollte er nicht erhöhet wissen.

Heinrich war jezt darauf bedacht, die innere Ruhe im Lande, durch Untersagung der Zweykämpfe, wieder herzustellen; denn diese hatten so sehr überhand

hand genommen, daß in einem Jahre über 4000 seiner Unterthanen dadurch aufgerieben waren. Es erschien daher eine Verordnung, wodurch aller Zweykampf für Hochverrath erklärt, und alle, den Punct der Ehre betreffende, Zwistigkeiten der Entscheidung des Connetable, und der Marschälle von Frankreich anheim gegeben würden. Allein der König schwächte selbst die Wirkung dieser Verordnung, indem er, aus irrigen Begriffen von persöhnlicher Tapferkeit, über die, welche einen Zweykampf ausschlugen, zum öftern spottete.

In eben diesem Jahre verlieh Heinrich den Genfern abermals seinen Schutz wider Savoyen, und Spanien, vermittelte auch im folgenden Jahre einen solchen Frieden, durch den Genf seitdem stets seine Freyheit erhalten hat. Er gieng nach Metz, wo er das Volk von dem Drucke zweener Befehlshaber frey machte, die der Herzog von Epernon über sie gesetzt hatte, bemühete sich auch den Herzog von Bouillon, der zum Churfürsten von der Pfalz geflohen war, wieder zurück zu bringen, aber vergebens.

Im Jahre 1603 litt Heinrich einen Verlust, der ihn nahe gieng, durch den Tod der Königinn Eli-

 sabeth

sabeth von England, die immer seine treue Bundsgenossin geblieben war. Er selbst ward eben damals gefährlich kranck, als er aber wieder aufkam, schickte er den Marquis von Rosny nach England, um den schwachen Nachfolger Elisabeths, Jacob I. in gutem Vernehmen mit Frankreich zu erhalten. Seine Staatsräthe waren zwar damit übel zufrieden, daß ein Protestant zu einem eben dieser Religion zugethanen Könige geschickt wurde; allein Rosny war eben darum bey Jacob I. mehr als jeder andere willkommen. Er hatte den Auftrag, zu verhüten, daß keine Verbindungen zwischen Jacob, und dem Hause Oesterreich errichtet würden, vielmehr ihn zu einem großen Bündniß gegen die allzu weit sich verbreitende Macht dieses Hauses zu vermögen. Er sollte Jacobs Stolz dadurch zu schmeicheln suchen, daß er ihm zu verstehen gäbe, er könne sich, wenn er wollte, zum Beschützer der ganzen protestantischen Parthey, in Europa aufwerfen, und ihm zu diesem Behuf, Heinrichs Dienste anbiethen.

Der Staatssecretair Cecil war mehr auf spanischer, als auf französischer Seite, und wenn nicht der Gesandte der Generalstaaten, Barneveld, den

Vor-

Vorschlägen des Grafen von Arembergs, der von Seiten des Erzherzogs Albrecht an Jacobs Hofe sich befand, auf alle Weise entgegen gearbeitet hätte, so wäre leicht zwischen dem österreichischen Hause und England ein Vergleich zu stande gekommen. Allein auf Barnevelds Winke, weigerte sich Rosny, mit einem andern, als dem Könige selbst Unterhandlung zu pflegen, und da er bey Jacob ein besonderes Gehör erlangte, wust' er ihn so listig einzunehmen, daß dieser dem Cecil über seine Abgeneigtheit gegen Heinrich einen Verweiß gab, und zu Hamptoncourt noch im J. 1603 ein Vertrag zu Schuz, und Truz zwischen beyden Kronen zu stande kam.

Rosny ward, als er nach Frankreich zurück kehrte, wegen dessen, was er bey diesem Vergleiche gethan, sehr getadelt: allein er hatte die Vorsicht gebraucht, sich unter Heinrichs eigner Hand seine Anweisung geben zu lassen, und auch seinem Herrn bey Jacob würklich nüzliche Dienste geleistet, indem dieser 6000 Mann, zu Unterstüzung der Generalstaaten, nach Ostende übersetzen ließ.

Heinrich befahl um diese Zeit, daß der Nahme des Antichrists, worunter der Pabst gemeint war, aus

dem protestantischen Glaubensbekenntnisse ausgestrichen würde. Es ist nicht unwarscheinlich, daß er in der Folge ein aufrichtiger Bekehrter der römischen Kirche geworden sey, obwohl er anfänglich zu seinem Uebergange zum Pabstthum blos durch politische Gründe bewogen ward. So viel ist gewiß, daß er, nachdem er auf dem Throne befestigt war, und mit dem Pabste in gutes Vernehmen kam, weit besser mit seinen katholischen Unterthanen fertig werden konnte, als mit den protestantischen. Diese warfen ihm beständig die Verbindlichkeiten vor, welche er gegen sie hätte, und verlangten, auch nach bekannt gemachter Verordnung von Nantes, Freyheiten, deren Verwilligung sich mit dem, was er seiner eignen Würde, und Sicherheit schuldig war, nicht vertrug. Daß er um diese Zeit die Jesuiten wieder in seine Länder aufnahm, war eine Schwachheit, die sich nicht entschuldigen läßt, zumahl da viele seiner katholischen Unterthanen dawider waren, und selbst das Parlement die größten Schwierigkeiten machte, die Verordnung, die sie zurück rief, einzutragen. Die einzige Entschuldigung, die Heinrich gegen Rosny seinen Vertrauten hierüber vorbringen konnte, war diese: daß von dem Orden noch mehr Gefahr für ihn zu befürchten stünde,

wenn

wenn er unversöhnlich bleiben, als wenn er ihn wieder begünstigte.

Heinrich machte zu eben der Zeit den Entwurf, eine Colonie in der Provinz Canada anzulegen; vermuthlich hätt' er besser gethan, wenn er den Widerspruch seines Ministers, Rosny, dagegen gehört hätte, der vorher sagte: diese Colonie würde bloß die Nation, an Volk, und Gelde erschöpfen. Gewiß hat auch Frankreich davon mehr Schaden, als Vortheil gehabt, sonderlich da die Colonie blos ein den Jesuiten unterwürfiges Land ward, die durch Einfluß bey Hofe die Colonisten hinderten, sich ihre Niederlassung recht zu Nutz zu machen.

Im Jahr 1604 starb Heinrichs Schwester, die Herzogin von Bar, die eine aufrichtige Protestantin war, und der päbstliche Nuntius war dreust genug, ihm ins Angesicht zu behaupten: daß sie, als eine Ketzerinn, nicht seelig geworden sey; allein Heinrich widersprach ihm eben so dreuste. Sein Gesandter zu Madrid entdeckte um diese Zeit, daß durch Hote, einen Unterbedienten des obersten Staatssecretairs Villeroy, alle Geheimnisse des französischen Cabinets den

spanischen Ministern verrathen würden. Man merkte aber in Spanien bald, daß der Handel verrathen sey, und warnte jenen, der sich darauf mit der Flucht zu retten suchte, aber ertrank. Rosny war der Meinung: Villeroy habe selber mit darum gewußt; allein dieser vertheidigte sich öffentlich, und Heinrich scheint ihm geglaubt zu haben, denn er schenkte ihm sein Vertrauen wieder, nachdem er einige Tage lang zweifelhaft gewesen war, ob er ihm nicht seine Stelle im Staatsrathe nehmen sollte. Die Spanier schlossen um die Zeit mit Grosbrittannien Frieden, und belegten darauf alle französische Waaren mit 30 vom 100, welches fast auf ein gänzliches Verbot derselben hinaus lief. Heinrich untersagte hierauf allen Handel mit Spanien, der Pabst aber schlug sich ins Mittel, und das Verbot ward auf beyden Seiten wieder aufgehoben.

Ein Glück war es für Heinrichen, daß ein Mann von so bewährter Treue, wie der Marquis von Rosny, sein erster Minister, und zugleich ein Protestant war; indem die Herzoge von Bouillon, und Trimouille den Hang der Hugonotten zum Aufruhr nährten, und ihm dadurch Verdruß zu verursachen suchten.

Um

Um ihrem Ansehen das Gegengewicht zu halten, gab Heinrich diesem seinem Vertrauten die Statthalterschaft von Poitou, und es dauerte nicht lange, so waren all' ihre Ränke zernichtet.

In Absicht seines häuslichen Lebens befand sich Heinrich unter größerer Verlegenheit. Er war von Natur zu großmüthig, als daß er seiner Gemahlin hätte übel begegnen sollen, so viel Ursach sie ihm auch hierzu durch ihre eigensinnige, mürrische, und eifersüchtige Gemüthsart gab. Allein er fand es auch gefährlich, ihr das geringste zu vertrauen, da er wuste, daß sie schwach genug sey, alle seine Geheimnisse ihren habsüchtigen Italiänern zu entdecken, die sie denn an den spanischen Hof verkauften. Heinrich hatte oft gedroht, sie fortzuschicken, nur hielt ihn die Furcht für den römischen Hof davon zurück, dessen Gunst ihm zu seiner Ruhe unentbehrlich schien.

Der Verdruß, der Heinrichen aus dem Mißvergnügen seiner Gemahlin erwuchs, ward durch den Uebermuth seiner Beyschläferin, der Fräulein von Entragues, die sich die beleidigendsten Reden über jene erlaubte, noch vergrößert. Er hatte sie zur Marquisin

quisin von Verneuil ernannt, und die Thorheit begangen, ihr ein schriftliches Eheversprechen zu geben; weil sie ihm aber eben so unhöflich als spöttisch begegnete, forderte er solches von ihr zurück. Dadurch ward ihr Bezeigen gegen ihn noch unerträglicher, und er war im Begriff, ganz von ihr abzulassen, ward aber durch sein schwaches Temperament immer wieder zu ihr zurückgezogen; doch mußte sie gegen 200,000 Kronen das Eheversprechen zurück geben, und ihr Vater bekam den Marschallsstab.

Bald nachher aber entdeckte man ein sehr gefährliches Verständniß, in welches sich ihr Bruder, der Graf von Auvergne, und ihr ganzes Haus wider den König, und den Staat eingelassen hatten. Unter dem Vorwande, einen Aufpasser am spanischen Hofe abgeben zu wollen, hatte dieser den spanischen Ministern alle Geheimnisse Heinrichs verrathen, die er von seiner Schwester erfahren hatte. Es kostete Mühe, seiner habhaft zu werden, endlich aber ward er ergriffen, und in die Bastille gesetzt. Auch den Vater der Marquisin, und einen Engländer Morgan, ließ Heinrich gefangen setzen, und man fand bey ihnen augenscheinliche Beweise, daß sie an dieser Verschwörung Antheil

hatten.

hatten. Heinrich ließ sie vor dem Parlemente verhören, und schien entschlossen, die Strenge der Gesetze gegen sie verwalten zu lassen. Sie wurden alle drey verurtheilt, die Köpfe zu verliehren, und die Marquisin in ein Kloster gesperrt zu werden. Allein keins dieser Urtheile ward vollzogen; der König begnadigte sie alle, zu großem Mißvergnügen der Richter, der Graf ward zu ewigem Gefängnisse verurtheilt, die Marquisin und ihr Vater sollten auf ihren Gütern bleiben, und Morgan mußte Frankreich räumen. Doch die Marquisin ward nach einigen Monaten völlig frey gesprochen.

Von Seiten der Protestanten ward Heinrichen noch immer heftige Kränkung bereitet. Die Herzoge von Bouillon, und Trimouille, Lesdiguieres, Mornay und Aubigne waren die Häupter derselben; der erste von diesen aber war unter allen der gefährlichste. Sie glaubten, nicht genug beym Besitz ihrer Freyheiten gesichert zu seyn, und voraus zu sehen, was in der Folge würklich geworden ist: daß ein abergläubiger Fürst, der auf dem Throne Frankreichs säße, die Verordnung von Nantes widerrufen könnte. Daher nahmen sie zu ihrem alten Entwurfe, einer Verbindung

mit

mit einander, ihre Zuflucht. Der König erhielt davon eine Abschrift, und befahl dem Marquis von Rosny, ihrer Synode zu Chatelleraut im J. 1605, die er ihnen unter gewissen Einschränkungen, erlaubt hatte, beyzuwohnen, sonderlich aber nicht zuzugeben, daß sie sich einen Beschützer wählten, oder mit auswärtigen Fürsten in Unterhandlung träten. Rosny stellte ihnen auch das treulose, und gefährliche dieses Entwurfs so nachdrücklich vor, daß sie sich desselben schämten, und der verständigere Theil der Versammlung ihn zurücknahm. Es war höchst widersinnig, und unedel zugleich, daß selbst der abergläubige spanische Hof, stets bereit war, die Hugonotten zu unterstützen, sobald sie darauf ausgiengen, Heinrichen Unruhe zu erregen. Gegen den Herzog von Bouillon, der sich außer Frankreich aufhielt, aber stets dem Könige Verdruß zu machen bedacht war, verfuhr Heinrich mit entschloßner Strenge, und wollte sich nur unter dem Beding, daß er persönlich erschiene, und sich völlig unterwürfe, mit ihm aussöhnen.

Heinrichs erste Gemahlin, Margarethe von Valois, lebte noch immer, und war eine der getreuesten seiner Unterthanen. Sie machte in Perigord, Guienne

ne und Provence Ränke unter den Hugonotten ausfündig, die sie dem Könige entdeckte. Zur Belohnung gab er ihr die Erlaubniß zu Paris zu wohnen, und söhnte sich ganz mit ihr aus. Von den protestantischen Verschwornen ließ er einige, dieser Entdeckung zufolge, hinrichten, weil ihre Verbindung mit Spanien erwiesen ward.

Heinrich stellte sich hierauf an die Spitze eines Heers, die Städte, und Landgüter einzunehmen, die dem Herzoge von Bouillon, und solchen unter seinen Unterthanen gehörten, welche sich in gefährliche Ränke mit den Spaniern eingelassen hatten. Der Herzog konnte sich nicht widersetzen; er gab daher seinen Befehlshabern Anweisung, die Schlüssel ihrer Städte Heinrichen zu Füßen zu legen, und versicherte ihn von Sedangus, wo er sich damals aufhielt, schriftlich seiner Treue. Die Rocheller, die sonst so eifersüchtig über ihren Freyheiten hielten, ließen den König, zu seinem Erstaunen, einladen, in ihre Stadt zu kommen, und erboten sich, die Thore niederzureißen, wenn sie nicht weit genug für ihn wären. Diese Einladung gefiel Heinrichen, er nahm sie an, und verließ Rochelle mit einer hohen Meinung von der Höflichkeit, und Treue seiner Einwohner.

Die

Die Verschwornen in andern Gegenden des Reichs wurden diese ganze Zeit über untersucht, und bestraft. In der Provence entdeckte man, daß zween Brüder, von Lucquiß, sich erboten hatten, Narbonne an die Spanier zu verkaufen, weßhalb sie den Kopf verlohren. Eben daselbst hatte sich Mairagues, ein angesehener Edelmann anheischig gemacht, Marseille dem Könige von Spanien zu verrathen, weshalb er mit jenen gleiches Schicksal hatte. Am Ende des J. 1505. kam Heinrich in Gefahr, durch Johann von Lisle ermordet zu werden, der am Ende als wahnwitzig erfunden, und nur durch Einsperrung gestraft ward.

Bey so manchen Gefahren konnte Heinrich seine Besorgniß, wegen des Herzogs von Bouillon, nicht, durch dessen bloße Versicherung, gehoben glauben, sondern er faßte den Entschluß, Sedan selbst wegzunehmen. Rosny, den er zum Herzog von Sülly erklärte, bestärkte ihn fast allein in diesem Vorsatze, und bekam Befehl, einen Zug schweres Geschütz zu diesem Feldzuge in Bewegung zu setzen. Der Herzog glaubte, an den deutschen Fürsten, den Schweizern, und der spanischen Parthey am Hofe, eine mächtige Stütze

zu

zu finden; aber sie halfen ihm alle nichts. Er mußte sich daher, als Heinrich im Jahr 1606 auf Sedan losgieng, der Gnade des Königs überlassen, der ihn zwar begnadigte, aber verlangte, daß er ihm Sedan, auf vier Jahre lang, überließe. Er legte Besatzung hinein, der Herzog wußte aber Heinrichs Großmuth so gut rege zu machen, daß er solche in Monatsfrist wieder herauszog, und ihm völlig verziehe, als er sich zu Paris ihm persönlich unterwarf.

Die Zeit der Ruhe, die hierauf folgte, wandte der König an, verschiedne löbliche Einrichtungen zu treffen. Er richtete eine neue Cammer auf, um die Pächter der Einkünfte, diese Blutigel des Volks, zur Rechenschaft zu ziehen, und zwang sie, 600,000 Kronen von ihrem mit Unrecht erworbnem Gewinne herauszugeben. Bey der Geburt seines zweyten Sohns, des Herzogs von Orleans im J. 1607. machte er sich von den Prinzen vom Geblüte unabhängiger, als zuvor. Die vornehmsten darunter waren der Prinz von Condé, der, auf den Fall der Erblosigkeit, Heinrichs Nachfolger geworden wäre, der Prinz von Conti, und sein Bruder, der Graf von Soissons. Sie waren alle drey nicht fähig, sich beym Volke beliebt zu machen.

Um diese Zeit gewann seine erste Gemahlin, Margarethe, vermöge ihres eignen Rechts, die Grafschaft Auvergne, welche ihr schon Heinrich III. geschenkt hatte. Sie verwandelte aber bald darauf die Einkünfte davon in einen jährlichen Gehalt, den sie sich ausmachte, und die Herrschaft gab sie dem Dauphin, mit der Bedingung, daß sie auf immer mit der Krone verbunden seyn sollte.

Indem Heinrich jezt nun eben anfieng, des Glücks einer ruhigern Regierung zu genießen, gerieth er, auf einer Rückfahrt von St. Germain, in große Gefahr, nebst seiner Gemahlin, den Herzogen von Vendome, und Montpensier, auch der Prinzeßin Conti, zu ertrinken. Seine Pferde fielen in die Seine, und zogen die Kutsche nach sich. Der König rettete sich durch Schwimmen, die Königin ward bey den Haaren aus dem Wasser gezogen, und auch die übrigen mit Noth erhalten.

Es war zu bedauern, daß alle treffliche Eigenschaften den König, der so sehr das Herz hatte, ein Vater seines Volks zu seyn, nicht vor der persönlichen Verachtung schützen konnten, die seine Unterthanen,

wegen

wegen seiner zunehmenden Schwachheit gegen das schöne Geschlecht, gegen ihn faßten. Er fiel aufs neue in seine vormalige Liebe zur Marquise von Verneuil, und einer neuen Buhlschaft gab er den Titel einer Gräfin von Moret. Diese war von sanfterer Gemüthsart, als jene, und daher der Königin auch weniger zuwider.

Auch der Sparsamkeit ergab sich Heinrich immer mehr, schätzte den Werth des Geldes zu hoch, und sammlete zu viel in seinen Schatz, worzu er durch den Herzog von Sülly sehr aufgemuntert ward. Man tadelte diesen deshalb, daß er den Unterpächtern, bey ihren Bedrückungen des Volks, zu viel nachsähe, damit er wieder von ihnen Geld erpressen könne, welches aber nicht wieder an die ausgesogenen Unterthanen, sondern in des Königs Cammer kam. Sülly hatte an dem Canzler Sillery, und dem Staatssecretair Villeroy mächtige Feinde; allein die hohe Meinung, welche der König von dessen Verstande, und Ehrlichkeit hegte, machte, daß jene ihm nichts anhaben konnten. Durch eben diese Eigenschaften ward auch sein Ansehn bey den Protestanten erhalten, die ihn übrigens für zu gemäßigt hielten, seiner Redlich-

keit, und Stärke im Schließen indeß so nachgeben mußten, daß Sülly in ihren Versammlungen zu Rochelle des Königs Maaßregeln beständig durchsezte.

Heinrich erlaubte in seinem Staatsrathe, der aus Männern verschiedner Gesinnung, und Partheyen bestand, einem jeden, frey seine Meinung zu sagen. Das Verhalten der Protestanten, die von ihm größere Gunstbezeugungen erwarteten, als er ihnen verwilligen konnte, hatte ihn indeß zu mürrisch gemacht, und verschaffte der spanischen Parthey große Vortheile. Wenn man den französischen Schriftstellern trauen soll, hatte der Monarch, als im Jahr 1607 die Holländer in großer Bedrängniß waren, die Absicht, sie dahin zu bringen, daß sie sich unter seinen Schutz begäben, oder, bey vorfallender Veränderung im Staate, sich ihm ganz unterwürfen. Wenigstens argwohnten dies Barneveld, und die Patrioten in diesem Staate, nahmen auch Maaßregeln dawider; denn sie pflogen, als ein freyer Staat, Unterhandlung mit dem Herzoge, und vereinigten sich zugleich mit dem Könige von England. Da Heinrich in der Folge fand, daß sich dieser Entwurf nicht ausführen ließe, schickte er den Präsidenten Jeannin ab, seinem Gesandten Bu-

zenval im Haag beyzustehen, um einen endlichen Vergleich zwischen ihm, und den Staaten, als einer regierenden Macht, zu schließen. Diese Männer richteten das ihnen aufgetragene Geschäft, mit der größten Geschicklichkeit, aus. Es kam im Anfange des Jahres 1608 ein Vergleich zu Stande, vermittelst dessen Heinrich sich anheischig machte, den Staaten 10000 Mann zu leihen, dafern sie angegriffen würden; sie dagegen sollten ihm, in ähnlichem Falle, mit 5000 Mann, es sey zu Wasser, oder zu Lande, behülflich seyn. Auch versprach er, alles zu thun, um ihnen einen sichern Frieden zu verschaffen, und sollte dieser Vergleich auch erst nach dem Frieden seine Kraft erlangen. Durch diese kluge Veranstaltung machte Heinrich das Gebiet der Staaten zu einer Vormauer seines Reichs, wider die Macht Spaniens in den Niederlanden.

Im Jahr 1608 ward Heinrichen ein dritter Sohn gebohren, dem er den Titel eines Herzogs von Anjou beylegte, der aber in der Folge, unter dem eines Herzogs von Orleans berühmter ward. Der spanische Hof suchte um diese Zeit mit ihm in sehr nahe Verbindung zu treten, die aber gar nicht nach Heinrichs Ge-

Geschmacke war. Don Pedro von Toledo, der Philipps III. Gesandter an Heinrichs Hofe, und ein Anverwandter seiner jetzigen Gemahlin war, mußte ihm Vorschläge zu einer zwiefachen Vermählung thun, zwischen dem Dauphin und Philipps III. Tochter, und hiernächst zwischen Philipps ältestem Sohne, mit Heinrichs Tochter. Diese genaue Verbindung sollte das Vorspiel eines katholischen Bündnisses seyn, welches die Hugonotten in Frankreich, und am Ende alle Protestanten in Furcht setzen könnte; allein Heinrich billigte ein solches auf Verfolgung abzielendes Bündniß nicht, zumal da solches mit seiner erneuerten Verbindung mit den Generalstaaten unverträglich war, und so lange Don Pedro zu Paris blieb, war seine Unruhe sichtbar. Auch seine Unterthanen erinnerten sich der spanischen Kunstgriffe so gut, daß, während des Aufenthalts dieses Gesandten, unaufhörliche Gerüchte, von Verschwörungen wider des Königs Leben, im Volke herumgiengen, ja einige unschuldige, aber vorwitzige Leute, die man der Zauberey beschuldigte, kamen dadurch aufs Blutgerüste.

Die Abreise des spanischen Gesandten befreyete endlich Heinrichen von diesen Besorgnissen, allein seine

seine häusliche Ruhe ward dadurch nicht vermehret. Die Königin stöhrte solche durch beständige Ränke, zu denen der Einfluß, den die Marquise von Verneuil wieder über den König erlangte, der Anlaß war. Auch sein Mißtrauen gegen die Protestanten nahm mit jedem Jahre zu, und so sehr er den Sülly liebte, und hochschätzte, so wenig konnte er den Gedanken ertragen, daß derselbe noch immer ein Protestant blieb. Weil er irrigerweise glaubte, er werde ihm noch nützlicher seyn können, wenn er seine Religion änderte, so bemühte er sich, ihn durch die reitzendsten Versprechen hierzu zu bewegen. Er bot ihm seine natürliche Tochter von Vendome, die er von der Herzogin von Beaufort hatte, zur Gemahlin für seinen Sohn, Rosny, an, und mit ihr große Geldsummen, und Ländereyen, ihm selbst aber das Schwerdt des Connetable, nach Montmorencis Tode, wofern er, und sein Sohn katholisch werden wollten. Allein der kluge Minister blieb bey diesen Reitzungen standhaft, und seinem Glauben getreu, zeigte auch seinem Herrn, daß er ihm weit nachdrücklicher dienen könne, wenn er ein Protestant bliebe. Er sagte ihm unter andern: Mein König würde ein Herz verachten, das seinem Gott nicht treu verbleiben könnte.

Der Pabst betrachtete Heinrichen damals als den einzigen Freund, den er unter den europäischen Fürsten hätte, so sehr hatten sich die Gesinnungen dieses Oberhaupts der Kirche, in-Absicht auf den sonst als einen Ketzer verbannten, Monarchen geändert. Der Grund hiervon war eine Streitigkeit zwischen der Republik Venedig, und dem Pabste Paul V. welche durch Heinrichs Vermittelung im J. 1607 beygelegt ward, und wodurch es dieser Monarch verhinderte, daß sich die Venetianer nicht, wie sie zu thun im Begriff waren, dem Gehorsam gegen den römischen Stuhl völlig entzogen. Diesen wichtigen Dienst vergalt der heil. Vater dem Könige nur schlecht, indem er ihm im J. 1609 den unpolitischen Rath ertheilte, einen Vorschlag zu verwerfen, der zur Vermehrung der Volkszahl in seinem Reiche höchst vortheilhaft hätte seyn können. Spanien vertrieb 600,000 Mohren, die sich erboten, Heinrichs Unterthanen zu werden, und die Felder in seinem Reiche anzubauen, wenn er sie in sein Gebiet aufnehmen, und ihnen Wohnungen anweisen wollte. Allein seine Eifersucht gegen die Protestanten, und noch mehr die Gesinnungen seiner katholischen Unterthanen waren Ursach, daß er diese Vorschläge verwarf.

Hein-

Heinrich befand sich jetzt in der Periode seines Lebens, wo der Wunsch nach Ruh, und häuslicher Wohlfahrt der natürlichste ist, allein seine eigne unruhige Leidenschaft hielt ihn ab, beydes zu erlangen. Er brachte eine Vermählung zwischen dem Prinzen von Condé, und der Tochter des Connetable Montmorenci zu stande; aber aus unlauterer eigennütziger Absicht, denn er war in diese junge Prinzessin, die eine ausserordentliche Schönheit war, sterblich verliebt, und hofte von dem Prinzen Condé, daß er nachsichtsvoller gegen diese Schwachheit seines Monarchen seyn würde, als Bassompierre gewesen seyn möchte, mit dem die Prinzessin vorhin verlobt war. Hierin aber irrte er sich, denn der Prinz, der diese Neigung des Königs zu seiner Gemahlin nicht vertragen konnte, verließ darüber Frankreich, und begab sich nach Brüssel, unter spanischen Schutz; Heinrichs häusliche Ruhe aber ward durch diese aberwitzige Liebe, so sehr er sie vor seiner Gemahlin auch zu verbergen suchte, gar sehr unterbrochen.

Heinrich wünschte seit geraumer Zeit, einen dauerhaften Frieden zwischen den Generalstaaten, und den Spaniern vermitteln zu können; denn der Bey-

stand an Geld, und Volk, den er seinen ehemaligen Bundsgenossen unter der Hand leistete, fiel ihm in die Länge beschwerlich. Er schickte zu dem Ende den Präsidenten Jeannin nach dem Haag, und dieser größte Unterhändler seiner Zeiten überwand die Schwierigkeiten alle, die sich dem Wunsche Heinrichs, sowol von Seiten Spaniens, als der Holländer entgegen setzten. Spanien wollte mit den vereinigten Provinzen nur wie mit Unterthanen umgehen, Prinz Moritz von Oranien aber wünschte, aus besondern Absichten, die Fortsetzung des Kriegs, und selbst die Holländer weigerten sich, aus Mißtrauen gegen Heinrichen, den sie geheimes Streben nach der Oberherrschaft über ihren Staat zutrauten, seine Vermittelung anzunehmen. Allein Heinrichs standhafte Erklärung brachte, mittelst Jeannins Geschicklichkeit, im Jahr 1609 den 12jährigen Stillstand mit Spanien hervor, wodurch der Grund zur Unabhängigkeit der vereinigten Staaten gelegt ward, und ein Bündniß mit dem Monarchen, dem sie die Festigkeit ihrer Macht mit zu verdanken hatten, war die Folge ihres Vergleichs mit Spanien.

Heinrich wünschte diesen Vergleich sonderlich deswegen, um mit größerer Muße seine Gedanken auf die wichtigste Sorge seines Lebens, die Demüthigung des Hauses Oesterreich, richten zu können. Denn obwohl er sich nicht getrauete, den Pabst zu beleidigen, auf dessen guter Gesinnung gegen ihn, wie er wohl einsah, nicht um die Ruhe seines Reichs, sondern auch die Rechtmäßigkeit der Geburt seiner Kinder beruhete; so war er doch fest überzeugt, daß seine äussere Sicherheit darauf allein ankäme, ob es ihm gelingen möchte, die beyden vornehmsten Stützen des heil. Stuhls, den König von Spanien, und den Erzherzog von Oesterreich zu demüthigen. Dieses gedachte er dadurch zu bewerkstelligen, daß er den Ungarn, und Böhmen wieder zu ihrer Freyheit verhülfe, die deutschen Fürsten bey ihrem Widerstande gegen den Kayser schützte, und Spaniens Macht in den Niederlanden, auch an der Seite von Savoyen, einschränkte. Die katholische Parthey in seinem Staatsrathe, deren Oberhaupt die Königin selber war, erregte ihm durch ihre Einflüsse beständigen Verdruß; denn sie munterte ihn unaufhörlich zur Strenge gegen die Protestanten auf, die für die Ruhe seines Reichs, wenn er hätte ein Verfolger dersel-

ben werden wollen, höchst gefährlich würde gewesen seyn.

Diese Absicht, das österreich=spanische Haus zu demüthigen, hatte in Heinrichs Seele einen großen Entwurf erzeugt, über den er schon vorhin mit der Königin Elisabeth, und ihrem Nachfolger, Jacob I. Unterhandlung gepflogen hatte. Der Herzog von Süllp läßt sich über denselben so ausführlich heraus, daß man ihn nicht vor ein bloßes Hirngespinste halten kann, obwohl er, da er nur in der Idee geblieben ist, nur mit wenigem angezeigt zu werden verdient. Heinrich, sagt er uns, hab' es sich vorgenommen, aus den europäischen Mächten eine Art von christlicher Republik zu errichten (vielleicht nach dem Muster der ehemaligen griechischen) wodurch nicht nur die Macht des Hauses Oesterreich eingeschränkt, sondern auch das ottomannische Reich umgestürzt werden könnte. Er wollte zu dem Ende die ganze Christenheit in 15 Staaten eintheilen, die einander an Macht gleich seyn, und deren Grenzen mit allgemeiner Uebereinstimmung sollten festgesezt werden. Frankreich sollte das Haupt derselben seyn, doch ohne daß ihm dadurch eine Obergewalt über die andern zuwüchse. Zu diesem chimärischen

rischen Entwurf hatte Heinrich, wenn man Sülly glauben soll, seine großen Schätze gesammlet, und sich bemüht, alle seine Unterthanen zu dessen Ausführung zu vereinigen.

Der Tod des lezten Herzogs von Jülich, Cleve und Bergen, der im Jahr 1609. ohne Erben starb, gab Heinrichen einen scheinbaren Anlaß, der Ausführung seines großen Entwurfs näher zu treten. Verschiedne deutsche Fürsten, sonderlich der Churfürst von Brandenburg, und der Pfalzgraf von Neuburg, suchten ihr Recht auf diese Länder zu behaupten; Heinrich unterstüzte dieselben, und beförderte den protestantischen Verein, der im Anfange des Jahrs 1610. zwischen den protestantischen Ständen zu Schwäbisch-Hall wider das Haus Oesterreich, geschlossen ward, traf auch würksame Anstalten zu ihrer Vertheidigung gegen dies mächtige Haus.

Allein dieser große Monarch, hatte das eigne Schicksal, daß unter seine erhabensten Absichten die niedrigsten Gesinnungen sich mischen sollten, und so ward auch jetzt die ansehnliche Macht, die er zu Ausführung jenes ungeheuern Anschlags auf die Beine gebracht

bracht hatte, in Bewegung gesetzt, jene unordentliche, aber lächerliche, Leidenschaft zu unterstützen, die Heinrich noch immer gegen die Prinzeßin von Condé zu hegen fortfuhr. Der Prinz hatte seine Neuvermählte nach der Picardie geführt, ohne Zweifel um sie den Augen ihres königlichen Liebhabers zu entziehen, aber dieser kam darüber so sehr aus der Fassung, daß er sie verkleidet besuchen wollte. Bald darauf kam der Prinz an den Hof, und der verliebte König vergaß den Wohlstand so sehr, daß er ihm befahl, seine Gemahlin mit zu bringen. Der Prinz stellte sich, als wollte er gehorchen, führte sie aber statt dessen nach Landreci, welches dem Erzherzoge Albert zugehörte. Darüber kam Heinrich völlig ausser sich, und seine Unruh darüber ward jezt so öffentlich bekannt, daß sie eine Art von Aussöhnung zwischen der Königinn, und der Marquise von Verneuil veranlaßt.

Der Monarch vergaß das, was er seiner Würde schuldig war, so sehr, daß er den Hauptmann seiner Leibwache Preslin mit solchen Drohungen an den Erzherzog abschickte, die ihn vielleicht abgeschreckt haben könnten, das vornehme Paar in seinen Schutz zu nehmen, wenn ihm nicht Spinola einen Muth ge-

machte,

macht, und zugeredet hätte, dasselbe nach Brüssel einzuladen, damit es nicht das Ansehn hätte, als ob man sich vor dem Könige von Frankreich fürchte.

Hierüber gerieth der König vollends in Zorn, und äußerte die Wuth eines eifersüchtigen Tyrannen. Eine förmliche Kriegserklärung schien ihm jezt ein zu langsames Mittel zu seyn, seiner Geliebten habhaft zu werden. Er schickte den Marquis von Cöuvres, den Vertrauten des Prinzen von Condé an ihn ab, der ihn zur Rückkunft unter dem Vorwande überreden sollte, daß er seine Gemahlin in die Hände der Frau von Angoulesme, die sie erzogen hatte, übergeben könnte. Wenn dies fehlschlüge hatte jener den geheimen Auftrag, sie zu entführen, und der Connetable, der Vater der Prinzeßin, welcher wußte, daß der Prinz seine Gemahlin nicht sehr liebte, war selbst der Meinung: daß dies das beste Mittel seyn würde, diesen schlimmen Handel zu Ende zu bringen.

Unbedachtsamer Weise entdeckte der König diesen Anschlag, von dem er glaubte, er könne ihm nicht fehlschlagen, seiner Gemahlin, und diese ermangelte nicht, dem Marquis von Spinola sogleich einen Wink

davon

davon zu geben. Wenige Stunden zuvor, ehe der Anschlag ausgeführt werden sollte, brachte daher die Erzherzogin, auf Spinola's Anregen, die Prinzeßin in ihrem Pallaste in sichre Verwahrung. Der Liebe sieche Monarch aber sank vor Verdruß, über seine fehlgeschlagne Erwartung, bis in das kindische herab, und beschleunigte seine Zurüstung zum Kriege mit einem Eyfer, der alle Welt glauben machte: es wäre dabey seine Haupt-Absicht, die Prinzeßin wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Sein Heer bestand aus 40000 Mann vortreflich, geübte Leute, welche alte Feldherrn unter ihm der jezt der erfahrendste unter allen seiner Zeit war, anführen sollten. Ueberdem hatte er eine ansehnliche Schaar Schweitzer in Sold genommen, und eine große Anzahl Freywillige aus dem hohen, und niedern Adel des Reichs sammleten sich, um ihn auf diesem Zuge zu begleiten.

Er hatte bereits einem starken Haufen seiner Truppen Befehl gegeben, sich gegen Jülich zu ziehen, um die mit ihm verbundnen Fürsten, den Churfürsten von Brandenburg, und Pfalzgrafen von Neuburg zu

unter-

unterstützen, die sich dem Erzherzoge Leopold widersetzten, der im Nahmen des Kaysers, von Jülich und Cleve Besitz nehmen sollte. Die Belagerung von Jülich war damals von den protestantischen Fürsten beschlossen worden, da indeß die Höfe zu Madrid, und Brüssel nur noch Zuschauer bey diesen Händeln blieben.

Der Erzherzog Albert getraute sich nicht, Heinrichen einen Durchzug durch sein Gebiet wider Jülich abzuschlagen; aber ganz Europa war erstaunt darüber, daß ein so zahlreiches Heer, mit 50 metallenen Canonen, dem größten Zuge von Geschütz, dessen bis dahin die Geschichte gedenkt, sollte gebraucht werden, einem so geringfügigen Unternehmen zufolge, als die Belagerung einer schlecht befestigten Stadt war, zu deren Einnahme das Heer der verbundnen protestantischen Fürsten mehr denn hinreichend war.

Heinrich wartete indeß mit Ungeduld, und in einem sehr unruhigen Gemüthszustande zu Paris, auf die Eröfnung des Feldzuges. Seine Gemahlin, die er zur Reichsverweserin, während seiner Abwesenheit, erklärte, quälte ihn mit der dringenden Bitte: sie

noch vor seiner Abreise krönen zu lassen, damit sie, als Regentin, mehr Ansehn haben möchte. Der Herzog von Sülly wußte wohl, daß dem Könige der Zeit- und Geld-Verlust, den diese Ceremonie veranlassen würde, höchst zuwider sey, und suchte sie also zu hintertreiben; allein die Königin, die von ihren italiänischen Hofbedienten immer darzu angereget wurde, bestand darauf, um so mehr, da der spanische Statthalter zu Meiland, Graf Fuentes, auf Befehl seines Hofes, das Gerücht ausstreuete: die Kinder, welche Heinrich von Marien von Medices hätte, wären unächt, und der Prinz von Condé, der sich jetzt, unter spanischem Schutze, zu Meiland aufhielt, sey daher als nächster Erbe der Krone Frankreich zu betrachten. Mehr aber als dies alles beunruhigte den König eine schreckliche Entdeckung, die er machte, daß nemlich ein Theil seiner Minister, und vermuthlich die Königin, nebst Willeroy selbst, am spanischen Hofe seinen Absichten entgegen arbeiteten. Hierzu kamen traurige Ahndungen eines ihm bevorstehenden Unglücks. Er hatte gehört, eine vermeinte Heilige habe gesagt: die Krönung der Königin sey wegen des nahen Todes des Königs nothwendig, und er sagte zu Sülly:

„Ach!

„Ach! mein Freund! wie sehr mißfällt mir diese „Krönung! ich weiß nicht, was dies ist in mir, was „mich nicht ruhig seyn läßt.“ Bey Gott! rief er aus, „ich werde in dieser Stadt sterben: ich werde „nie hinauskommen: sie werden mich umbringen, „denn sie sehen wohl, daß sie kein anderes Mittel „für sich haben, als meinen Tod.“

Würklich wurden auch auf den Rath Sülly's die Zubereitungen zu dieser Feyerlichkeit eingestellt; aber die Königin fand sich dadurch äusserst beleidigt, und Heinrich gab, nach seiner Gutmüthigkeit zu, daß sie wieder angefangen wurden. Die Krönung geschah zu St. Denis durch den Kardinal von Joyeuse, der feyerliche Einzug der Königin aber sollte erst nach drey Tagen erfolgen.

Zween Tage zuvor wollte der König die Ehrenpforten, und Triumphbogen besehen, die zu dem Ende aufgerichtet wurden; er ließ also Nachmittags seinen Wagen anspannen. Seine Bedienten hatten an diesem Tage viel Unmuth an ihm bemerkt, und man hatte ihn leise sagen hören: „Mein Gott! was ist „doch das in mir, was mir keine Ruhe lassen will.“

Er sprach, und aß wenig, schlug auch einigen Personen ab, sie zu sprechen.

Unter dieser innern Bangigkeit fuhr der Staatswagen des Königs vor, worinn er sich mit noch sechs Personen seines Gefolges sezte, von denen der Herzog von Epernon ihm zur Rechten saß. Als ihn der Kutscher frug, wo er hinfahren sollte, sagte der König verdrüßlich: Bringe mich nur von hier weg, und da er unter das erste Thor kam, befahl er, die Kutsche von allen Seiten aufzumachen, damit er sich besser umsehn könnte, schickte seine Leibwache zurück, und behielt nur einige Bedienten zu Fuß bey sich. Als der Wagen in die enge Eisenhändler-Gasse kam, ward er durch einige Karren, die ihm entgegen fuhren, aufgehalten. Die Bedienten giengen wegen des entstandenen Gedränges über einen gewissen Kirchhof in der Nähe; nur zween blieben beym Wagen, der eine war vor demselben beschäftigt, Platz zu machen, der andre knüpfte sich hinter demselben das Strumpfband fest. Der König neigte sich, um dem Herzoge von Epernon etwas ins Ohr zu sagen, und die am Schlage sitzenden Herren wendeten deswegen die Köpfe gegen die Pferde. In diesem Augenblicke trat ein junger

Mensch,

Mensch, Franz Ravaillac, der dem Wagen beständig nachgefolgt war, auf die Speichen des einen Hinterrades, und stieß, über den Herzog von Epernon hinweg, dem Könige ein Messer in den Leib, so daß dieser ausrief: Ich bin verwundet. Mit unglaublicher Schnelligkeit wiederholte er seinen Stoß, und durchschnitt dem Könige die Hohlader unter dem Herzen. So ward der größte, der gütigste, und beste Monarch, der je den Thron Frankreichs besessen, in seiner Hauptstadt, mitten unter seinen Kindern, von einem Bösewichte ermordet, den er nie beleidiget hatte.

Die Begleiter des Königs waren alle so bestürzt, daß der Mörder leicht hätte entrinnen können, wenn er eben so geschwind, als er die Stöße nach Heinrichen gethan, das blutige Messer unter den Wagen geworfen hätte, und davon gelaufen wäre. Allein er blieb unbeweglich mit dem Messer in der Hand auf den Speichen stehen, und konnte also leicht ergriffen werden, nachdem der Herzog von Epernon einen Edelmann abgehalten hatte, ihn nieder zu stoßen.

Es ist wohl ausgemacht, daß der Mörder dieses großen, und guten Monarchen ein Schwärmer gewesen,

wesen, der von den Gesinnungen der Ligue angesteckt war, und Gott damit einen Dienst zu thun dachte, wenn er einen König umbrächte, von dem er glaubte: er wolle den Pabst hintergehen, und die Catholicken der Rache der Hugonotten überlassen. Ob er aber nicht Mitschuldige bey dieser Frevelthat sollte gehabt haben, das läßt sich bey der Dunkelheit, in welcher diese Sache geflissentlich ist gelassen worden, schwerlich ausmachen. Die Warnungen, welche Heinrich aus verschiednen Ländern, wegen der ihm bevorstehenden Gefahr erhielt, die häufigen Gerüchte zu gleicher Zeit, daß er schon todt sey, da die That noch ungeschehen war, die nachläßige Art, mit welcher man über diesen Frevel Untersuchungen anstellte, und das Geheimnißvolle, was man über die Urkunden davon ausgebreitet hat, läßt allerdings Mitschuldige bey dieser That vermuthen. Die öffentliche Stimme gab die spanische Parthey in Frankreich, die Italiäner am Hofe der Königin, vornemlich aber die Jesuiten, als diejenigen an, welche darzu gewürkt hätten, die Einbildungskraft dieses jungen Menschen so zu verwirren, daß er eine verdienstliche That zu thun meinte, indem er, durch die schändlichste Boßheit, dem besten Monarchen das

Leben

Leben raubte, was er noch 30 Jahre, und drüber, nach seiner starken Leibesbeschaffenheit zu rechnen, zum unaussprechlichem Glücke seiner Nation hätte fortsetzen können.

Dieses beklagenswürdige Schicksal traf Heinrichen im 58sten Jahre seines Alters, im 38sten Jahre seiner Regierung über Navarra, und nachdem er 21 Jahre den Thron von Frankreich besessen hatte. Von seiner ersten Gemahlin, Margarethe von Valois hatte er keine Kinder, von der zweyten aber hinterließ er drey Söhne, und eben so viel Töchter. Der Dauphin Ludwig XIII. folgte ihm auf dem Throne, der zweyte, welcher Herzog von Orleans hieß, starb ein Jahr nach seinem Vater, und seinen Titel erbte nun der dritte, Gaston, der in der Folge sich sehr berühmt machte. Von seinen Töchtern ward Elisabeth an Philipp IV. von Spanien vermählt, Christine die Gemahlin Amadeus, Herzogs von Savoyen, und Henriette Marie mit Carl I. dem unglücklichen Könige von England verheirathet. Die Kinder von seinen Beyschläferinnen waren so zahlreich, und so ungewiß, daß

man ihre Namen nicht anführen kann; er selbst erkannte deren acht für seine Abkömmlinge.

Heinrich war von Statur mehr lang, als mittelmäßig an Größe. Sein Gesicht ist aus seinen Bildnissen, die eine sprechende Aehnlichkeit von ihm haben sollen, wohl bekannt; er hatte eine breite Stirne, lebhafte Augen, und eine Habichtsnase. Seine Haare fiengen schon von seinem 35sten Jahre an grau zu werden, welches er den frühen, und langen Widerwärtigkeiten zuschrieb, mit denen er hatte kämpfen müssen. Sonst war er von fester Gesundheit, denn so wenig er sich auch schonte, war doch das Podagra fast die einzige Krankheit, die ihn beunruhigte.

Was seinen Geist betrift, so hat Frankreich, selbst nach dem Bekenntniß der neuesten Schriftsteller dieser Nation, keinen bessern Monarchen auf dem Thron gesehen, als ihn, der den Namen des Guten, durch seine Gesinnungen gegen sein Volk, eben so sehr verdiente, als den des Großen durch seine Feldzüge, und Thaten im Frieden, wie im Kriege. Mit welchen entsetzlichen Schwierigkeiten

muste

muste nicht dieser Monarch kämpfen, welche Menge von Hindernissen, die den Beherztesten hätte abschrecken können, muste er nicht überwinden, eh' er den Thron besteigen konnte, zu dem ihm die Geburt ein unzweifelhaftes, und doch so sehr bestrittnes Recht gab? In welchem traurigen Zustande lang gedauerter Anarchie, und Elends aller Art fand er nicht seine Unterthanen? und zu welchem ruhigen Wohlstande hob er sie nicht empor, sobald ihm seine Feinde darzu einige Musse gönnten? Aber er hatte noch weit bessere Entwürfe für sie im Kopfe, die er, nach dem zu urtheilen, was er in so wenigen Jahren einer fast immer durch Kriege, und Unruh unterbrochnen Regierung ausgeführet hat, ohnfehlbar würde zur Würklichkeit gebracht haben; er, dieser leutselige Vater seines Volks würde es gewiß wahr gemacht haben, was er mehr denn einmal sagte: „er wollte, daß jeder Bauer in seinem „Königreiche jeden Sonntag eine Henne in seinem „Topfe am Feuer haben solle.“

Seine Offenherzigkeit, und Großmuth machte ihm fast alle seine Gegner noch vor seinem Tode zu Freunden. Mit welchem Edelmuthe wieß er

nicht den Antrag zurück, den ihm die Abgeordneten der Provinz Champagne machten: daß sie sich des Herzogs von Guise bemächtigten, und ihm denselben überliefern wollten. Der Herzog kam, ihm dafür zu danken, daß er sich auf billige Bedingungen mit ihm verglichen hatte, konnte aber vor Verwirrung, und Freude keine Worte vorbringen. Heinrich umarmte ihn einigemal, und sagte; „Mein „Vetter! sie sind kein großer Redner, so wenig, als „ich es bin: ich weiß, was Sie mir sagen wollen, „und es ist hier an einem Worte genug. Wir sind „alle Fehlern, und Ausschweifungen der Jugend unterworfen: ich vergesse alles; aber wir wollen „auch nicht wieder zum alten zurückkehren. Erkennen Sie mich vor den, der ich bin, so will ich „Ihnen an Vaters Stelle dienen, und ich sehe „niemand an meinem Hofe lieber als Sie." Dem Herzog von Mayenne, der ihm so lange widerstanden, und so viel Uebels zugefügt hatte, begegnete er eben so freymüthig, als er nach Monceaux zu ihm kam, ihm seine Unterwürfigkeit zu bezeigen, umarmte ihn, und führte ihn darauf mit geschwinden Schritten im Garten herum. Als er merkte, daß jener darüber völlig außer Athem kam, ließ er ihn mit den

leutseligen Worten weggehn, um auszuruhn: „Mein Vetter! Dies ist das einzige Uebel, welches ich Ihnen jemals anthun werde.“ Der Herzog gestand auch beym Weggehn: nun hab' ihn der König erst völlig überwunden. Als er sich im Jahr 1603 erbitten ließ, die Jesuiten, die ihm mehr denn einmal nach dem Leben gestanden hatten, wieder ins Reich aufzunehmen, sagte er zu ihren Abgeordneten: „Ich „will den Jesuiten kein Uebel: das Uebel, welches „ich irgend einem lebendigen Menschen will, mag „mir selber wiederfahren. Mein Parlement hat „etwas gegen euch vorgenommen, allein nicht, ohne „es wohl überlegt zu haben.“ Heinrich suchte diesen Orden, der sich sehr feindseelig gegen ihn erwiesen hatte, durch großmüthige Güte sich zum Freunde zu machen, und nahm sogar, nach ihrer Zurückberufung den Jesuiten Cotton zu seinem Beichtvater an. Ob es ihm hierinn gelungen ist, mag sein trauriger Tod der Nachwelt sagen, der mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit diesem Orden, und dem Herzoge von Epernon, welcher stets sein geheimer Feind blieb, so sehr ihn der Monarch durch Vertrauen zu gewinnen suchte, zugeschrieben wird. Man findet die Beweise hiervon in einem Buche,

wel-

welches den Titel führt: Gefahr der Majestäten auf Erden, bey den abscheulichen Lehrsätzen, und Thathandlungen der Jesuiten.

Bey diesem überwiegenden Hange seines Herzens zur Großmuth, und Verzeihlichkeit war Heinrich zugleich der unbeugsam-gerechteste Regent, wo es darauf ankam, das Recht zu handhaben. Er hielt sich, nach seinem eignen Geständnisse, nur darinn von seinen Unterthanen unterschieden, daß er die Stärke der Gerechtigkeit in seiner Gewalt habe, sonst, sagte er, hab ich nur zwey Augen, und zwo Hände, wie sie. Als er einst von vielen Großen gebeten ward, einem jungen Menschen, der einen Mord an seiner Schwester begangen, das Leben zu schenken, antwortete er ihnen: „Ich schenke ihm seine Asche, „wenn man ihn gehörig bestraft haben wird. Wenn „ich gleich der Vater dieses Elenden wäre, sagte er, „wollt' ich doch nicht für ihn bitten."

Es würde zu weit führen, alle Züge der Seelengröße, und Gutmüthigkeit an Heinrichen mit Beyspielen aus seiner Geschichte belegen zu wollen; dies gehört in seine Biographie, die mit so meisterhafter

Hand

Hand von Schröckh ist entworfen worden. Freylich hatte dieser große König auch seine Schwachheiten, und Fehler, aber er kannte sie selbst, und spottete mit so guter Art darüber, daß die, so oft um ihn waren, sich an einem gewissen Leichtsinne, den er sich in seinem Bezeigen erlaubte, nicht ärgerten. Seine Liebe für das andre Geschlecht war wohl der größte unter seinen Fehlern, der ihm sehr oft alle ruhige Heiterkeit des Gemüths raubte, und nicht selten auch seinen Regierungs-Geschäften im Wege war. Seine Neigung zum Spiele entstand aus der mit den Jahren bey ihm zunehmenden Liebe zum Gelde: weil er indeß meist unglücklich spielte, und oft nicht geringe Summen verlohr, so arbeitete er ernstlich daran, sich diesen Fehler abzugewöhnen. Mit dem größten seiner Minister, Süly, hatte er die Schwachheit gemein, an die Sterndeuterkunst zu glauben; aber das war zu seiner Zeit die Thorheit der größten Männer in Europa. Seinem ältesten Sohne ließ er, bey seiner Geburt, die Nativität stellen, hatte aber nicht Ursach, darüber vergnügt zu seyn.

Heinrich besaß übrigens einen scharfsinnigen Geist, eine gesunde Urtheilskraft, und einen fertigen

Witz,

Witz, der ihm immer zu Gebote stand, auch war sein Ausdruck im Reden, und Schreiben stets nachdrücklich, und männlich. Weil er wußte, daß die schlechte Verwaltung der Einkünfte des Reichs seine Vorgänger, und ihn selber, oft in große Verlegenheit gesetzt hatte, so bemühte er sich, solche auf einen sichern Fuß zu setzen. Im Jahr 1605 führte er die sogenannte Paulette ein, d. h. die jährliche Erlegung des 60sten Pfennigs von dem Werthe aller obrigkeitlichen Aemter, kraft welcher sie erblich wurden, da sie schon vorher käuflich gewesen waren. Dies war unstreitig ein Misbrauch, aber seine damaligen Umstände schienen diese schleunige Hülfsquelle zu erfordern, und wenn er neue Auflagen seinen Unterthanen abfordern mußte, so that ers wenigstens nicht, wie so manche seiner Vorgänger, um seine Günstlinge zu bereichern, sondern um die nöthigen Ausgaben des Staats zu bestreiten. „Ich hab' eine heftige Be„gierde, sagte er einst den Abgeordneten von Guienne, wo eine solche neue Auflage Empörungen veranlaßt hatte, „meinen Unterthanen Erleichterung ver„schaffen zu können; nie hat einer meiner Vorgänger „ihr Gebet zu Gott so sehr gewünscht, als ich, da„mit die Jahre meiner Regierung geseegnet werden

„möch-

„möchten. Die unruhige Bekümmerniß, in die man „euch setzen will, als wenn ich Festungen in euren „Städten anlegen wollte, ist falsch, und aufrührisch. „Ich verlange keine andere Festungen, als in den „Herzen meiner Unterthanen.“ Der gütige Monarch hob auch die Steuer, die diese Gährung erregt hatte, bald wieder auf, da er erfuhr, daß die Unterthanen, bey Gelegenheit derselben, sehr gedrückt würden.

Seine jährlichen Einkünfte, die unter Heinrich III. nur 40 Millionen Livres betrugen, wurden durch Süllys Einrichtungen, zu denen aber der König die Entwürfe mehrentheils selber ihm vorlegte, auf 80 Millionen vermehrt. Dies geschahe durch Beförderung der Künste, Manufacturen, und Handlung, wodurch dem äusserst entkräfteten Staat, den lange Bürgerkriege ausgesogen hatten, Leben, und Betriebsamkeit wieder gegeben ward. Auch wandte Heinrich ansehnliche Summen auf prächtige Palläste, und öffentliche Gebäude, führte zuerst die Seidenwürmer in Frankreich ein, und ließ Maulbeerbäume pflanzen. Dies that er wider den Rath Sülly's, der kein Freund neuer Versuche zu Manufacturen war; aber die Folge hat bewiesen, wie nützlich die Entschlossen-

heit

heit Heinrichs, womit er diese Entwürfe durchsetzte, seinem Reiche gewesen ist. Daß er auch ein Freund der Wissenschaften, und der Gelehrten war, bewies er durch manche Stiftung, die er zu Beförderung nützlicher Kenntnisse gemacht hat, wie z. B. die von der Universität zu Aix in Provence, und zwey Lehrerstellen in der Gottesgelahrheit bey der Sorbonne, sich von ihm herschreiben.

Dieser große König war übrigens sehr glücklich in der Wahl seiner Diener, und fand unter ihnen Freunde, die ihm, der es so sehr verdiente, Freunde zu haben, mit wahrer Ergebenheit, und unbestechlicher Treue zugethan waren. Die vornehmsten darunter waren Bellivre, Sülleri, Villeroi, Jeannin, und Sülly; der letztere aber war von allen der nützlichste, und der, welcher das Vertrauen des Königs so unbegränzt besaß, daß er um alle seine Geheimnisse wußte. Der Neid der Hofleute legte es oft darauf an, ihn zu stürzen, der König selbst, der den Anfällen eines jähen Zorns manchmal ausgesetzt war, gerieth nicht selten wider ihn in Hitze, und Argwohn; allein seine Rechtschaffenheit ward am Ende immer erkannt, und die

Liebe

Liebe seines Königs zu ihm dadurch vermehret. Einst hatte er sich von Verläumdern sehr wider ihn einnehmen lassen, aber Sülly widerlegte den künstlichen Aufsatz, den man dem Monarchen, ihn zu stürzen, übergeben hatte, mit dem ruhigen Bewußtseyn seiner Unschuld, zu des Königs völligster Ueberzeugung, und wollte sich ihm darauf zu Füßen werfen. Heinrich aber, der die Hofleute in der Ferne stehn sah, hielt ihn mit den edelmüthigen Worten zurück: „Ich will nicht, daß sie euch in dieser Stellung „sehen, und glauben sollen, als hättet ihr sie ange„nommen, um Verzeihung der Verbrechen zu erlan„gen, deren sie euch fälschlich angeklagt haben." Einige Zeit nachher that ihm dieser redliche Mann, wegen eines Liebeshandels, so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König äusserst darüber entrüstet ward, und ihn plötzlich mit den Worten verließ: „Das ist ein Mensch, den ich nicht mehr ausstehen „kann. Er thut nie etwas anders, als mir wider„sprechen, und mißbilligt alles, was ich will. Aber „bey Gott! ich will mir Gehorsam verschaffen: ich „will ihn in 14 Tagen nicht sehen." Des andern Morgens, um 7 Uhr, hört Sülly an seiner Thür klopfen, und als er sie öfnet, tritt der König hin-

ein, erfährt, daß Sülly schon seit 3 Uhr für ihn arbeitet, söhnt sich mit ihm aus, und sagt ihm: „Sobald ihr mir in Dingen, die nicht nach eurem „Geschmack sind, nicht mehr widersprechen werdet, „so werd' ich glauben, ihr liebt mich nicht mehr."

Kein Wunder, daß der unglückliche, unerwartete Tod eines solchen Königs die Herzen vieler seiner treuen Unterthanen so heftig rührte, daß Betrübniß und Schmerz sie ins Grab stürzten. Seine Leiche wurde nach St. Denis, sein Herz aber in das Jesuiter-Collegium zu la Fleche gebracht, wie er diesen Ordensleuten, bey Vergrößerung ihrer Stiftung daselbst, versprochen hatte. Der Kummer, der sich auf den Gesichtern fast aller seiner Unterthanen, bey seiner Leichenbestattung sehen ließ, war für ihn das ehrenvolleste Leichenbegängniß; bey seiner Gemahlin dagegen ließ sich weder Schrecken, noch Betrübniß wahrnehmen. Sie sorgte nur davor, sogleich sich der Regentschaft des Reichs, während der Minderjährigkeit des Dauphins, zu versichern, vom Parlement sich dafür erklären zu lassen, und die, so vermöge ihrer Geburt mit daran Anspruch machen könnten, zu entfernen. Auch dauer-

te es nicht lange, so waren alle die weisen Maaßregeln, und Anordnungen, welche dieser Vater seines Volks getroffen hatte, über den Haufen geworfen. Seine Schätze wurden verschwendet, seine Bundsgenossen verlassen, Sülly, der getreueste Diener des Staats, seiner Aemter entsetzt, und auf seine Güter verwiesen. Unruh, Verwirrung, Gewaltthat, und innerliche Kriege, nahmen in Frankreich so allgemein überhand, als ob nie ein so weiser, und gutmüthiger Monarch, wie Heinrich IV. auf dem Throne gesessen hätte, und auf geraume Zeit sank dies Reich, was durch ihn von den ersten wohlthätigen Strahlen der Aufklärung beglükket worden war, wieder in die Verfinsterung der Schwärmerey, und des Aberglaubens zurück, würde auch ohne Zweifel völlig so elend, als zu den Zeiten der Ligue, wieder geworden seyn, wenn nicht ein großer Geist die königliche Würde wieder hergestellet hätte, wie uns der Verfolg dieser Geschichte im folgenden Theile lehren wird.

(Ende des fünften Bandes.)

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Druckfehler.

Seite 108. Zeile 16. statt Coligny lies Teligny.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte Frankreichs vom Ursprung der Monarchie bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI Nach den besten Quellen bearbeitet

Bd.: 5.

Berlin (1793)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3,450(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094405-4
VD18 80296785-001